Pb. U 36-1

<36605944020011

<36605944020011

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Opera. pag. 74.

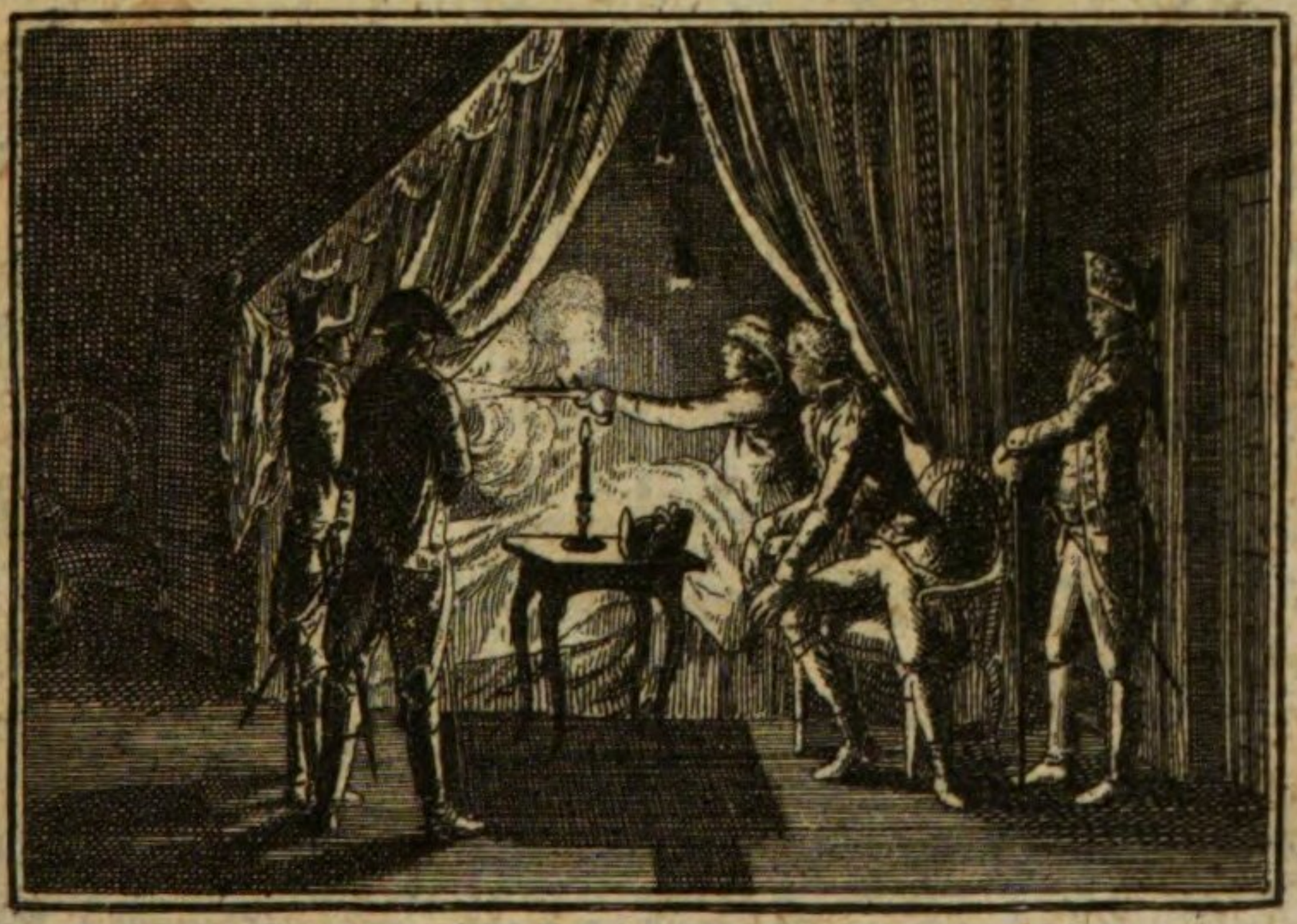
R

Jak. Beatties, LL. D.

Professors der Moralphilosophie und Logik am Marschall-Collegio auf der Universität zu Aberdeen, und Mitglieds der Seeländischen Sozietät der Künste und Wissenschaften.

Moralische und Kritische Abhandlungen.

aus dem Englischen, mit Zusätzen, und einer Vorrede.



Erster Theil.

Göttingen,
bey Johann Daniel Gotthelf Brose
1789.

Bibliothek des Klosters Neuzelle

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Schon die Allgemeinheit, in der die Verdienste meines Verfassers bekannt sind, macht die gewöhnliche Vorrednersprache unnöthig, die mehrentheils den Werth des verdeutschten Werkes zum alleinigen Augenmerke hat; und so sehr dadurch vielleicht auch die Rechtfertigung meines Unternehmens gewinnen dürfte, würde ich doch durch einen Versuch, sie auseinanderzusetzen, gegen sie ungerecht zu werden glauben. Wer in diesem Buche tiefe metaphysische Spekulation sucht, wird sehr irre gehen. Wer sie bey der itzigen Lage der Philosophie vermißt, mag indeß nicht so ganz Unrecht haben. Und eben dies Gefühl war die erste Veranlassung meiner Zusätze, welche dies Bedürfniß einigermaßen zu befriedigen sich bemühen. Ein planer, licht- und doch geist-voller Gang der Ideen, scharfsinnige Benutzung alltäglicher Erfahrungen und nicht selten eben so scharfsinnig daraus gefolgerte Resultate machen dies Buch zu einer nützlichen, und die elegante Dik-

tion,

tion das sanfte und artige Kolorit, der geschmeidige Periodenbau, zu einer angenehmen Lektüre. Jenen Vorzügen war bey einer hinreichenden Sprachkenntniß nicht so leicht etwas zu nehmen, als diesen. Ich habe mich indeß sorgfältig bemühet, nicht nur beyden ihr Eigenthum zu lassen, sondern ich habe auch zuweilen diese aus meinem Vermögen zu vermehren gesucht, weil ich nicht glaube, daß Räsonnements der Art durch einen vernünftigen Schmuck eine Entstellung zu befürchten haben.

Die Anmerkungen und Gedanken, welche mir die Arbeit selbst darbot, findet man zum Theil in den Zusätzen zusammengestellt, und ich glaube auch dadurch für die Ruhe meiner Leser nicht wenig gesorgt zu haben. Denn mir wenigstens ist kein Buch unangenehmer und beschwerlicher zu lesen, als ein Buch mit Anmerkungen, weil diese Zwischenschüsse durch ihr Plakkern das ganze schöne Feuer der Fronte verderben und nicht selten mit einer Gedankenreihe davon gehen, die weit mehr, als sie selbst werth war. Die Uebergänge von einer Idee zur anderen werden durch nichts mehr gestört, als durch diese Anmerkungen, die mehrentheils alle Augen-

genblicke den Zuhörer aus einer gesetzten, zusammenhängenden Konversation bey Seite rufen, um ihm meistens nichtswürdige Dinge, die er längst weis, oder froh ist vergessen zu haben, ins Ohr zu zischeln. Wer seine Entdeckungen, Erläuterungen, Entdeckungen hinzuzufügen sich gedrungen fühlt, kann sie weit füglicher und anständiger in einen ordentlichen Perioden bilden, und sie so am Ende dem Leser auf einmahl geben.

Gerade eben so wenig halte ich bey eigentlich philosophischen Untersuchungen von der unersättlichen Citatenjagd. Denn in der That ist ein solches Wildprett zu nichts nütze, als in einen leeren Raum gehängt zu werden. Wenn ich daher meiner Uebersetzung dadurch nicht etwas an ihrer Vollständigkeit zu rauben geglaubt hätte, so wären die meisten dieser unglücklichen Lückenbüsser weggeblieben; denn, wenn nicht von Geschichte der Philosophie die Rede ist, so kümmert es den Philosophen wohl sehr wenig, auf welcher Seite und in welchem Paragraphen jemand etwas gesagt hat, das ihm izt zur Prüfung vorgelegt wird, und ob es sich überhaupt durch eine Menge gleichstimmender Mey-

nungen unterstützt finde. Jeder brave Denker mißt niemahls die Länge und Menge der Einstimmigkeiten, um sich zu einem Urtheile bestimmen zu lassen, sondern ist zufrieden, wenn er dazu Bestimmungsgründe genug in sich selbst findet. Weil ich nun in Hinsicht auf mich keinem Gesetze der Vollständigkeit zu nahe zu treten befürchten durfte, so wird man in meinen Zusätzen daher auch vergebens nach Litteratur suchen; denn ich bin meinen Gang gegangen, ohne die Fußtapfen derer zu zählen, die vor mir dagewesen sind. Habe ich deren einige angetroffen, so ist es mir immer angenehm gewesen, wenn ich mit Fug und Recht davon habe abgehen können, um einen neuen Weg zu versuchen. Einen philosophischen Spaziergänger verdrießt die Mühe des Gehens weit weniger und das angenehme Fortschreiten wird süsser, wenn er noch nicht alle Grashalme auf seinem Wege gezählt und beschrieben findet. Auch konnte ich darum schon nicht alle Entdeckungen meiner Vorgänger aufzeichnen, weil Chrysippus nur zu sehr Recht hat, daß ein allzudickes Buch, habe es auch noch so viel Gutes in sich, doch immer eine Art von Uebel bleibt.

In-

Inhalt des ersten Theiles.

Ueber Gedächtniß und Einbildungskraft.

Einleitung — — — 1

Vom Gedächtnisse.

Erstes Kapitel.

Unterschied zwischen Gedächtniß und Einbildungskraft. — — — 11

Zweytes Kapitel.

Erscheinungen und Gesetze des Gedächtnisses.

Erster Abschnitt: Etwas Allgemeines über diese Fähigkeit. — Ob wir mit einigem Grunde einen Zusammenhang derselben mit dem Gehirne annehmen dürfen 17

Inhalt.

Zweyter Abschnitt: Fortsetzung des Vorigen.— Gesetze des Gedächtnisses.— Werth der Aufmerksamkeit. —— 28

Dritter Abschnitt: Fortsetzung des Vorigen. — Künstliches Gedächtniß. — Vom Schreiben, in sofern es mit diesem Gegenstande zusammenhängt. 42

Vierter Abschnitt: Verschiedene Gestalten des Gedächtnisses, — bey verschiedenen Personen, —— und in der nehmlichen Person zu verschiedenen Zeiten. —— — 55

Drittes Kapitel.

Methoden das Gedächtniß zu verbessern.— Aufmerksamkeit. —— Besinnungskraft. — Schreiben. —— Unterhaltung. —— Regeln, Gespräche im Gedächtniß zu behalten. —— Ob Reden aus dem Gedächtnisse gehalten oder hergelesen werden sollen? —— —— 72.

Viertes Kapitel.

Bemerkungen über das Gedächtniß der Thiere.— Folgerungen. — — —— 113

Von

Inhalt.

Von der Einbildungskraft.

Erstes Kapitel.

Etwas Allgemeines über die Einbildungskraft. — — — 135

Zweytes Kapitel:

Von der Association der Ideen.
Erster Abschnitt: Grundsätze der Association. — Erstens Aehnlichkeit. — Zweytens Widerspruch. — Drittens benachbarte Lage — — — 146

Zweyter Abschnitt: Grundsätze der Association. Viertens, die Verbindung durch Ursach und Wirkung. — Aus diesem und den vorhergehenden Prinzipien entstehender Aberglaube. — — — 167

Dritter Abschnitt: Fortsetzung des Vorigen — Gewohnheit als ein assoziirendes Prinzip. — — 179

Vierter Abschnitt: Ursprung unserer Vorstellungen von Schönheit, — in Farbe — in Gestalt, — in Stellung, — in Bewegung, — zum Theil als eine Wirkung vom Einfluss

Inhalt.

flusse der Gewohnheit, als eines assoziirenden Prinzipes. — Schönheit des Gesichts. — Muster der Schönheit. — — 208.

Fünfter Abschnitt. Aeußerliche Assoziationen. Rekapitulation. — — 272

Drittes Kapitel.

Bemerkungen über das Genie. — — — 277.

Viertes Kapitel.

Vom Geschmacke, und seiner Ausbildung. — — — 315.

Fünftes Kapitel.

Noch etwas von der Einbildungskraft. — Einige Regeln, ihr eine gehörige Richtung zu geben. — 375

Ueber das Träumen. — — 401.

Ue-

Einleitung.

Wenn bloß äussere Gegenstände uns beschäftigen und wir nie um eine Erkenntniß von dem uns bekümmern, was in unserer Seele vorgehet, so entbehren wir die Bekanntschaft mit dem edeleren Theile unseres Wesens, die Befreundung mit denen Grundsätzen der Moral und der Wissenschaften, die den Stolz der menschlichen Natur ausmachen, und die ergiebigste Quelle alles Menschenglückes allein eröfnen. Nachdenken, Bewustseyn oder inneres Selbstgefühl sind die Kräfte, die den Menschen zur Beobachtung seiner Gedanken und der Mannigfaltigkeit von Handlungen führen, wozu die Seele keines kör-

perlichen Organes bedarf. Das Auge dient uns zum Sehen, das Ohr zum Hören, die Nase und Zunge zum Geruch und Geschmack, und jeder Theil unsers Körpers ist ein Werkzeug des Gefühles. Aber wenn wir uns sammeln, wenn wir neue Ideen auffinden, oder alten nachgehen, im Bewustseyn unserer selbst unter süßen oder schmerzhaften Gefühlen (diesen Folgen unserer mannigfachen Leidenschaften und Aufwallungen), und auf der Spur zur Moralität menschlicher Handlungen; dann und in allen Fällen der Art tritt die Seele aus jeder körperlichen Verbindung, ja die weite Ausbreitung ihrer geistigen Kräfte in dieser Lage scheint nur eine Berechtigung mehr zu dem Schlusse: daß ein geläuterter, reinerer Geist dieser Kräfte noch fähiger, in ihnen noch wirksamer seyn müsse. Daraus entspringt auch wohl die Schwierigkeit, welche die Lehre von der Auferstehung des Körpers, so allgemein herrschend und verbreitet auch von jeher der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele

war

war, doch allein innerhalb der Gränzen des Christenthums einschränkt, und ihr selbst zu den Zeiten der Apostel einen nicht geringen Widerspruch entgegensetzte. Zum einleuchtenden Beweise, daß der menschliche Verstand die Seele in einer unkörperlichen Form nach dem Tode weit natürlicher, als eine Wiedervereinigung mit dem Körper zu ihrem Glücke und zu ihrer Vollkommenheit erforderlich findet.

Der wechselsweise, ununterbrochene Einfluß der Seele und des Körpers auf einander ist ohne Widerrede erwiesen; denn der Geist leidet durch körperliche Beschwerden und selbst schon durch Ausschweifungen im Genusse der Nahrungsmittel. Oft haben Kopfwunden Gedächtniß und Nachdenken geschwächt; Zorn, Kummer, und alle heftigere Leidenschaften werden auf der einen Seite sogern von den unangenehmsten körperlichen Gefühlen begleitet und lassen die traurigsten Folgen zurück; aber auf der anderen beleben auch Frohheit und Hofnung, Wohlwollen und Mitleid, und alle

die sanfteren, erheiternden Rührungen, den Kör-
per und den Geist mit einem für beide gleich
wohlthätigen Einflusse. Anhaltendes, zu lange
fortgesetztes Nachdenken zerrüttet unausbleiblich
die Gesundheit und selbst den Verstand. Ein
sehr hoher Grad von Angst hat die Haare grau
gefärbt, und es ist bekannt genug, daß ein Ue-
berfluß an gewissen Säften die Seele mit den
niedrigsten Gedanken quält. Körperliche Ein-
drücke haben hingegen auch Melancholie und an-
dere Gattungen von Verstandesverwirrungen
völlig gehoben. Diese und eine Menge andere
Thatsachen der Art sind wohl zu einem Grunde
für den Satz brauchbar, daß, hier in diesem
Leben zum wenigsten, die Seele nie unabhängig
vom Körper die Kräfte des Selbstbewustseyns
und des Nachdenkens zu üben vermöge. Zwar
kennen wir jedes Organ, von dem der Geist die
Eindrücke des Schalles und der Farben, der Ge-
rüche und des Geschmackes empfängt; aber wir
kennen den Theil des Körpers nicht, an den
Gedächtniß, Vernunft, Einbildungskraft, u. s. w.

ge-

geknüpft sind, und nie ist das Unternehmen gelungen, durch Versuche mit der Materie oder auf einem anderen Wege, als durch Aufmerksamkeit auf die Operationen unserer Seele, diese Kräfte beleuchten zu wollen.

Diese Gattung von Aufmerksamkeit scheint eine der Eigenheiten zu seyn, die den Menschen vom Thiere scheiden; denn ihnen sind zwar so sehr, wie uns, und einigen noch feiner die Sinne geschärft; aber sie haben nur diese Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und des Bewustseyns und Nachdenkens sind sie wohl ganz unfähig. Oft scheint es zwar als wenn sie nachdächten; aber mir ist keine Handlung von ihnen bekannt, die man als eine Folge desselben ansehen dürfte, und der Antrieb zur Handlung entstehet so plötzlich als wenn er die Wirkung einer körperlichen Empfindung wäre. Bis zu einer gewissen Stufe der Erfahrung gelangen sie wohl, aber wahrscheinlich ist diese allein in einer Verbindung der Gewohnheit mit dem Instinkte begründet; denn

man gebe dem Thiere sein Futter, man setze es in Verbindung mit seines Gleichen und verschaffe ihm Sicherheit und Ruhe, kurz alle diese äußerlichen Dinge, die ihm angebohrene Neigung zum Bedürfniß macht, und nichts wird ihm zur Glückseligkeit fehlen, kein Gedächtniß wird es mit verflossenen Uebeln, keine Einbildungskraft mit bevorstehenden quälen. Aber im Schooße des Ueberflusses und der Ruhe, mit allem umgeben was den Sinnen nur schmeicheln kann, ist der Mensch doch oft elend, und allein schon die Thätigkeit seines Geistes, das Gefühl des Gegenwärtigen, die Erinnerung des Vergangenen und das Ahnden der Zukunft sind soviel bittere Tropfen im Becher des frohen Genusses, und Erinnerungen an die ewige Wahrheit: daß die Quelle alles Menschenglückes und Menschenelendes in der Seele und nicht im Körper liege, eher in dem, was wir denken, als in dem, was wir fühlen. Ich leugne den Thieren nicht alles Nachdenken ab; denn bey den listigsten von ihnen werden wirklich leichte Spuren einer solchen Kraft

nicht

nicht selten bemerklich; aber höchst wahrschein, lich erstreckt sich ihr Umfang nur so weit, als zu ihrer Selbsterhaltuug schlechterdings noth: wendig ist. Man betrachte nur den Menschen, allein mit seinen äußeren Sinnen, in einer Nackt: heit und Entblößung von allen anderen Gaben, und man wird gewiß sich überzeugen, daß in: nere Kräfte in ihrer höchsten, vollkommensten Blüthe es sind, die ihn zu dieser Würde und Glückseeligkeit über alle anderen Thiere erheben.

Diese inneren Sinne sind eben so mannich: fach als die äußeren von einander verschieden. Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft, Ver: stand, Bewustseyn sind eben so gut Kräfte der menschlichen Seele, als Gehör, Gesicht, Ge: fühl, Geruch und Geschmack; denn durch diese nimmt sie vermittelst der körperlichen Organe materielle Dinge und ihre Eigenschaften wahr, wenn sie durch jene (ohne irgend einen Einfluß des Körpers, den wir zu berechnen verstünden) sich selbst und ihre Handlungen beobachtet und

die Ideen und Gedankenreihen, so wie sie bey ihr vorübergehen.

Die gegenwärtige Abhandlung hat das Gedächtniß und die Einbildungskraft zu ihrem Gegenstande, und ich werde bey seiner Behandlung alle unnütze Spitzfindigkeiten zu vermeiden suchen, um mich allein auf solche Untersuchungen einzuschränken, die wahres Vergnügen und praktische Belehrungen mit sich führen.

Ueber

Gedächtniß

und

Einbildungskraft.

Vom Gedächtnisse.

Bey der Beleuchtung dieses Vorwurfes werde ich zuerst einiges über den Unterschied zwischen Gedächtniß und Einbildungskraft vorausschicken, dann etwas über die deutlichsten Gesetze und Erscheinungen des Gedächtnisses bemerken, Regeln geben es zu verbessern, über das Gedächtniß der Thiere Beobachtungen hinzufügen, und einige Folgerungen aus allen diesen Vordersätzen zu ziehen suchen.

Erstes Kapitel

Unterschied zwischen Gedächtniß und Einbildungskraft.

Einige Weltweise schreiben dem Gedächtnisse alle unsere lebhafteren Ideen und nur die dunkeleren der Einbildungskraft zu, und unterscheiden folglich jene Fähigkeit von dieser nur in Hinsicht auf überwiegende Lebhaftigkeit. "Wir glaus

glauben, sagen sie, vermöge des Gedächtnisses, nicht vermöge der Einbildungskraft, und wir glauben nichts, als was wir deutlich begreifen. Das, was dunkel ist, führt auch keine Ueberzeugung mit sich." — Indeß ist diese Schlußfolge unrichtig. Die Einbildungskraft führt der Seele oft im Traume und bey einigen Zerrüttungen des Verstandes so lebhafte, deutlich ausgeprägte Bilder zu, daß diese sich oft mit ihrer Wirklichkeit täuscht; daher kann man diese wohl nicht füglich schwächer als die Ideen des Gedächtnisses nennen. Oft schwebt uns auch die Erinnerung an Sachen vor, von denen nur ein höchstschwacher Eindruck zurückblieb. So erinnere ich mich Bücher gelesen, von denen ich sonst nicht das mindeste mehr weis, und Leute gesehen zu haben, deren Gesichtszüge und Aeussere mir nun völlig entfallen sind. Ueberdem kann auch unmöglich verhältnißmäsige Lebhaftigkeit oder Schwäche unserer Ideen den Grad der Ueberzeugung bestimmen; denn Niemand wird sich wohl einer klaren Idee von der Ewigkeit rühmen können, ohne daß diese Dämmerung unserer Aussicht ein vernünftiges Wesen verführen könnte, nicht eine hinter und eine vor sich anzunehmen. Vom Pfarrer Adams habe

ich

ich offenbahr eine lebhaftere Idee, als vom Propheten Mahomet, ob ich gleich jenen für einen eingebildeten, diesen für einen wahren Charakter halte; und da ich vor einiger Zeit Vertots Staatsveränderung von Schweden und den Tomas Jones las, so war ich von der Wahrheit jener Geschichte, wie von der Erdichtung dieses Romanes völlig überzeugt, so unendlich lebhafter und klarer meine Vorstellungen auch von diesem sind. *)

Lauter oder leiser Gang ihrer Bilder scheidet folglich Gedächtniß und Einbildungskraft nicht von einander. Jenes kann matte Gemählde geben, wenn diese warme Farben mischt, und es mag wahr seyn, was ein großer Dichter bemerkt:

daß die Einbildungskraft, bis zu einer Flamme erhizt,
des Gedächtnisses sanfte Bilder verdrängt **)

Ein Grundsatz, der, wenn auch nicht immer, doch gewiß häufig genug seine Anwendung fin-

*) An Essay on Truth. Part. I. Chap. II. Sect. 4.

**) Popes Essay on Criticism.

findet. — Ueberdem läst sich mit Recht behaupten, daß Glauben auch Zweifeln in sich schlieffe. Denn wenn ich die Existenz eines Julius Cäsar annehme, so zweifele ich an seiner Nichtexistenz, und wenn ich seine Geschichte für wahr halte, so muß jeder Argwohn ihres Ungrundes verschwinden. Und doch sind meine Begriffe von ihm und seinen Handlungen völlig klar, ich mag sie nun glauben oder für erdichtet halten. Daher muß man die Absonderung dieser Fähigkeiten nach folgendem Principe bestimmen.

"Ich **erinnere** mich eines Löwen, den ich gesehen habe, und ich stelle mir einen Elephanten oder einen Centaur **vor**, die ich niemahls wirklich sah." — Wer sich dieser Ausdrücke mit Verstand bedienet, fühlt mehrentheils die Verschiedenheit dieser beyden Seelenkräfte sehr wohl, wenn er sie auch **mit Worten** nicht von einander sondern kann. Bey der Erinnerung haben wir immer eine Hinsicht auf wirkliche Existenz oder vorhergegangene Erfahrung, und wir besinnen uns, etwas von dem Dinge, das uns eben einfällt, gehört, gelesen oder darüber gedacht zu ha-

haben. *) Ich erinnere mich daher eines Lö-
wen. — Bey der Vorstellung der Einbildungs-
kraft hingegen beschäftigen wir uns mit einem
gewissen Gedanken oder Begriffe, der ganz von
allen abgesondert, einzeln und ohne Beziehung
auf eine Erfahrung oder die wirkliche Existenz
dastehet. Daher denke ich mir eine solche Fi-
gur, wie die eines Elephanten, ohne jemahls
dergleichen gesehen zu haben, oder einen Cen-
taur, als eine Zusammensetzung von dem Ober-
theile eines Mannes und dem Untertheile eines
Pferdes, so sehr ich auch von dem Nichtdaseyn
eines solchen Wesens überzeugt seyn mag. Ich
erinnere mich alles dessen, was sich wirklich
zutrug oder was ich in Beziehung auf mein
Gedächtniß für geschehen halte, und ich kann
mir eine Reihe von Begebenheiten einbilden,
wovon sich nicht nur keine ereignete, sondern
wovon selbst keine möglich ist. Der Geschichts-
schreiber seines eigenen Lebens oder anderer
Begebenheiten, die er aus Nachrichten zusam-
men

*) Αει γὰρ ὅταν ἐνεργῇ κατά τό μνημονε-
ὐειν, ἔτωι ἐν τῇ ψυχῇ λέγει, ὅτι πρό-
τερον τοῦτο ἤκουσεν, ἢ ἤθετο, ἢ ἐνόησεν.
Aristot. de Memoria et Remi-
niscentia, cap. I.

menträgt, folgt der Leitung seines Gedächtnisses, so wie der Dichter eines Romanes seine Einbildungskraft sich zur Führerin wählt.

Ein Freund erzählt mir eine Begebenheit, in die er und ich, wie er mir sagt, vor zwanzig Jahren verflochten gewesen sind, und zugleich alles das, was ich in der Lage sagte und that. Ich sage ihm, daß ich mir das alles sehr wohl denken, aber auch nicht eines einzigen Umstandes erinneren könne. Indes erwähnt er einer unbeträchtlichen Nebenbegebenheit, und plötzlich fällt mir nun durch ihre Vermittelung die ganze Geschichte wieder ein. — Hieraus erhellet, daß es wohl Fälle geben könne, wo eine Einbildung zur Wiedererinnerung wird, und man kann auch hinzufügen, wo Wiedererinnerung so weit verschwindet, bis sie nichts weiter, als Einbildung ist; wie wenn uns die Gestalt eines Gegenstandes vorschwebt, ohne daß wir mit Gewißheit bestimmen können, wo wir ihn oder ob wir ihn wirklich jemahls sahen; ein Seelenzustand, den die Ausdrücke bezeichnen: "Ich habe einmahl so etwas ähnliches gesehen", oder: "ich habe einmahl davon geträumt".

Zweites Kavitel

Erscheinungen und Gesetze des Gedächtnißes.

§. 1.

Etwas Allgemeines über diese Fähigkeit.— Ob wir mit einigem Grunde einen Zusammenhang derselben mit dem Gehirne annehmen dürfen?

Wenn daß Gedächtniß weniger allgemein sich äusserte, und wir doch gleich fähig blieben, diese Kraft der Seele genau und richtig zu beurtheilen, so würden wir zur höchsten Bewunderung uns aufgelegt finden. Daß wir vergangene Empfindungen und schon gedachte Gedanken zurückzurufen und wieder zu vergegenwärtigen vermögen; daß ein Glied in der Kette unserer Begebenheiten in Hinsicht auf uns nicht mehr da ist, und doch von Zeit zu Zeit uns wieder sich darbietet; in seinem lichten Gewande, und in derselben lebhaften Farbenmischung, wie ein sinnliches Bild vor unserer Seele vorübergehet und der Beurtheilung sich unterwirft; — Dies sind Thatsachen, die aus der Erfahrung eines jeden Tages ihre Bestätigung er-

halten, und die eben darum als gemeine Begebenheiten so leicht übersehen werden. Aber wahrlich, was ist wohl wunderbarer und was auch wohl weniger zu erklären? — Könnte man Gedanken in einen Raum einschließen, so würde man in der That zu der Muthmaßung versucht werden, daß sie in Fächer vertheilt wären, um da bis zu ihrem Gebrauche zu ruhen. Aber kein Gedanke ist in einem Raume denkbar, und keine andere Existenz desselben begreiflich, als die Seele ihm giebt, wenn sie über ihn nachdenkt. Und doch werden schon lange vergeßene Ideen, und selbst solche, die wir oft wieder zurückzurufen und zu sammeln wie wohl immer vergebens versuchten, uns einmahl ohne unsere Bemühung plötzlich, und ich möchte sagen, nach ihrer Willkühr wieder entgegen kommen. Einen Ton z. B. den ich heute höre und der mir gefällt, such ich vielleicht morgen und alle folgende Tage vergebens wieder, und derselbe Ton kann sich mir einen Monat nachher, wenn meine Seele ganz andere Beschäftigungen hat, wieder aufdringen. Wo waren denn nun meine Ideen von dem Tone, da ich vergebens sie zu sammeln, wünschte? und warum kommen sie itzt hervor, da ich sie gar nicht verlange? — Dies sind Räthsel, die, bey al-

ler Richtigkeit der Thatsache, wohl niemand lösen mag.

Oft wenn uns Ideen, deren wir uns zu erinneren wünschen, nicht unmittelbar einfallen, so suchen wir darnach so, daß wir andere Dinge oder Personen aufsuchen, die uns jenen ähnlich, widersprechend oder benachbart, *) oder auf irgend eine andere Art mit ihnen verbunden scheinen; ein Versuch zur Wiederauffindung solcher verlohrengegangenen Gedanken, der am Ende nicht selten glückt. Diese fortgesetzte Anstrengung willkührlicher Wiedererinnerung nennt man das **Wiederbesinnen**. Es ist dem Verfahren derer ähnlich, die, wenn sie etwas von beträchtlichem Werthe vermissen, an jedem Orte nachsuchen, wo sie damahls, als sie es verlohren, gewesen zu seyn vermuthen, undes oft durch diese Methode wieder antreffen. Dies findet leicht eine Erklärung. Ein Juwel, ein Stück Münze ist ein sichtbares, fühlbares, permanentes Ding und muß nothwendig auf seiner Stelle liegen

*) Διὸ καὶ τὸ ἐφεξης ζητεύομεν νόησαντες ἀπὸ τοῦ νῦν, ἢ ἄλλου τινὸς, καὶ ἀφ ὁμοίου, ἢ ἐναντίου, ἢ τοῦ συνέγγυς, διὰ τοῦτο γαρ ἡ ἀναμαμνησις.

Aristot. de Memoria et Reminiscentia, cap. 2.

bleiben; daher wird, wenn wir zu dieser Stelle kommen und sie aufmerksam durchsuchen, dies Suchen wohl selten erfolglos seyn. Aber wo man einen verlohrengegangenen Gedanken wieder finden kann; wie er noch länger permanent seyn und existiren kann, wenn er nicht mehr in der Seele ist, und was ihn unserem Gedächtniß, nach einem langen Zwischenraume des Vergessens wieder giebt; das alles sind Umstände, über deren Aufklärung aller Menschenverstand nicht das geringste vermag.

Wer wird das wunderbar finden, daß alte Leute sich weit lebhafter der Begebenheiten von funfzig Jahren her, als der Auftritte der leztern Woche erinnern? Und daß doch in manchen Fällen die Erinnerung einer Sache genau im Verhältnisse mit ihrer Neuheit steht? — Man kann füglich annehmen, daß wir, je aufmerksamer wir sind, desto leichter und lebhafter uns wieder erinnern, und daß alten Leuten blos die Dinge entfallen, die sie ohne Aufmerksamkeit vorübergehen liessen, aber daß kein einziger von ihnen die Stelle vergessen wird, wo er sein Geld hingelegt hat; dies alles mag wahr seyn, wie auch Cicero in seinem Buche: über das Alter bemerkt.

Aber

Aber wie wir uns deſſen am deutlichſten wieder-erinneren, worauf wir am wenigſten aufmerkſam waren, kann man nicht anders erklären, als daß man ſagt: dies iſt nun einmal ſo eine Einrichtung in unſerer Natur.

Mehrere ältere und neuere Philoſophen ſahen ſich, um dieſe und noch mehrere andere Erſcheinungen der Art aus unmittelbaren Wirkungen zu erklären, gezwungen, gewiſſe körperliche Eindrücke anzunehmen, die von jedem Dinge, das wir wahrnehmen, ſey es Gedanke oder äußerlicher Gegenſtand, im Gehirne zurückgelaſſen, nachher einige Zeit lang daurten, von der Seele wieder aufgefunden und als ein Merkzeichen einer beſonderen Senſation oder Idee wiedererkannt würden. Ein ſolches Auffinden ſey dann die Wiederinnerung. Ferner nehmen ſie an: Aufmerkſamkeit mache dieſen Endzweck tiefer und folglich dauerhafter, indeß der Gegenſtand, den wir nachläßig beobachten, ein nur leichtes Merkmahl zurücklaſſe, das ſehr leicht verwiſcht würde. Bey einer Zerrüttung des Gehirnes, ſelbſt in Krankheit, Trunkenheit und durch andere Zufälle, meynen dieſe Philoſo-

sophen, würden diese Eindrücke verstellt, sogleich wieder verlöscht oder nicht einmahl aufgenommen (in welchem Falle dann gar keine oder nur eine höchst verwirrte Wiedererinnerung statt fände), und sie denken dann, daß die Gehirne alter Leute durch die Länge der Zeit schwielicht würden, folglich wie hart Wachs alte Eindrücke festhielten und neue nur leicht oder gar nicht empfiengen. Durch die Annahme dieser Theorie wird man in den Stand gesetzt, bey der Erklärung vieler von obigen Erscheinungen sich ziemlich weit fortzuhelfen; aber dessen ohnerachtet nöthigen uns gute Gründe, sie durchaus zu verwerfen.

Das menschliche Gehirn ist eine körperliche Substanz, und die Eindrücke müssen in sofern denen gleichen, die ein Fußtritt im Sande, und das Petschaft im Wachse zurückläßt, folglich eine gewisse Gestalt, Länge, Breite und Tiefe haben. Nun ist ein solcher Eindruck allein durch etwas möglich, das Festigkeit, Grösse und Gestalt hat. Wenn wir uns daher der Gedanken, Gefühle und der Töne, so gut wie der sichtbaren und berührbaren Dinge erinnern; etwas das wohl schwerlich jemand leugnen wird; so müssen diese Töne, Gedanken und Gefühle einen Körper

und

und folglich Gestalt, Gröſſe und Gewicht haben. — Wie groß und schwer ist denn nun ein Schall? Ist er einen oder einen halben Zoll lang? wiegt er eine Unze oder ein Gran? kann der Kanonenknall in Hinsicht auf Gestalt Schwere und Gröſſe der Kugel oder dem Pulver einigermaßen ähnlich seyn? — Was für eine Figur hat denn der Zahnschmerz, und was für eine unsere Erinnerung daran? Ist er dreyeckigt oder cirkelrund oder viereckigt? Nur dieser Folgerungen erwähnen, heißt schon die Abgeschmacktheit der Theorien, woraus sie sich ziehen lassen, in das hellste Licht stellen. Ueberdem wenn ich auch Eindrücke im Gehirne zugestände, so würde die Frage doch nicht zu vermeiden seyn: wie sie die Seele wahrnimmt und warum leichter zu einer, als zu einer andern Zeit? Geht die menschliche Seele nur zu gewissen Zeiten auf der weichen Hirnhaut wie eine Hausfrau auf ihrem Boden herum? oder wenn sie diesen Ort zu ihrem beständigen Aufenthalt wählte, giebt es denn Winkel darin, die sie nicht kennt? oder worin sie sich nicht umsieht? Ja wenn wir auch selbst diese Vorausſezung zugeben, so würde sich doch aus den oben angeführten Thatsachen ein Schluß folgern lassen, daß einige dieser Eindrücke sich der Seele gelegent-

lich, wenn sie sich mit etwas ganz anderm beschäftiget, aufdringen könnten, und daß sie oft nach andern Ideen erfolgloß sucht, als wenn sie verlohren gegangen oder verlegt wären. Zu allen diesen Gründen kommt der noch hinzu, daß dieser Theorie eine Aufnahme unter philosophische Wahrheiten nicht verstattet werden kann, weil ihr jede empirische Bestätigung fehlt; da es schlechthin unmöglich ist, die Wirkungen des Denkens und Wahrnehmens auf das menschliche Gehirn sinnlich zu entdecken. Und ohne daher mehr Zeit auf fruchtlose Untersuchungen über die Ursach des Wiedererinnerns zu wenden, wollen wir uns daran begnügen, auf das, was wir von dieser Fähigkeit gewiß wissen, einige Regeln zu ihrer Verbesserung zu gründen. Doch ehe ich ihren Erscheinungen und Gesetzen näher gehe, muß ich die Bemerkung voraus schicken, daß in der That ein gesunder Zustand des Gehirns, wie zu einer richtigen Ausübung aller andern Verstandes Kräfte, auch zu der des Gedächtnisses erfoderlich scheine. Oft geräth während des Schlafs das Gedächtniß ausser aller Thätigkeit, und wird durch Krankheit, Alter und heftige plözliche Zufälle entkräftet. Thucydides erzählt in seiner Nachricht von der Pest zu Athen, daß einige Leute,

welche

welche dies grausame Uebel glücklich überstanden, ihr Gedächtniß gänzlich verlohren, und ihre Freunde, sich selbst und jedes andere Ding nicht mehr kannten. Ich habe einmahl gelesen, daß jemand nach einem Falle vom Hausgiebel alle seine Bekanntschaften und alle Gesichtszüge seiner ganzen Familie vergaß. Und ich erinnere mich der Geschichte eines Gelehrten, den ein herabstürzender Foliant, welcher ihm zum Unglück gerade auf den Kopf fiel, seine ganze Gelehrsamkeit vergessen machte, und noch einmal von vorn an zu studiren zwang. Auch erzählt man noch von einem großen Gelehrten, daß er durch einen gleichen Zufall zwar nicht alle seine Kenntniße verlohr, aber doch sein Griechisch einbüßte. Gegen diese Erzählungen könnten manchem nun wohl noch einige Zweifel aufsteigen; aber die folgende Begebenheit ist völlig gegründet. Ich kenne einen Priester, der nach einem Anfalle von Schlagfluß vor ohngefehr 27 Jahren *) alles, was unmittelbar 4 Jahr vorher gegangen war, vergessen hatte, aber sich jeder Begebenheit seines Lebens vor dieser Zeit vollkommen erinnerte. Die Zeitungen von den 4 Jahren machten ihm ein großes Vergnügen, denn alles, was er

*) Mich dünkt, es war im Jahre 1761.

drinnen fand, war eine Veranlassung zum Erstaunen; da in diesem Zeitpunkt überdem beträchtliche Vorfälle sich ereigneten, vorzüglich die Thronbesteigung des iezigen Königs und viele Siege des lezten Krieges. Ganz allgemach erhielt er das verlohrne zum Theil durch ein freywilliges Aufleben seines Gedächtnisses, und zum Theil durch Unterricht wieder. Er lebt noch, ob er gleich alt und schwach ist, und seine Geisteskräfte wie bey Leuten seines Alters unvermögend sind. — Noch will ich des Umstandes erwähnen, daß ich verschiedenemal in meinem Leben ohnmächtig gewesen bin, so viel ich mich erinnere, zweymal nach einem Sturze vom Pferde, und das drittemal, als ich aus der dumpfigten Luft der Mitternacht plözlich mich einem großen Feuer näherte. Jedemal bemerkte ich, gleich mehreren anderen in ähnlichen Fällen, daß, als ich mich erholte, ich des ganzen Vorganges kurz vor der Ohnmacht vergessen hatte und in ein nicht geringes Erstaunen über die Umstände derselben gerieth, die mir die Umstehenden erzählten. Einen ganz ähnlichen Verlust des Gedächtnisses habe ich zu einer andern Zeit bemerkt, als mich wachend und bey vollem Wohlseyn ein beunruhigender Zufall überraschte.

Aus

Aus allen diesen Thatsachen ergiebt sich, daß unsere Seele und unser Körper genau mit einander vereinigt sind, und wechselsweise auf einander wirken; daß durch Unordnungen im Gehirn und in den benachbarten Theilen auch die Verstandesfähigkeiten in Verwirrung gerathen. Aber wir sind daraus eben so wenig zu schliessen berechtigt, daß das Gehirn das Organ des Gedächtnisses sey, als daß die äusserlichen und innerlichen Wahrnehmungen wahre Eindrücke darauf zurücklassen, oder, wenn wir sie auch zugeben wollten, daß sie zur Wiedererinnerung schlechterdings nothwendig wären.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Forsetzung des Vorigen. — Gesetze des Gedächtnisses. — Werth der Aufmerksamkeit.

Die lebhafteste Wiedererinnerung ist doch nie so lebhaft, als die Sensation selbst, die sie uns wiedergeben soll, und grösstentheils wird jene um desto schwächer, je weiter sie sich von dieser entfernt. Offenbahr erinnere ich mich der Begebenheiten des vorigen Jahres weit deutlicher als derer vor 7. Jahren. Doch ist dies nicht immer der Fall. Alte Leute können von dem, was in ihrer Jugend vorgieng, eine weit deutlichere bestimmtere Nachricht geben, als von neuern Begebenheiten, und man erinnert sich der Gesichtszüge eines theuren Freundes, den man Jahre lang nicht gesehen hat, weit besser, als des Gesichtes eines gleichgültigen Fremden, den man gestern kennen lernte; und jeder weiß, daß wir einige der gelesenen Bücher und gehörten Erzählungen unmittelbar nachher wieder vergessen, andere hingegen sehr lange behalten.

Wir

Wir erinnern uns gewöhnlich dessen am längsten, das bey seiner ersten Erscheinung mit einem lebhaften Eindrucke, mit einigem Vergnügen oder mit schmerzhaften Empfindungen auf die Seele wirkt. Daher ist alles gesehene weit dauerhafter, als das, was wir einmal hörten; und alles was eine kraftvolle Leidenschaft als Freude, Kummer, Verwunderung, Erstaunen Liebe, Unwillen, aufregt, schmiegt sich der Seele inniger an, als das, was wir mit Gleichgiltigkeit ansehen. Dies zeigt auf die Veranlassung einer grausamen Gewohnheit hin, der man in einigen Gemeinden folgt, und die, wenn ich nicht irre, darin bestehet, daß man alle Jahre einmal in Lande umhergehet und einen oder zwey Jungen, die zu diesem Endzwecke ausgewählt werden, bey jedem Gränzsteine peitscht; denn man sezt voraus, daß diese Knaben nie die Stelle, wo sie mit dieser Geisselung bewirthet wurden, vergessen werden, und daher, wenn sie älter werden, bey einem darüber entstandenen Streite über die Gränzen eine vollkommene Auskunft zu geben in den Stand gesetzt sind. Jeder von uns fühlt wohl den Unterschied zwischen einer Erzählung, die wir wieder vergessen, wenn sie kaum angehört ist, und einer anderen, die einen

Klei-

bleibenden Eindruck zurückläst. Jene unterhält nicht und läst alle Leidenschaften ruhig, diese ergötzt durch Beispiele und Bilder, gefällt durch das Gewand eines kraftvollen oder lachenden Stiles, oder erregt die Verwunderung, Hofnung, Furcht, das Mitleiden, Lachen oder die anderen süßen Leidenschaften.

Die alten Moralisten bemüheten sich immer, ihre Lehren durch Beyspiele, Gleichnisse und andere Anspielungen auf sinnliche Gegenstände zu erhellen. Dies machte sie dem Zuhörer verständlich und prägte sie dem Gedächtnisse tiefer ein; denn damahls gewährten Bücher nur eine seltene Zuflucht, und das Volk muste das, was ihm übergeben ward, und was es benutzen wollte, im Gedächtnisse lebend erhalten. Lehren der Religion, der Politik und Moral legen in einer Begleitung von Thatsachen und Beyspielen ihre abstrakte Natur ab und werden sinnlich anschaulich; dann ziehen sie die Aufmerksamkeit zu sich hin, werden verständlicher, prägen sich der Seele tiefer ein, und machen ihr Andenken dauerhaft. Ein Umstand, der wohl bey denen eine nähere Beherzigung verdiente, deren Geschäft mündlicher Unterricht ist. Was geschrieben ist,

das

das ist daurend und folglich bequem von der Seele zurückzurufen; aber was man dem Ohr übergiebt, übergiebt man einem untreuen Freunde.

Die Kraft, womit der Eindruck einer Wahrnehmung auf die Seele geschiehet, stehet mit der auf sie gerichteten Aufmerksamkeit in dem genausten Verhältnisse. Jede aufmerksame Beobachtung wird natürlich sicherer aufbewahret, als eine oberflächliche Bemerkung. Unaufmerksame Leute sind mit ihrem Gedächtnisse übel daran, und zum wenigsten ist es ihnen immer in Hinsicht auf die Gegenstände untreu, die sie ohne Aufmerksamkeit wahrnehmen; denn es giebt wohl keinen Mann von Verstande, der nicht irgend einer eigenen Idee nachgehet und seinen Blick in irgend einem Lieblingskreise einschränkt. Wenn die Aufmerksamkeit sich mit Gegenständen von Wichtigkeit beschäftigt, wenn sie auf die Pflichten und den Anstand des Lebens, auf Begebenheiten, auf philosophische Untersuchungen, den Handel, die Manufakturen, und andere politische Vorwürfe des Landes gerichtet ist, so füllt sie auch allmählich das Gedächtniß mit wichtigen Kenntnißen; Aufmerksamkeit auf unbedeutende Dinge hingegen kann auch nur Kleinigkeiten

ten

ten zu erinneren geben. Daher ist es von so großer Wichtigkeit, der Aufmerksamkeit junger Leute eine gehörige Richtung zu bestimmen; denn wenn Aelteren immer von Kleinigkeiten schwatzen, so entsteht nichts leichter, als der gleiche Hang der Kinder dazu; denn sicherlich wird der Gang des Geistes durch die frühen Richtungen der Aufmerksamkeit und Unaufmerksamkeit bestimmt, die das Gedächtniß entweder mit Sachen von Werth bereichern oder mit nichtswürdigen Kleinigkeiten überladen.

Die große Gedächtnißkunst ist Aufmerksamkeit. Ohne sie liest und hört man zweck- und erfolglos; und die Würdigkeit ihrer Gegenstände bestimmt den wahren Werth und Gehalt unserer Kenntnisse. Flüchtiges Lesen und ohne Nachdenken über das gelesene, mag wohl eine müssige Stunde bequem ausfüllen, aber wie kann es den Verstand bilden? — Man lege daher einen guten Schriftsteller von Zeit zu Zeit bey Seite, und sich selbst folgende Fragen zur Beantwortung vor: Was hat dieser Schriftsteller für einen Zweck? — Was ist der Hauptplan des Buches? — Um wie viel hat er sich seiner Absicht genähert? — Wenn ich eine allgemeine Uebersicht

sicht geben sollte, wie würde ich mich ausdrücken? — Ist der Schriftsteller bis hieher nirgends dunkel und unbefriedigend? — Ist ers, worin hat er vorzüglich gefehlt? — Wieviel von seinem Gegenstande ist noch zu behandeln? Und kann ich auf meine Kenntniß seines Planes, der schon behandelten Theile derselben, seiner Grundsätze, und seiner Art, zu verfahren, nicht einige Muthmaßungen von dem, was ich etwa noch zu erwarten hätte, gründen? Dies ist eine Art von Uebung des Verstandes, die zugleich Gedächtniß und Urtheilskraft schärft und das Lesen eben so angenehm als nüzlich macht; von gleichem Werthe für uns wird es seyn, einen Theil eines Gespräches und der Unterhaltung zu wiederhohlen, aus ihnen die Gedanken auf zu bewahren, die sich durch Wahrheit oder Schönheit auszeichneten, oder die sich durch Wohlwollen und Menschenliebe empfohlen, jede seichte und sophistische Bemerkung hingegen, die verderbte Grundsätze oder Härte des Herzens verrathen, zu übergehen. Den Geist bilden eine angestrengte Aufmerksamkeit und Wiederbesinnung in den Verwickelungen dieses Lebens; aber Unaufmerksamkeit und Trägheit unterdrücken das Genie und löschen die Tugenden aus. Unter einer Menge von

Beschäftigungen stimmen neue Gegenstände, so auffallend sie auch seyn mögen, die Seele nur zu einer leichten Aufmerksamkeit, und daher werden die von ihr am sorgfältigsten beobachtet und am leichtesten wieder zurückgerufen, die sich ihr, wenn sie ruhig ist und unbeschäftigt, wie in der früheren Zeit des Lebens oder des Morgens, darbieten. Daher erinnert man sich auch dessen am besten, was man vorher erwartete; denn dies zieht die Seele von anderen Gegenständen ab und bereitet uns darauf vor, das Erwartete, so wie es erscheint, zu beobachten. Wann wir deshalb ein Buch mit der Absicht zur Hand nehmen, uns daraus zu unterrichten, so müsten wir vorher alle andere Geschäfte bey Seite legen, und, so viel als möglich, das Hinzuströmen fremder Ideen verhindern; dies wird nicht allein das Gedächtniß unterstützen, sondern auch unseren Ideen eine solche Mannigfaltigkeit geben, die der Vervollkommnung der Seele nicht anders, als vortheilhaft seyn kann; denn einer und eben derselben Ideenreihe lange und ununterbrochen nachzugehen, ist ein Geschäft, das der Gesundheit und selbst dem Verstande nur mehr, als zu oft nachtheilig wird.

Nie, bey keiner Gelegenheit, müste man diese Vorschrift vergessen. Es ist ein Grundsatz von einer nicht geringen Wichtigkeit, daß wir uns die Fertigkeit, nur ein Ding zu gleicher Zeit zu thun, erwerben; das heißt, daß während unsere Seele sich mit einem Gegenstande ernstlich beschäftigt, sie einem andern verschlossen bleibe. Wenn wir unser Haus verlassen, um uns aufzuheitern, oder in den offenen Feldern umherstreichen, um unsern Körper zu üben, so thun wir wohl, wenn wir alle unsere Spekulationen zu Hause lassen.

Wenn wir sie mit uns nehmen, so wird die Anstrengung unseren Körper eher ermüden als erfrischen; das Vergnügen unsere Seele eher zerstreuen als wieder neu beleben; und in jedem Falle werden wir in dem Zustande der Unaufmerksamkeit uns selbst bestärken, der am Ende zu einer vollkommenen Abwesenheit des Geistes erwächst. In Gesellschaft muß man immer nur daran denken, was man sagen und thun will, und der Gesellschaft nie einen Anlaß geben zu glauben, daß unsere Gedanken abwesend wären. Aufmerksamkeit ist der vorzügliche Theil der Höflichkeit. Ein abwesender Mann, wenn er auch

einen guten Charakter hat, kann doch nie angenehm seyn. Er kann auf unsere Achtung Anspruch machen, wenn wir wissen, daß er Kenntnisse und Tugend hat, aber nie wird er uns zur Anhänglichkeit aufgelegt machen. Denn Unaufmerksamkeit sezt Nachläßigkeit voraus, Vernachläßigung entspringt sehr oft aus Verachtung, und wenn man daher wenig Aufmerksamkeit findet, so kann man Vernachläßigung und Verachtung in einem gewissen Grade voraussetzen. Wie ist es aber möglich der Verachtung mit Wohlwollen entgegenzukommen! Und herrschen erst Mangel an Wohlwollen und Mißvergnügen in einer Gesellschaft, so gehen alle ihre Vergnügungen verlohren. Ausserdem, wenn wir jedes Ding in der Gesellschaft nicht mit gespannter Aufmerksamkeit beobachten, so können wir von ihr weder Unterhaltung noch Unterricht erwarten. Kurz, wir berauben uns dann des unschuldigsten Vergnügens und des nüzlichsten Unterrichtes; denn einen großen Theil unserer besten Kenntnisse verdanken wir wohl einem wechselseitigen Ideenumtausche, und die süssesten Tröstungen des Lebens sind wir den gesellschaftlichen Verbindungen und dem Wohlwollen anderer schuldig.

Aber, muß man dem schalen Geschwätze derer zuhören die weder unterrichten noch unterhalten können? Vorausgesezt, daß es nicht beleidigt, antwort ich, Ja! Vorzüglich wenn sie durch ihren Rang, durch ihr Geschlecht oder Alter und andere Umstände auf eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit Anspruch machen dürfen. Man vermeide, wenn man will, ihre Gesellschaft, und so viel, als man ohne anzustossen thun kann; aber wenn man darin ist, muß man mit Aufmerksamkeit und Artigkeit handeln. Dadurch trägt man zu ihrer Glückseeligkeit bey, (und dies ist immer unsere Pflicht) und spricht sie um ihre Gewogenheit an; gewiß etwas, das besser ist, als gehaßt zu werden: man stimmt die Seele zu gleicher Zeit mehr zum Mitleid und zur Geduld, man verhütet Gewöhnung an Unaufmerksamkeit; man unterhält sich durch die Entwickelung ihrer Charakterzüge, dehnt so seine Kenntnisse vom menschlichen Herzen beträchtlich aus, und es müste sehr eigen seyn, wenn sich keine Bemerkung veranlassen liesse, die entweder durch ihre Neuheit unterrichten oder durch ihre Sonderbarkeit unterhalten könnte. Man werfe mir nicht ein, daß einige solche Männer, wie Newton, in Gesellschaft

wirklich abwesend waren. Leuten, die sich mit erhabnen Wissenschaften beschäftigen, und von denen man weiß, daß sie ihre Zeit und Fähigkeiten nur zur Ausbildung der Menschheit durch die Untersuchung brauchbarer Wahrheiten benutzen, verzeihet man wohl diese Sonderbarkeit ihres Betragens, die man bey Leuten von gewöhnlichen Talenten nie duldet und nie dulden soll. Denn in Absicht der ersteren können wir voraussetzen, daß, wenn sie uns übersehen, es blos darum geschehe, weil sie dann größeren, wichtigeren Wahrheiten nachgehen. Dies ist aber eine Schmeicheley, zu der wir bey den lezteren und in gewöhnlichen Fällen uns nicht verbunden fühlen. Und ich behaupte ohne alles Bedenken, daß es so wohl für Newton selbst, als für die Gesellschaft besser gewesen wäre, wenn er auch diese Schwäche nicht gehabt hätte; dann würden gewiß seine Ideen einen lebhafteren Umlauf gewonnen und seine Vergnügungen sich vermannichfacht haben, seine Gesundheit würde vollkommener und sein kurzes Leben von längerer Dauer gewesen seyn. Eine Seele, wie die seinige, würde gewiß, wenn sie sich in eine allgemeine und freye Unterhaltung ergossen hätte, allen, die das Glück gehabt haben, ihm sich zu

nähern, eine unerschöpfliche Quelle des Unterrichtes und Vergnügens gewesen seyn.

Wenn man deshalb nur einiges Verdienst um andere und um sich selbst zu erwerben wünschet, so muß man sich um eine Aufmerksamkeit bemühen, die unter allen Umständen und zu allen Zeiten sich gleichmäßig angestrengt erhält; ich meyne, eine Aufmerksamkeit auf jedes Verhältniß, in das wir zufällig gerathen. Es ist wahr, viele unserer gewohnten Handlungen geschehen doch gut genug, selbst wenn wir bey ihrer Ausübung an etwas anders denken. Wir können unsere Kleider anziehen, oder, wenn wir allein sind, unsere Tafel halten, oder ruhig auf musikalischen Instrumenten spielen, während daß unsere Seele in anderen Gegenden herumirrt. Oft dürfen wir indessen dies nicht versuchen, weil wir uns sonst daran leicht gewöhnen. Diese Gewöhnung, zu einiger Höhe getrieben, wird Unaufmerksamkeit und also Fehler, der von einem geringen Anfange an bis zu den Untersuchungen der erhabensten Vorwürfe uns immer getreulich nachfolgt.

Gewöhnung an Aufmerksamkeit hat große und vielfache Vortheile; ein heller Verstand; ausgedehnte, geläuterte Kenntnisse; und ein deutliches Gedächtniß sind seine natürliche Folgen. Selbst der Gesundheit ist sie durch die Unterbrechung und durch die Abwechselung die wir in die Ideen und Empfindungsreihen bringen, wohlthätig. Sie giebt uns die Herrschaft über unsere Gedanken in die Hände, und setzt uns in den Stand, allenthalben richtig und mit Gegenwart der Seele zu handeln. Gleich den Einsamen, die bey dem Anblick eines Fremden völlig aus der Fassung gerathen; gleich denen, deren Körper durch keine Uebung biegsam gemacht, weder zu angenehmen noch gleichmäßigen Bewegungen aufgelegt ist, kann der Mann, der aus Gewohnheit nur wenige Dinge eines Anblicks werth findet und alles andere übersieht, völlig zerstreut werden, wenn er jene aus den Augen verliehrt, und, wie es oft geschieht, unter unerwarteten Umständen sich fühlt. Er blickt erstaunt umher, wie einer der eben aus dem Schlafe erwacht; ohne sich dessen zu erinnern, was im letzten Augenblicke vorgieng, ist ihm die Ursache der gegenwärtigen Erscheinungen fremd, und jede Vermuthung in Hinsicht auf ihren Zweck schwierig. Wenn man

ihn

ihn frägt, so besinnt er sich erst in einiger Zeit so weit, daß er auf uns aufmerksam wird. Er stöttert, und man muß ihm jedes Wort, ehe er es versteht, wiederholen; hat man ihm nach unendlicher Schwierigkeit seine Meynung verständlich gemacht, so kann er nicht ohne Anstrengung aus seiner gewöhnlichen Gedankenreihe soweit herausgehen, um uns eine bestimmte Antwort zu geben Diese Zeichnung könnte man für übertrieben halten; aber nichts ist gewisser, als daß Gewohnheit der Unaufmerksamkeit, die man sich frühe erworben, und lange fortgesetzt hat, mit der Zeit einen solchen Charakter bilde.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung des Vorigen. — Künstliches Gedächtniß. — vom Schreiben, in sofern es mit diesem Gegenstande zusammenhängt.

Es ist sehr schwer, zu behalten, was wir nicht verstehen. Die Bemühung, es einzuprägen, ist so unnatürlich, als fruchtlos; und wie grausam ist es daher nicht, Kinder zum Auswendiglernen langer Reden zu zwingen, welche sie oft, wenn sie schon groß sind, für ihre Verstandesfähigkeiten unerreichbar finden. Wenn junge Leute ihre Seelen mit Worten überladen, zu denen sie keinen Sinn sich hinzudenken können, so gewinnen sie entweder ein Mißfallen an aller Litteratur, oder sie gewöhnen sich, ohne Aufmerksamkeit zu lesen. Und in zarten zu stark angespannten Kräften sinkt zuweilen die angebohrene Wirksamkeit, und Eltern und Erzieher finden mit gleichem Erstaunen und Mißvergnügen, wenn es zu spät ist, daß das Kind, anstatt seinen Kenntnissen eine weitere Ausdehnung zu erwerben,

täg-

täglich mehr Idiot wird. Ohne Zweifel muß man das Gedächtniß der Kinder von Anfang an üben, damit es sich verstärke und mit den ihren Jahren angemessenen Kenntnissen anfülle. Aber man muß die Versuche nach ihren Fähigkeiten abmessen, und ihre Aufmerksamkeit auf solche Dinge richten, die nicht schwer zu begreifen sind: auf die ersten Grundbegriffe der Grammatik, auf die Grundsätze natürlicher und bürgerlicher Geschichte, die leichtesten Lehren der Moralität und Religion, eines eleganten Ausdrucks, der Sprache und des Stils; und unter deren Uebungen werden ihre Fähigkeiten reifen; ihre Liebe zu den Wissenschaften gedeihen. Nur bey der unaufhörlichen Beschäftigung der Phantasie kann ihr Studieren nachtheilig werden. Denn Kinder sind natürlich neugierig, und lieben leidenschaftlich das Neue, so, daß wenn nicht der mindeste Eifer sich offenbarte, man mit dem grösten Grunde dem Lehrer und seinem Mangel an Fähigkeiten weit eher, als dem Schüler, davon die Schuld beyzumessen berechtigt ist.

Sensationen, die von einem angenehmen oder schmerzhaften Gefühle begleitet werden, oder irgend eine Leidenschaft aufregen, drücken

sich

sich der Seele leichter ein; eine Bemerkung, die ich schon oben gemacht habe, und der ich nur das noch hinzufügen will, daß man sich einer gleichgültigen um desto länger erinnert, je öfter sie wiederholt wurde. Kinder machen diese Entdeckung sehr bald selbst; und sie wiederholen, bey der Vorbereitung auf ihre Lektionen, mehrmahls die Theile derselben, die sie vorzüglich sich einprägen wollen. Diese Wiederholungen heften die Aufmerksamkeit auf ihre Gegenstände fest, halten fremde Ideen in einer gehörigen Entfernung, gewöhnen zu einer ordentlichen Stellung der Worte, und machen den Verstand mit ihrer Bedeutung vertraut.

Wer hat nicht oft die Beobachtung gemacht, daß die Gedanken seiner Seele sich beständig an einander reihen, und die verwandten Ideen in einer entweder natürlichen oder durch Gewohnheit geknüpften Verbindung stehen? — Oft entstehen sie in der Seele der Ordnung gemäß, in welcher die ursprünglichen Perzeptionen empfangen wurden. Ein Theil eines Tones, der dem Gedächtniß aufstößt, wird das Hervorkommen der anderen zur natürlichen Folge haben; und den ersten Wörtern einer uns bekannten Rede

folgen

folgen die übrigen; ein Grundsatz, den die Lehrer benutzen, wenn sie einem Schüler, der sich nicht besinnen kann, durch die ersten Wörter der Phrase einhelfen. Sobald wir zwey oder mehrere Dinge als verbundene betrachtet haben, so knüpft dieser Umstand ein unauflösliches Band zwischen ihnen, so daß die Erinnerung und der Anblick des einen uns auf das andere hinführet. So sieht man zuweilen ein Kind seinen Finger mit einem Faden umwickeln, um einen Auftrag nicht zu vergessen, und Quintilian führt einen Römer an, der in eben dieser Absicht den Stein seines Ringes nach der flachen Hand zu drehete. Sobald wir an einen bekannten Platz in der Stadt oder auf dem Lande denken, so fallen uns zu gleicher Zeit oder kurz nachher die angränzenden Plätze, die Leute, welche darauf wohnen, und manche merkwürdige Vorfälle ein, die sich vielleicht in ihrer Nachbarschaft ereigneten.

Auf dies Gesetz unserer Natur gründete man eine sonderbare Erfindung, von der die alten Redner so oft sprechen, und die man unter dem Namen des künstlichen Gedächtnisses kennt. Sowohl Quintilian als Cicero haben eine, wiewohl nicht so vollständige, Nachricht davon,

von, als man wohl wünschen möchte, gegeben. Damals wurden die öffentlichen Reden entweder aus dem Stegereife, oder aus dem Gedächtnisse gehalten, und da manche von ihnen sehr lang waren, so hielten die Redner eine Methode für unumgänglich nöthig, nach der sie die verschiedenen Theile der Rede so ordnen könnten, daß sie sich in der richtigen Folgeordnung und in ihrer angemessenen Verbindung wieder darstellten. Denn diese Kunst sollte das Gedächtniß nicht sowohl in Betreff der einzelnen Ausdrücke der Rede, sondern bey der Wiedererinnerung ihrer Kapitel, Abtheilungen und der anderen Hauptsätze, unterstützen.

In dieser Absicht reiheten sie in ihrem Gedächtnisse benachbarte Stellen, die ihnen bekannt waren, an einander; z. B die Zimmer in einem Hause, oder die Gebäude in einer Straße; und durch eine wiederholte Uebung, sich diese Haufen von Stellen immer in einer gewissen Ordnung zu denken, gelangten sie endlich dahin, daß der Gedanke an die erste auch die allmählige Wiedererinnerung jeder der folgenden in ihrer gehörigen Reihe nach sich zog. Natürlich mußte diese Gewohnheit, sich der Stellen richtig und ohne Lücken

und

und Verwirrung wieder zu erinnern, so sehr befestigt seyn, daß der Redner, sie weder zu verliehren noch geschwächt zu erhalten, Gefahr laufen durfte; denn, wie Quintilian bemerkt, die Wiederinnerung, die einer anderen zur Grundlage dienen soll, muß ungleich fester begründet seyn. Dann knüpft der Redner mit einem eingebildeten Bande die verschiedenen Oerter, und die Hauptsätze seiner zu haltenden Rede zusammen; den ersten Ort und den ersten Hauptsatz; den zweyten Platz und den zweyten Hauptsatz u. s. w.; er führt die Idee dieser Verbindungen so oft vor seiner Seele vorüber, bis der Gedanke an jeden Platz auch sogleich den daran geknüpften Hauptsatz herbeybringt. Hierdurch wird, mit der Folgeordnung der Oerter, auch die Folgeordnung der Kapitel im Gedächtnisse befestigt, und gleich leicht und richtig wiedererinnert. Daher rührt die Benennung der Stellen und Oerter in einer Rede.

An den Oertern, deren sich das künstliche Gedächtniß bedient (vorausgesetzt, daß es Zimmer in einem Hause sind) werden Mobilien seyn; in einem Statüen und Gemählde; in einem anderen Gewehr; Tische und Stühle in einem

drit-

dritten; oder wenn sie damit nicht versehen wären, so würde der Redner gut thun, sie mit einer Anzahl von Symbolen, Figuren, Namen, die er regelmäßig ordnen müßte, auszuschmücken, und dieser Anordnung ganz gemäß die Unterabtheilungen der Hauptkapitel seiner Rede, und selbst in diesen jeden besonderen Gedanken in seiner Seele bey einander zu stellen. Er stellt also die Mobilien, Symbole oder Figuren in eine gewisse Ordnung, prägt sich diese Ordnung tief ein und knüpft die Reihe der Abtheilungen und Grundsätze seiner Rede fest daran.

Dies scheint das Wesentliche des künstlichen Gedächtnisses auszumachen. — Aber freylich sind die Nachrichten, welche die alten Redner uns von demselben geben, wie ich schon oben gesagt habe, viel zu dunkel und unbestimmt, als daß sich etwas gewisses darüber ausmachen liesse. Nachdem, was ich hierüber gesagt habe, zu urtheilen, war, wie auch Quintilian sagt, die Kunst zu sehr zusammengesezt, und es lassen sich, es zu verbessern, wohl bequemere Wege ausfindig machen.

Alles,

Alles, was unseren Empfindungen und Neigungen schmeichelt, unsere Lebensart angehet oder zu unseren Lieblingswissenschaften paßt, fällt uns weit leichter wieder ein, als jedes andere; denn wir verstehen es besser und dringen darin mit einer geschärften Neugierde ein. Darum greifen unsere eigenen Beschäftigungen, unsere eigenen Begebenheiten oder die unserer Freunde oder der Leute unserer Lebensart fester in das Gedächtniß ein, als alles, was sich mit fremderen Leuten zuträgt. Eine Thatsache, die den Ackerbau betrift, prägt sich einem Landwirthe tief ein, aber wird sicherlich von einem Seemanne oder einem Soldaten auf der Stelle vergessen, deren Gedächtniß alles, was ihre Beschäftigung angehet, doch eben so leicht und vollkommen behält. Der größte Theil der Gedächtnißfehler entspringt immer aus der Unaufmerksamkeit. Wenn wir auf alle Umstände, die sich bey der Lekture oder in der Gesellschaft uns darbieten, merken und uns darum bekümmern können, so werden wir die Kunst eines allgemeinen Gedächtnißes erhalten. Schränkt sich unsere Aufmerksamkeit aber nur auf wenige Gegenstände ein, so kann sich unsere Wiederer-

innerung auch nur zu einem höchst begränzten Umkreise ausdehnen.

Ich ergreife hier die Gelegenheit, einigen Aeltern und Lehrern ihr unrichtiges Verfahren vorzustellen, von Kindern, wenn sie in die Kirche gehen oder irgend etwas vorlesen hören, das Behalten eines einzelnen Satzes zu fodern; denn sicherlich ist die Folge davon, daß das Kind seine ganze Aufmerksamkeit auf eine einzige Phrase richtet, und über alles übrige leicht hinwegschlüpft. Um folglich einen einzelnen Satz, den es wohl nicht einmahl verstehet und morgen ohne alle Zweifel wieder vergeßen hat, zu behalten, wird es einigermaßen durch diese Vorschrift authorisirt, auf alles übrige, was es hört, unaufmerksam zu seyn, ungeachtet man ihm wiederhohlt sagt, daß Aufmerksamkeit zum guten Verstande ein äusserst wichtiges Erforderniß ist. Thut man offenbar nicht besser, wenn man ihm eine allgemeine und gleichmäßige Aufmerksamkeit anempfiehlt, und bey dem Bericht, den es von dem Gehörten abstattet, eher durch eine sokratische Fragemethode seine Beurtheilungskraft schärft und sein Gedächtniß unterstüzt, als wenn man auf eine Wiederhohlung einer Reihe von

Worten

Worten in derselben Form, wie es sie gehört hatte, dringt? —

In je mehrere Beziehungen wir Gegenstände setzen, und durch je mehr Aehnlichkeiten wir sie an einander knüpfen, desto leichter wird der Blick, der auf den einen fällt, auf die übrigen geleitet. Wir erinneren uns Verse weit leichter, als der Prose, wegen ihrer Beziehungen auf einander so wohl in Hinsicht auf Silbenmaas als auf Sinn; und gereimter noch besser als ungereimter, weil zu jenen Beziehungen auch die Verbindung durch einen ähnlichen Schall noch hinzukommt. Horaz sagt: daß in einigen Gegenden die Gesetze, wahrscheinlich der bequemeren Erinnerung wegen, in Versen abgefaßt wären. Und es ist bemerkungswerth, daß viele von den gemeinen Sprüchwörtern, die jeder im Munde hat, ein Silbenmaas haben. Einige reimen sich sogar, und bey anderen haben überdem noch die Anfangswörter einen gleichen Klang. Jeder Umstand der Art begünstigt die Wiedererinnerung. *)

Je mehr Sinne bey der Wahrnehmung eines Gegenstandes beschäftigt sind, desto leichter

*) S. des Bischof Lowths Abhandl. vor seinem Jesaias.

kommt dieser wieder in das Gedächtniß zurück. Daher laut und mit Ausdruck lesen, wenn wir daran gewöhnt sind, erleichtert die Wiedererinnerung des Gelesenen, weil zwey Sinne, Auge und Ohr, dabey wahrnehmen; aber, sobald wir dieser Uebung ungewohnt sind, so wird der Schall der Stimme, und die Besorgniß, unrichtig zu lesen, unsere Aufmerksamkeit abziehen und die Wiedererinnerung verhinderen. Auch stärkt in manchem Falle Abschreiben das Gedächtniß. Und, wenn wir langsam und ordentlich, in deutlichen Absätzen, ohne Abkürzungen, mit einer ängstlichen Sorgfalt in Hinsicht auf Interpunktion und Orthographie und auf einen gehörigen Zwischenraum zwischen den Zeilen, schreiben, so werden wir uns des Geschriebenen weit eher erinneren, als wenn wir es verwirrt und eilig unter einander schmieren. Alle diese Hülfsmittel erhalten die Aufmerksamkeit wach und beleben den ersten Eindruck.

Ich will hier den Versuch machen, so laut auch die Mode gegen mich sprechen mag, nach vernünftigen Grundsätzen einige Regeln in Hinsicht auf die Schreibekunst festzusetzen, welche, wie ich glaube, für diejenigen von Nutzen ist, die

die zur Erweiterung ihrer Kenntnisse und Erhöhung ihrer Moralität schreiben.

Ich nehme das als einen Grundsatz an, daß die Handschriften die besten sind, welche am dauerhaftesten und deutlichsten sind, nur wenig Raum einnehmen, und schnell fortgehen; und eine um so vollkommener oder unvollkommener ist, je mehr oder je weniger sie von diesen Eigenschaften hat. Diesem Grundsatze gemäß, finde ich in den modigen Zügen alle die Verzierungen tadelnswerth, die zuviel Zeit wegnehmen oder die Züge und Zeilen in einander mischen; alle die Buchstabenköpfe und Schwänze, die so lang sind, daß sie sich in die benachbarten Zeilen eindrängen; und alle die Haarzüge (wie man sie nennt), die ihre Feinheit kaum sichtbar läßt, und welche die Feder zu fein zugespizt verlangen. Buchstaben, die schief hinauf und herabgehen, sind undeutlicher, als die gerade aufstehenden; und alle die Buchstaben taugen nichts, die ihre Verbindung mit anderen allein kenntlich macht, und die, wenn sie allein ständen, völlig undeutlich wären. Der Theil des Buchstaben, den wir seinen Körper nennen, oder der, welcher weder herab noch herauf und nicht über

die Zeile hinausgehet, muß meiner Meynung nach völlig oder doch beynahe gerade, eckigt, etwas schmaler von der rechten zur linken als von der Spitze zum Boden, und wenigstens so groß als ein großer Druck seyn. Der Theil des Buchstabens, der über die Zeile hinauf steigt und herabgehet, darf nicht länger, als der Körper, d. h. nicht länger als die Breite der Zeile seyn. Der Raum zwischen den Zeilen muß etwas mehr, als die Breite zweyer Zeilen betragen, damit die Köpfe und Schwänze der einen und anderen Buchstabenreihe nicht in einander gerathen, und ein kleiner Raum für eine Zwischenzeile übrig bliebe, wenn sie nöthig wäre. Die Zeilen müssen vollkommen gerade und ganz gleich breit seyn, die Punkte genau ausgedrückt und die Worte gut getrennt; und da einige Züge feiner, als andere seyn können und müssen, so dürfen sie es doch in keinem anderen Verhältnisse seyn, als man gewöhnlich in einem eleganten Drucke bemerkt.

Man wird durch eine elegante Abschrift seines Werkes weit eher in den Stand gesezt, es zu beurtheilen, als in einer gewöhnlichen Handschrift, weil man das Geschriebene deut-

licher

licher bemerkt, und das Gedächtniß wird sowohl durch die lebhafte Sensation, die dadurch das Auge empfängt, als durch die deutlichen Ideen, die es dem Verstande mittheilt, unterstüzt.

Vierter Abschnitt.

Verschiedene Gestalten des Gedächtnisses, — bey verschiedenen Personen — und in der nehmlichen Person zu verschiedenen Zeiten.

Das Gedächtniß gestaltet sich nicht bey allen Menschen, noch immer selbst bey derselben Person, gleichmäßig. Man kennt Beyspiele von außerordentlichen Gedächtnissen. Themistokles lernte in einem Jahre die persische Sprache vollkommen, und konnte jeden Bürger von Athen, derer Anzahl sich bis auf zwanzigtausend belief, bey seinem Namen nennen. Cyrus wuste den Namen von jedem Soldaten in seiner Armee; Crassus sprach jeden Dialekt der griechischen Sprache, und Julius Cäsar konnte dreyen Schreibern zugleich über drey verschiedene Gegenstände dik-

tiren. Portius Latro erinnerte sich, wie uns sein vertrautester Freund, Seneka, sagt, alles dessen was er geschrieben hatte, ob er gleich mit der äußersten Schnelligkeit schrieb, und vergaß nie eines Wortes, dessen er sich einmahl erinnert hatte. Derselbe Schriftsteller erzählt, daß L. Cineas, den der König Pyrrhus als Gesandten nach Rom schickte, den Tag nach seiner Ankunft, ob er gleich nie in Rom gewesen war, jeden Senator und einen großen Theil des Volkes mit Nennung seines Namens grüßte; daß ein anderer, dessen Namen er nicht anführt, dem ein Dichter ein neues Gedicht vorgelesen hatte, behauptete, er hätte es gemacht, und zum Beweis das ganze Gedicht vom Anfang bis zu Ende hersagte, welches der wirkliche Verfasser nicht konnte; und endlich, daß Hortensius, der den ganzen Tag bey einer öffentlichen Versteigerung gesessen hatte, am Abend alle verkauften Sachen mit ihren Preisen und den Namen der Käufer aufschrieb, und seine Nachricht bey einer Vergleichung in den größten Kleinigkeiten vollkommen zutreffend fand. Ich möchte noch die bekannte Geschichte des Mathematikers Wallis anführen, der im Bette und mit geschlossenen Augen die Cubikwurzel einer Reihe von dreyssig

Zahlen auszog. *) Wir müssen über eine solche Kraft des Gedächtnisses erstaunen; aber, wie ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt, **) über seinen Mangel können wir uns eben sowenig beklagen, als daß wir nicht Simsons Stärke und Achilles Schnelligkeit haben. Wenn bey der Austheilung der Gaben unser empfangener Theil so groß ist, als die meisten anderen Menschen besitzen, so haben wir vollkommen Ursach zur Zufriedenheit und Dankbarkeit. Und wenn auch einige Leute nicht Fähigkeit genug zur Erlangung der Kenntnisse haben, die sich in Büchern findet, so giebts doch gewiß nur wenige Köpfe, deren Gedächtniß zu den gewöhnlichen Lebensgeschäften nicht hinreichte, und gewiß giebts nicht ein einziges vernünftiges Geschöpf, dessen Gedächtniß keiner Erhöhung fähig wäre.

Einige gute Köpfe beklagen sich über die Schwäche ihres Gedächtnisses, wahrscheinlich, weil sie manches vergessen, was sie zu behalten

*) Im Februar 1672. zog er einmahl auf diese Art eine Wurzel aus einer Zahl von 53 Numern, und gab sie nach 20 Tagen vollkommen richtig an.

**) Idler, N. 74 -- Andere Beyspiele eines außerordentlichen Gedächtnisses S. Plin. Hist. VII. 24.

wünschten, oder in denen Theilen der Erkenntnisse Lücken finden, worauf sie in früheren Jahren nicht aufmerksam genug waren. Indeß ist dies auch zuweilen Affektation, denn es giebt Leute, die uns gerne glauben machen wollten, ihre Kenntnisse rührten eher von ihrem eigenen Scharfsinne her, als vom Unterrichte anderer. Aber gewiß kein Mann von Verstand wird sich in der That über einen wesentlichen Mangel in dieser Rücksicht beklagen, weil ohne Erfahrung und Unterricht es schlechterdings unmöglich ist, nur in den gewöhnlichen Geschäften richtig zu handeln oder richtig zu denken, und wo das Gedächtniß widernatürlich mangelhaft ist, auch Erfahrung und Gelahrtheit in demselben Verhältnisse fehlerhaft seyn muß; etwas das unvorsichtiges Betragen und abgeschmackte Meynungen zur natürlichen Folge hat.

Aber, obgleich nun zu einer gesunden Urtheilskraft Gedächtniß unumgänglich nothwendig ist, so folgt daraus noch gar nicht, daß, wer ein ausgebreitetes starkes Gedächtniß hat, immer eine gute Urtheilskraft habe. Die außerordentlichsten Gedächtnißkräfte finden sich zuweilen neben einem kindischen Verstande. Ich

habe

habe einen Knaben, dessen übrige Verstandeskräfte noch unter den gewöhnlichen waren, den größten Theil einer Rede, nachdem er sie nur ein einziges mahl anhört hatte, wiederholen gehört. In der frühesten Jugend und lange vor der Zeit, ehe die Urtheilskraft zu einiger Reife gedeihet, ist das Gedächtniß oft sehr stark, selbst ohne irgend eine vorhergegangene Bemühung, es zu erhöhen, ausserordentlich umfassend, und man hat der Beyspiele übergenug, daß Leute durch zu häufiges Lesen und Beladen ihres Gedächtnisses in einen Zustand der Verstandesschwäche verfielen, der vom Wahnsinne nicht eben sehr weit sich entfernte. Daß zu vieles Studieren toll mache, ist ein alter Grundsatz, und man bedarf eben keiner weiteren Belege durch Beyspiele.

Aber auf der anderen Seite kann Kraft des Gedächtnisses kein Beweis für eine Schwäche des Verstandes seyn. Themistokles, Cäsar, Cicero, Seneca und andere erwähnte Personen waren sämmtlich Leute von einem außerordentlichen Geiste, wie von einem starken Gedächtnisse. Vielleicht wird sogar bemerklich, daß außerordentliches Genie selten oder niemahls ohne ein außerordentliches Gedächtniß sich finde,

obgleich

obgleich ein großes Genie nicht immer ein großes Gedächtniß begleitet.

Aristoteles trennet sehr sorgfältig Wiedererinnerung von dem Wiederbesinnen, oder das passive vom aktiven Gedächtnisse. Er behauptet, daß alle Thiere, die sich der Zeit bewußt sind, das erstere hätten, daß aber unter allen bekannten Thieren der Mensch allein im Besitze des letzteren sey; denn Besinnen involvirt Nachdenken und verschiedene andere Handlungen der Vernunft. Er bemerkt weiter, wenn ich nicht irre, daß Menschen mit einem starken passiven Gedächtnisse größtentheils schwächere Seelenkräfte, die aber mit einem starken aktiven Munterkeit und Gelehrigkeit besäßen *).

Einige Leute erinneren sich eines Namens, Datums, einer Genealogie und ähnlicher Dinge sehr gut, indeß andere mit den nehmlichen Fähigkeiten sich solcher Dinge nur sehr unvollkommen, aber des Hauptsinnes vom Gelesenen oder Gehörten vollständig genug wiedererinneren. Einige Gedächtnisse behalten Erzählungen, andere moralische Gedanken leichter; einige Verse an-

dere

*) Aristoteles de Memoria et Reminiscentia, Cap. I. und IV.

dere Prose; einige Aphorismen, andere Räsonnements. In Absicht der Geschichtserzähler giebt es mannigfaltige Verschiedenheiten. Einige werden vorzüglich durch kleine witzige, launigte Erzählungen gefesselt, einige durch die öffentlichen Angelegenheiten der Nation, andere durch Stellen aus der Geschichte; einige erzählen uns Anekdoten von Schriftstellern, andere von Königen und Staatsleuten, einige verbreiten sich über den Ursprung und Verfolg der Rechtshändel, andere schränken sich auf die Händel des häuslichen Lebens ein. Es giebt Leute, die in den gemeinen Vorfällen des geschäftigen Lebens erfahren genug sind, aber nie eine wichtige Rolle in der litterarischen Welt gespielt haben würden, und es giebt im Gegentheil Gelehrte von der tiefsten Einsicht, denen die Angelegenheiten des Lebens unbewanderte Länder sind, andere hingegen zeichnen sich als Geschäftsmänner und als Gelehrte gleichmäßig aus. Einige Menschen haben ein Gedächtniß, daß von Jugend auf gut behält, andere lernten mit großer Schwierigkeit lesen, und erwarben sich nachher doch in Wissenschaften keine geringen Kenntnisse. Einige behalten alles sehr bald und vergessen alles eben so bald wieder, andere lernen nur langsam und

erin-

erinneren sich lange. Einige besinnen sich, bey vorkommender Gelegenheit, sehr leicht auf ihre Kenntnisse, andere mit dem zähesten Gedächtnisse haben nur eine langsame Besinnungskraft. — Offenbar sind viele dieser Verschiedenheiten, wie ich oben schon angemerkt habe, auf die Rechnung des jugendlichen Leichtsinnes oder der frühen Aufmerksamkeit zu schreiben; auf die Rechnung der Vorsicht oder Unvorsichtigkeit unserer ersten Lehrer, der ersten Gesellschaften und Unterhaltungen, der Vergnügungen und Geschäfte, mit denen wir am vertrautesten wurden. Die anderen kann man nicht füglich anders erklären, als daß sie in unserer Constitution liegen.

Aber wir mögen nun die wirkenden Ursachen bestimmen, wie wir wollen, so ist in Hinsicht auf ihre Endursach das schlechterdings ausgemacht, daß sie von der größten Wichtigkeit sind, da sie dem menschlichen Geiste seine Richtung geben, und so den Menschen zu einem mannichfachen Gange bestimmen, da sie in die Unterhaltung eine angenehme Abwechselung bringen, und den Umtausch der Gedanken süßer und unterrichtender machen, als der Fall gewesen seyn würde, wenn alle auf die nehmlichen Sachen auf-

aufmerksam gewesen wären und sich derselben Dinge erinnert hätten. Gelehrte, die allein mit Gelehrten im Umgange stehen, können wohl den Umfang ihrer Kenntnisse erweitern; aber, wenn sie sich eine allgemeine Uebersicht und Erkenntniß der allgemeinen menschlichen Angelegenheiten erwerben wollen, so müssen sie gemischte Gesellschaften besuchen und sich unter Leute von verschiedenen Fähigkeiten und Berufen mischen. Darum verachte man die Kleingeisterey der Leute, die aller Leute Umgang vermeiden, die nicht ihres Handwerkes sind. Ein Mann von Kopf und Ehre ist in jedem Verhältnisse ehrwürdig und kann den größten Philosophen belehren. Derjenige, dem andere wegen Verschiedenheit des Geistes mißfallen, giebt eben dadurch eine Richtschnur an, der zufolge er ebenfalls ein Gegenstand des Mißfallens wird, und verräth eine Unempfindlichkeit gegen das weiseste Gesetz der Vorsehung, das der menschlichen Gesellschaft eine Fülle der süßesten Tröstungen und der geschmackvollsten Zierden gewährt. Eben so gut könnte er ja sehr übel finden, daß einige Thiere Stärke, andere Schnelligkeit erhalten haben; einige uns mit ihrer Milch speisen, andere mit ihren Fellen kleiden; einige für den häuslichen Gebrauch, andere

dere zur Benutzung im Felde eingerichtet sind, und könnte darauf bestehen, es wäre für uns und sie weit besser gewesen, wenn sie alle von derselben Gattung und mit denselben Fähigkeiten ausgerüstet wären.

Beym Eingang in dies Leben sind der Verstand und die Sinne noch schwach und folglich auch das Gedächtniß, und es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß in der frühen Jugend auch der Eindruck der lebhaftesten Sensationen nicht haftet. Ich kenne einen Blinden, der von Licht und Farben auch nicht einmal eine dunkele Idee hat, ob er gleich nur erst im dritten Jahre sein Gesicht verlohr; und doch ist Licht einer der ersten Gegenstände, welche des Kindes Aufmerksamkeit auf sich hinziehen und ihm das erste Vergnügen gewähren. Es giebt sehr viele Leute, die sich nicht eines einzigen Umstandes vor dem vierten und fünften Jahre erinneren. Ein Kind wird bald mit dem Gesichte seiner Amme bekannt, aber entwöhnt sich davon eben so leicht wieder nach der Entwöhnung von ihrer Milch, und wenn es zu sprechen anfängt, kömmt es bald ohne große Aufmerksamkeit mit einer Menge Wörter in Bekanntschaft. In einem sechsjährigen Alter wird

es

es in Zeit von weniger als zwölf Monaten die gemeinsten Wörter einer Sprache lernen; nicht allein ein Beweis seines schnellen Gedächtnisse, sondern, da es zugleich Aussprache und Accent mit der Bedeutung lernt, eine Probe seines feinen Gehöres und der großen Biegsamkeit in seinen Sprachorganen. Aber eben darum, weil das zarte Gedächtniß neuer Eindrücke so sehr empfänglich ist, fehlt ihm, ungeachtet der beständigen Uebung, auch die Gabe, sie fest zu halten und nicht so leicht verwischen zu lassen; denn ein Kind von sechs Jahren, das sein Vaterland verläßt, vergißt seine Mutterspracbe so schnell, als es die fremde erlernt.

Je älter wir werden, desto schwieriger wird die Erlernung neuer Sprachen; das Talent, sich der Worte zu erinneren, verliehrt sich allgemach; auch auf das Ohr wirkt nun ein fremder Accent stumpfer und die Organe sind nicht mehr so biegsam zum Ausdruck dieser fremden Töne. Daraus ergiebt sich, daß das Studium der Sprachen eigentlich in unsere früheren Jahre gehöre, und man nimmt gewöhnlich an, daß nach vierzig Jahren unseres Lebens jeder Schritt auf diesem Wege unüberwindliche Schwierigkeiten vorfinde;

ein Grundsatz, der, so anwendbar er auch in den meisten Fällen seyn mag, doch auch in nicht wenigen unrichtig ist. Eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel ist der ältere Cato, der erst im höchsten Alter griechisch zu studieren anfing und darin sehr beträchtliche Fortschritte machte; und man erzählt, daß Ogilvie, der Uebersetzer des Homer und Virgil, und ein Mann, wo nicht von großen Dichtungsfähigkeiten, doch von einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, sehr wenig vom Griechischen und Lateinischen vor dem funfzigsten Jahre verstand. Man erlerne also in der Jugend die Sprachen und man wird ihre Kenntniß sehr leicht erwerben; aber man lasse auch nicht die Leute, deren Jugend ungenützt vorüberging, an Erwerbung ausgebreiteter Kenntnisse verzweifeln, wenn sie nur die erforderliche Mühe darauf zu wenden Neigung haben.

In der Jugend ist unser Gedächtniß stark, denn unsere Sensationen sind schärfer geprägt, unsere Seele beobachtet unpartheyisch und wird weder durch Geschäfte noch durch Sorgen zerstreuet; die Neugierde regt die Erwartung auf; Neuheit erzeugt Verwunderung, Erstaunen und andere angenehme Leidenschaften, und jeder

Gegenstand wird für uns eine Quelle der Freuden oder der Schmerzen, keinen sehen wir mit Gleichgültigkeit an. Aber auch das jugendliche Gedächtniß wird so leicht durch eine zu große Mannigfaltigkeit oder durch den Mangel an Methode verwirrt; seine angebohrene Stärke sinkt durch Gewöhnung an oberflächliches Beobachten, oder nimmt eine üble Richtung durch eine Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten. Und um diesen Uebeln zuvorzukommen, müssen die jugendlichen Seelen allein oder doch vorzüglich zu den Gegenständen hingezogen werden, die wahren Nutzen gewähren, die ihren Verstand zu einer gehörigen Richtung bestimmen, woran sie Geschmack gewinnen, und die ihren Eifer beschäftigen zu können scheinen, bis sie durchaus begriffen sind. Man muß darauf eine vorzügliche Sorgfalt verwenden, daß die Wissenschaften ihnen angenehm werden, und ein Durst nach Kenntnissen in ihnen auflebt; man muß sie durch gelegentliche Winke und Fragen auf den Unterricht, den man ihnen geben will, aufmerksam machen und ihn einigermaßen schon vorher ahnden lassen. Durch diese Kunstgriffe zusammengenommen versichert man sich ihrer Aufmerksamkeit und das Gedächt-

niß wird durch sie eines tiefen und dauerhaften Eindruckes empfänglich gemacht.

Ein reiferes Alter hat weniger Neugierde, und weniger Enthusiasmus; die Seele ermüdet sich dann in einer Mannigfaltigkeit von Geschäften und fängt an unter der Last des Kummers und den Schmerzen getäuschter Hofnungen zu schmachten. Dann ist der Verstand aber auch zu seiner höchsten Blüthe erwachsen; Erfahrung hat ihn den Gebrauch und die Methode angestrengter Aufmerksamkeit gelehrt, und das Gedächtniß ist durch eine lange, anhaltende Uebung gebildet. Darum behält das Gedächtniß im reiferen Alter, so ungleich schwächer es auch dann als in der Jugend ist, größtentheils die Eindrücke der Gegenstände, die wir für richtig halten, fester. — Die Alten theilten das menschliche Leben in drey Zeitpunkte ein: in das **aufblühende Alter**, das bis zu dreyßig Jahren gieng, das **stehende** oder **mittlere Alter**, von dreyßig bis funfzig, und das **abblühende Alter**, vom funfzigsten Jahre an; und nahmen an, daß bis zum Ende des mittleren Alters unsere Kenntnisse sich ausbreiteten und vermehrten, und daß nach diesem Zeitpunkte täglich etwas von unserem Vermögen ver-

loh-

lohren gienge. Im allgemeinen mag dieser Grundsatz wohl sich bestätigen, aber es giebt Beyspiele, daß Leute alle ihre Fähigkeiten und alle ihre Kenntnisse selbst bis zum Ende eines langen Lebens erhielten.

Im Alter werden mehrentheils die Sensationen matt, die Leidenschaften stumpf oder laufen in eine einzige zusammen. Die Seele wird sowohl für Freuden als Leiden verschloßener; Neugierde und Ehrgeiz erlöschen durch die Befriedigung oder den mißlungenen Erfolg; gegenwärtige Dinge fallen nicht mehr auf, und die Zukunft erregt keine unruhige Hofnungen mehr: aber alte Ideen sind bleibend und (wie alle Erinnerungen an die früheren Jahre) mit Vergnügen verbunden, da sie die Länge der Zeit, wie die Farben in einem Gemählde, gehörig zur Reife brachte. Daher vergessen alte Leute so leicht neuere Begebenheiten, die sie aus Affektation oder auch im Ernste verachten, weil sie ganz ohne die süßen Aufwallungen erscheinen, mit denen ihre jugendliche Begebenheiten begleitet sind. Daher rufen sie so gern alte Zeiten zurück, und beehren die Begebenheiten und Personen, welche damahls Gegenstand ihrer Bewunderung waren,

ißt noch mit einem ganz unbegränzten Beyfalle. Dies ist Nestors Charakter im Homer und dies ist ein Theil der so bekannten Zeichnung, die Aristoteles in seiner Rhetorik und Horaz in seiner Poetik vom Alter entwarfen.

Daß gewisse Krankheiten dem Gedächtnisse gefährlich werden, ist eine Bemerkung, die schon oben gemacht ist. Das, was die Aerzte Nervenschwäche nennen, veranlaßt sehr oft eine Abnahme dieser Kraft. Anhaltendes Träumen und jede Art einer anhaltenden oder nur von Zeit zu Zeit erscheinenden Verwirrung äußern dieselbe Wirkung. Trunkenheit entkräftet das Gedächtniß und macht, wiederhohlt, frühe kindisch. Nach einer starken Mahlzeit bleiben die Verstandeskräfte immer ein oder zwey Stunden lang etwas erstarret; und dann ist nichts nachtheiliger als Studiren, das während diesem Zeitraume alle Verdauung hindert, die Augen entzündet, den Kopf betäubt, und dessen ungeachtet völlig erfolglos ist. Wenigstens ist dies mehrentheils der Fall, wiewohl es auch Ausnahmen giebt. Hr. Hume konnte, wie ich von seinen vertrautesten Bekannten gehört habe, sich unmittelbar nach der Mahlzeit in tiefe Spekulationen einlassen, ohne irgend einen übelen Erfolg zu empfinden. — Der

Morgen ist oft für den Musen geweihet, und folglich auch dem Gedächtnisse, ihrer Mutter, heilig angesehen; und wenn die Person einer vollkommenen Gesundheit genießt, mag dies der Fall wohl seyn: aber viele sind eines tiefen Nachdenkens nur erst späterhin fähig. — Die Mitternacht begünstigt durch ihre Stille und Kühle das Nachdenken; aber diejenigen, welche ihre Gesundheit, ein schäzbarer Gut als alle Gelehrsamkeit, lieben, müssen nie, wenn sie es irgend vermeiden können, nach dem Abendessen studiren. Die Nacht ist die Zeit der Ruhe, für den Menschen sogut als für die Thiere, sowohl für die Seele, als für den Körper. Dies ist ein Naturgesetz, und wer es verletzt, wird bald seine Uebertretung bereuen. Mitternächtliches Studieren macht Kopfweh, gänzlichen Mangel an Schlaf, schwächt die Augen und macht den Schlaf wenigstens unruhig. Sie müssen dann bis späte des Morgens im Bette liegen bleiben, wodurch der Körper erschlafft; und daß sie dann die Lungen so viele Stunden lang einer Atmosphäre, die mit Lichtdampf überladen ist, aussetzen müssen, giebt oft zu Brustbeschwerden, Schwindsucht und anderen schrecklichen Krankheiten die nächste Veranlassung. Die Stunden des Morgens, nach

eingenommenem Frühstücke und des Abends vor der Mahlzeit hat man mehrentheils als die Zeit befunden, wo Erfindungskraft und Gedächtniß am bequemsten sich üben lassen. Doch müssen diese Regeln immer nach der Verschiedenheit des Körperbaues sich richten.

Drittes Kapitel.

Methoden, das Gedächtniß zu verbessern. — Aufmerksamkeit. — Besinnungskraft. — Schreiben. — Unterhaltung. — Regeln, Gespräche im Gedächtniß zu behalten. — Ob Reden aus dem Gedächtnisse gehalten oder hergelesen werden sollen?

Da ich die merkwürdigsten Erscheinungen des Gedächtnisses auseinandergesezt habe, so will ich nun einige Regeln zu seiner Verbesserung angeben. Dies Kapitel wird nur wenigen Raum einnehmen, weil ich mehrere Bemerkungen, die eigentlich hiehergehörten, in meine vorigen verflochten habe.

Zu einem guten Gedächtnisse gehören diese drey Fähigkeiten: Zuerst, leicht und mit weniger Anstrengung der Aufmerksamkeit und Wiederhohlung zu behalten: Zweytens, dies sehr lange aufzubewahren, und Drittens, sich desselben ohne Anstoß zu erinneren. — Oder dies alles mit Roger Aschams *) Worten auszudrücken: Ein gutes Gedächtniß hat drey Gaben, die einer leichten Empfänglichkeit, eines treuen Aufbewahrens und eines ungezögerten Wiedergebens.

Um die erste Gabe des Gedächtnisses auszubilden, kann ich in der That nichts dringender empfehlen, als häufige Uebung und eine Gewöhnung an die strengste Aufmerksamkeit. Wer sich um dies Talent bemühet, wird gewisse Stunden zur Uebung seines Gedächtnisses bestimmen, um entweder erworbene Ideen wieder zurückzurufen, oder sich neue zu erwerben. Und um sich diese Uebung so sehr als möglich zu verannehmlichen, wird er sein Gedächtniß nicht mit Nichtswürdigkeiten oder geschmacklosen Dingen, oder mit etwas, das er nicht vollkommen verstehet, anfüllen. Ich verlange nicht daß er sich hierbey auf ernsthafte Gegenstände einschränken solle,

*) Aschams Schulmeister.

die zwar ohne Zweifel das nächste Recht auf seine Aufmerksamkeit haben. Launigte Schriften und scherzhafte Unterhaltungen, die der Tugend und den guten Sitten nicht entgegen sind, sind für die Seele eine sehr große Erhohlung. Ich kenne einen Knaben, der beständig von seiner Mutter gezwungen ward, Reden auswendig zu lernen, und dadurch alle seine übrigen Verstandeskräfte einbüßte und dumm ward. Erzählungen, und poetische Beschreibungen sind daher zur Uebung des Gedächtnisses sehr tauglich, und erheiteren die Einbildungskraft zugleich. Ich habe schon die Gewöhnung an Aufmerksamkeit empfohlen, und die Methode auseinandergesezt, von Zeit zu Zeit das Gelesene oder Gehörte wieder in das Gedächtniß zurückzurufen.

Alles, was wir gethan haben, ist ebenfalls ein Gegenstand, über den wir unser Gedächtniß nicht oft genug üben können. Zeitpunkte der Untersuchung seiner Selbst, bey der unsere Handlungen, unsere Gedanken und Endzwecke vor uns vorübergehen, bey der wir billigen, was wir gut, und verdammen, was wir übelgethan finden, wird durch die heilige Schrift und die Philosophie als ein zur moralischen Vervollkommnung unum-

unumgängliches Mittel empfohlen. Auch für den Verstand sind diese Untersuchungen von nicht geringerem Werthe. Sie dienen dazu, unsere Ideen von uns selbst und anderen Menschen aufzuklären, unsere Erfahrungen methodischer zu machen und in die Seele fest zu heften, unsere Kenntnisse von menschlichen Geschäften auszubreiten und zu berichtigen, und so uns so wohl zu Geschäften als zur Unterhaltung vorzubereiten. Sie sind vorzüglich dann nöthig, wenn wir zu Auftritten eines sehr thätigen Lebens kommen; denn da gehen die Ideen so schnell vor der Seele vorüber, daß wir, ohne eine gewohntes Wiedersammeln, einen großen Theil derselben, deren Wiedererinnerung für uns doch sehr vortheilhaft wäre, wieder verliehren müssen. Einige Leute halten sich ein Tagebuch der merkwürdigeren Begebenheiten ihres Lebens. Leute die an erhabenen Stellen stehen, müssen dies auch nothwendig, nach dem Beyspiele des Caesar und Cicero und mehrerer von den großen Männern des Alterthums. Und ob ich gleich nicht geradezu behaupten will, daß dies auch andere thun müsten, so erlaube man mir zu sagen, daß ich von vielen Personen aus dem mittleren und einem niedrigeren Stande, die, wie ich weis, hierin

sehr

sehr pünktlich verfuhren, niemahls gehört habe, daß sie die auf dies Journal verwandte Zeit bereuet hätten.

Leichtigkeit der Wiederinnerung wird außerordentlich durch eine regelmäßige Ordnung und Vertheilung der Dinge befördert. Ein verwirrtes Gespräch macht keinen Eindruck, und von einer Anzahl unzusammenhängender Sentenzen behalten wir höchstens zwey oder drey; die übrigen vergessen wir alle sicherlich. Aber eine methodische Zusammensetzuug, eine regelmäßige Eintheilung in Kapitel und Glieder, wovon ein jegliches die anderen erhellet, und wovon keins an einen anderen Ort gestellt werden kann, ohne der Ordnung des Ganzen zu schaden, wird leicht begriffen und leicht ins Gedächtniß wieder zurückgerufen, weil, wenn alle Stellen zusammenhangen, die Idee des einen die des anderen mit zurückführt. Gleichsam, wie eine Maschine, deren Theile vom Künstler in einander gepaßt und eingreifend gemacht sind, und deren sich ein guter Mechanikus nach einer einzigen Untersuchung leicht wieder erinnert; indeß ein verwirrter Satz einem unzusammen hängenden Haufen von Rädern, Wirbeln und anderen Fragmenten

menten gleicht, woraus wir nach einer wiederhohlten Untersuchung nichts machen können und welcher im Gedächtnisse keinen deutlich bestimmten Eindruck zurückläßt.

Ueber einen Gegenstand sprechen, macht die Seele auf ihn aufmerksam und befördert die Leichtigkeit der Wiedererinnerung. Auf diesem Wege können wir durch den Unterricht eines anderen uns selbst unterrichten, eben so wohl, als wenn wir mit Leuten von erhabeneren oder gleichen Geisteskräften umgehen. Jeder Mensch, der sprechen kann, denkt in irgend einer Sprache; aber wenn die Worte bloß innerlich bey der Seele vorübergehen, so werden wir uns ihrer nicht so gut erinneren, als wenn wir sie laut werden ließen. Conversation macht oft Wiederbesinnen und einige Anordnung nothwendig, und zwingt den, der redet, sich so auszudrücken, daß er anderen verständlich wird; etwas, das oft und selbst von denen nicht geschiehet, die ihre eigenen Begriffe doch sehr klar zu haben vermeynen. Durch alle diese Uebungen bekommt die Aufmerksamkeit eine feste Richtung und unsere Gedanken werden in ein mannichfaches Licht gesezt. Daher werden wir mit

ihnen

ihnen in ihrem ganzen Umfange vertraut und behalten sie vollkommener. Denn bey einer stillen Meditation wird die Seele leicht träge, verläßt ihren Gegenstand, ehe sie ihn ganz durchdrungen hat, entwischt auf sie zudringenden Ideen, die etwas verwirrtes im Ansehen haben, und folgt jedem lachenden Gedanken, der sich ihr darstellet, ohne sich darum zu bekümmeren, wie weit er sie von ihrem Hauptgegenstande abführen könne. Von solchen Meditationem behält das Gedächtniß wenig oder gar nichts. Aber wenn wir laut sprechen, oder beym Umgange, bekommen unsere Gedanken mehr Stätigkeit, hängen inniger zusammen und werden also auch besser begriffen; es werden sowohl dem Ohre als der Seele Eindrücke gegeben.

Durch Schreiben wird das Gedächtniß sowohl der Ideen leichter und stätiger Eindrücke empfänglich, als auch der Verstand unendlich vervollkommnet. Ich meyne kein Ausschreiben von Gemeinplätzen — worüber ich mich anderswo erkläret habe, *) sondern, daß wir das Gedachte zu Papiere bringen und es in unseren eigenen Aus-

*) S. On the Vsefallneſs of Claſſical Learning. pag. 479. 480. der dritt. Ausgabe.

Ausdruck einkleiden. Unsere Gedanken verflie-
gen leicht, und der größte Theil unserer Worte
ist kaum geäussert, als er schon wieder vergessen
ist; aber durch Aufschreiben geben wir beyden eine
längere Dauer und heften sie vor den Augen fest, bis
wir sie alle durch Vergleichung stätig machen, die
Lücken ausfüllen und die Fehler berichtigen.
So wird die Aufmerksamkeit gefesselt, die Ur-
theilskraft geübt; so werden dem Verstande klare
Begriffe zugeführt; und das Gedächtniß zu ei-
nem tiefen Eindrucke vorbereitet. Man schreibe
also oft, nicht allein die Bemerkungen, die wir
aus Büchern, aus dem Unterrichte, aus der
Unterhaltung schöpfen, nieder, sondern vorzüg-
lich solche Gedanken, die uns eigenthümlich an-
gehören, und bey den meisten Menschen jeden
Tag in einer ziemlichen Anzahl zum Vorschein
kommen. Und wenn gleich viele von diesen ohne
großen Verlust vergessen werden könnten, so ist
doch unter ihnen sicherlich manches eines blei-
bendern Aufbewahrens würdig.

Man erlaube mir hier eine Warnung für
verwirrtes nachlässiges Schreiben und bloße ein-
zelne Blättgens hinzuzusetzen. Es ist so leicht
als vortheilhaft, richtig, lesbar, mit einer
dauerhaften Dinte und in einem ordentlichen Bu-

che

che, das dazu ganz eigentlich eingerichtet ist, unsere Ideen zusammenzuschreiben. Wenn ein Band gefüllt ist, so wird es ein eben so großes Vergnügen als unterrichtend seyn, es wieder zu übersesen, einen Index darüber anzufertigen, und auf dem Deckel eine Nachricht zu setzen, die bey einer vorkommenden Gelegenheit das Nachsuchen erleichtert.

Man lasse sich nicht abschrecken, eine Anmerkung niederzuschreiben, weil man fürchtet, sie nachher falsch zu finden. Ich will nicht, daß ihr eure Gedanken der Welt oder eurer ganzen Bekanntschaft kund thun sollet, sondern, daß ihr sie für euch selbst aufhebt oder höchstens für die Beurtheilung eines vertrauten Freundes, auf dessen Beurtheilungskraft, Charakter und Treue ihr euch verlassen könnet. — Und wenn auch nun viele von ihnen unrichtig sind? — Wenn ihr den Irrthum berichtiget, so könnt ihr euch damit trösten, daß ihr nun klüger, als vorher seyd. Niemand schämt sich seiner Kindheit, dieses Standes der Unvollkommenheit, der allgemein und nothwendig ist. Und es ist nicht weniger nothwendig, nicht weniger allgemein, stufenweis zu Kenntnissen zu gelangen, und mit den Jahren auch in Weisheit zuzunehmen.

Cice-

Cicero und Quintilian empfehlen dies Aufschreiben dringend, und seine Vortheile sind offenbar mannichfach. Es macht uns nicht allein genau denken und wiedererinneren, sondern es bildet zugleich auch den Stil, macht uns die Wendungen unterthan, und giebt uns einen reinen, anständigen Ausdruck, der in jedem Verhältnisse des Lebens ein äußerst nützliches Talent ist, zur höchsten Zierde gereicht, und in der Begleitung von einer gesunden Beurtheilung und einem guten Anstande, mehrentheils seinen Mann in der Gesellschaft forthilft. Diese Uebung giebt unseren Gedanken auch Stätigkeit, und giebt uns Gewalt, sie nachzusehen und zu berichtigen, wie wir klüger werden, und unserer Fortschritte in Stil und Litteratur inne zu werden. Auf diesem Wege lernen wir das Selbstdenken und verschaffen uns mit der Zeit einen Vorrath von Kenntnissen, die ganz eigentlich uns angehören; ein Beweis, daß unsere Seele sich wirklich gebildet habe, nnd eine Aufmunterung zur Ausdauer in Erwerbung neuer Kenntnisse. Einem Manne, der beym fortgesetzten Studiren und dem Studio des Menschen alt geworden ist, würde ein ebenangegebenes Tagebuch von dem Fortgange seines Verstandes in früheren Jahren

eine unaussprechliche Freude machen und gewiß nicht wenig nutzbar seyn. Und wenn auch jemand sich nicht den Wissenschaften ganz widmen oder nicht alt werden sollte, so hat ein solches Gedächtnißbuch doch zur Erhöhung der Seele und des Gedächtnisses einen unwiderleglichen Nutzen und hinlänglichen Ersatz für die Mühe, die seine Verfertigung fodert.

Häufige Wiederhohlungen des Gelernten, Gespräche darüber (wo dies möglich ist) und praktische Anwendung desselben (so oft als es möglich ist) sind die einzigen vorzüglichen Mittel, die man zum Festhalten der Eindrücke empfehlen kann.

Was die Schnelligkeit der Wiedererinnerung betrift, so hängt sie vorzüglich von Uebung ab, und dann auch von unserer Lage, die uns das Gelernte wieder hervorzusuchen und zu benutzen zwingt. Fehlen solche Gelegenheiten, so muß man wiederhohlt die Theile unserer Kentnisse, worüber man künftig Herr zu seyn wünscht, hervorsuchen, und darüber nachdenken. Leute, die sehr oft in eine allgemeine Conversation kommen, oder öffentliche Redner, besitzen gemeiniglich eine

Leich=

leichtigkeit des Wiederbesinnens, die den einsam Studirenden erstaunen macht, der vielleicht mehr als sie, weis, aber wegen Mangels der Anwendung die benöthigten Ideen nicht eher zurückrufen kann, als bis die Gelegenheit, sie anzubringen, vorüber ist. Dies ist ein großes Unglück. Wiedererinnerung mit einer langsamen Besinnung ist nicht viel besser als gänzliche Vergeßlichkeit. Sie gleicht dann denen Waffen im Sprichworte, die zur Stunde der Gefahr nicht zur Hand sind, oder denen Freunden, die euch immer zu helfen bereit sind, außer bey einer vorkommenden Gelegenheit. Denenjenigen also, welche an dieser Schwäche leiden, nützt eine häufige Uebung der Besinnungskraft ganz außerordentlich; die Annahme eines geselligen, umgänglichen Temperaments, der Eintritt in das geschäftige Leben, und, wenn sie allein sind, zuweilen angestellte Reden aus dem Stegereife über irgend einen Gegenstand. So werden sie sich die Gewalt über ihren Ausdruck, und die Gegenwart der Seele in der Gesellschaft erwerben, ohne die man durch Gelehrsamkeit eher verwirrt als unterstüzt wird.

Ein methodisches Studiren, Liebe der Ordnung, und Gewöhnung, unsere Kenntnisse zu klassifiziren und jede neue Entdeckung ihrem Kapitel einzuverleiben, wird auch ein nicht geringes Beförderungsmittel zu schneller Besinnung seyn. Ein Kaufmann, der ordentliche Bücher hält, kann jede Verhandelung aufschlagen, wenn er das Datum oder den Gegenstand derselben oder den Namen der Person erfährt; aber wer alles unter einander aufschreibt, wie es ihm vorkommt, oder, mit anderen Worten, wer sich nur ein Tagebuch hält, wird öfters etwas vermissen, wenn er etwas gebrauchen will, und eine Stunde zum Aufsuchen dessen anwenden, was der andere augenblicklich gefunden haben würde. Bey der Wiederbesinnung ist der Fall beynahe derselbe bey denen, die sich an eine planmäsige Eintheilung ihres Studirens gewöhnt haben, und denen, deren Gedanken und Geschäfte in einer ewigen Verwirrung sind. Kaufleute sehen oft ihre Bücher nach, um zu sehen, ob jedes Ding ordentlich, genau, und an seiner gehörigen Stelle stehe. Und auf eine ähnliche Art sollten Studirende ihre Kenntnisse, oder wenigstens die nuzbarsten Theile derselben, durchgehen, die Eindrücke auf das Gedächtniß, welche die Länge

der

der Zeit verwischt haben könnte, wieder auffrischen, und vorzüglich auf den Plan und die allgemeine Anordnung jedes Theiles der Gelehrsamkeit wachsam seyn.

Doch indem ich diese Methode empfehle, muß ich zugleich dafür warnen, sie niemahls laut werden zu lassen. Dies nennt man Formalität und dies gab oft Männern von den ausgezeichnetesten Verdiensten ein widerliches Ansehn. Bey jedem Kunstwerke, das Arbeit erfodert und Eleganz zuläßt, ist es die Hauptgeschicklichkeit, die Kunst so viel als möglich zu verstecken. Die Regel ist schon alt, und man hat sie nicht allein in Poesie, Beredsamkeit und Stil, sondern auch in Sitten und vorzüglich in den Geschäften des gemeinen Lebens durchaus nothwendig gefunden.

Ich empfohl Conversation als ein Mittel, das Gedächtniß zu verbessern, es fähig zu machen, sowohl etwas leichter zu behalten als sich auf dasselbe leicht wieder zu besinnen. Doch muß ich zum Frommen junger Leute noch einige Vorsichtigkeitsregeln hinzufügen. Denn auf Unkosten der Delikatesse müssen wir weder Kennt-

nisse zu erhalten noch unser Gedächtniß zu verbessern suchen.

Nun ist es unsere Pflicht in Gesellschaft, uns nach den schuldlosen Launen und Denkungsarten, die wir darin antreffen, zu bequemen, und es ist ein Verstoß gegen alle Delikatesse, ihnen unsere Angelegenheiten aufzudringen oder die kleinen Eigenheiten in unserem Betragen sehen zu lassen, die unsere Lebensart oder unsere ehemahligen gewohnten Gesellschaften charakterisiren. Dieser Verstoß heißt Pedanterey. Sie ist Leuten von feinen Sitten anstößig und muß ihnen einen schlechten Begriff von dem Manne beybringen, dem sie durch Gewohnheit eigenthümlich geworden ist. Dies geschiehet aus guten Gründen. Denn man bemerkt in dem Umgange mit einem solchen Manne, daß er die Aufmerksamkeit anderer nicht verdient, weil er immer an sich selbst denkt, daß seine Seele nicht groß genug ist, die Umstände und Gesinnungen der Gesellschaft zu fassen, und daß er nicht zärtlich und großmüthig genug denkt, daran Theil zu nehmen oder mit ihnen zu sympathisiren; und daß endlich die, mit denen er gewöhnlich umgehet und unter denen er diese übeln Gewohnhei-

ten lernte und befestigte, gerade so kleine Seelen, als er, haben müssen. Daher darf, und wenn er auch von der Gesellschaft oder denen, die darin einen Vorsitz haben, dazu aufgefodert würde, der Soldat nicht über militärische Sachen weitläuftig seyn, der Reisende nicht von seinen Reisen, der Jäger nicht von Hunden und Füchsen, der Pächter nicht von seinen landwirthschaftlichen Verbesserungen, noch der Gelehrte von seinen Schriftstellern sprechen. Soldaten mögen gegen Soldaten, Pächter gegen Pächter, und Gelehrte gegen Gelehrte die Gedanken über ihre Geschäfte wechselsweis austauschen, weil sie dann einander unterhalten und aufklären; aber in einer Versammlung von Leuten verschiedener Beschäftigungen und Charaktere muß das Gespräch allgemeine Gegenstände betreffen, und man muß von allen gegenwärtigen, vorzüglich aber solchen Personen, denen man Ehrfurcht schuldig ist, verstanden und ihnen angenehm zu werden suchen. Und so sehr wir auch von dem, was wir gehört oder gelesen haben, gedrückt werden, und so begierig wir seyn möchten, es zu verdauen und es zurückzurufen, so haben wir kein Recht es zum Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit zu machen, und wenn wir gleich

voraussetzen dürften, das es allgemein unterhalten könnte.

Auf diese Art, wird man glauben, kann dann die allgemeine Unterhaltung nicht sehr erbaulich seyn. Und es ist wahr, daß sich die meisten Leute ohne Hinsicht auf Belehrung anderer und Selbstunterricht in Künsten und Wissenschaften darin mischen. Diese werden durch Studium und Nachdenken erworben, durch Besuchen der Schulen, und der Privatgesellschaften und Clubs, die Leute zu ihrer Belehrung zuweilen errichten. Aber man gehet zur Gesellschaft in der Absicht, sich eine Zeitlang der Bekümmernisse des Lebens zu entschlagen, nach den Anstrengungen des Studirens oder der Arbeit die Seele wieder zu erheitern, und durch einen wechselseitigen Umsatz liebevollen Gesprächs und einer gütigen Aufmerksamkeit zu bessern und zu gefallen.

Man glaube nicht, daß, weil man in der heiligen Schrift unnütze Worte verbietet, deshalb jedes Wort in der Unterhaltung gerade immer zur Erläuterung der Wahrheit dienen solle. Man muß sie alle vermeiden und verhindern. Und jedes Wort hat auf diese Benennung An-

spruch

spruch, das gar keine oder nur eine üble Wirkung macht, oder das aus Beweggründen entstehet, die entweder nicht gut oder geradezu schlecht sind. Aber die Unterhaltung, die unseren Freunden ein unschuldiges Vergnügen gewährt, und so zu ihrer Gesundheit und Glückseeligkeit beyträgt, oder die durch den Ausdruck unseres Wohlwollens für sie, diese Stimmung in uns hervorbringt, und andere dazu aufmuntert; eine Unterhaltung von diesem Charakter ist nicht unnütz, weil sie zur Tugend aufmuntert und jeden Theilnehmer erheitert.

Auch ist Conversation, selbst in einer sehr gemischten Gesellschaft, unterrichtend. Denn sie giebt uns eine Menge von Belehrungen in Absicht der menschlichen Charaktere und Leidenschaften, der Gebräuche, der Vorfälle vergangener und itziger Zeit, und mehrerer anderer nicht unwichtigerer Gegenstände. Ungelehrte erwerben sich durch häufiges Besuchen feiner Cirkel oft einen solchen Vorrath an Gelehrsamkeit, daß sie selbst unterrichtend und unterhaltend werden. Bücher haben sicherlich eine uneingeschränkte Nutzbarkeit, aber es gab eine Zeit, wo sie selten waren. Und damahls hatten doch ebenfalls Leute Men-

schenverstand und Kenntnisse; es gab große Staatsleute, große Dichter, große Philosophen, und größere Befehlshaber und Redner, als je nachher wieder aufgetreten sind. Woher erhielten sie ihre Größe? — Vom Genie, von der der Erfahrung, vom Nachdenken, theils ohne Zweifel von Büchern, und auch von dem großen Vehikel nothwendiger Kenntnisse, dem Menschenumgange.

Predigten sind mehrentheils die einzigen anhaltenden Reden, die man hier auswendig lernt. Solchen Lesern, die einmahl diesen Gebrauch nachzuahmen Willens sind, werden folgende Regeln nicht unnütz seyn. Sie dienen indeß nur für die mit einem mittelmäßigen Gedächtnisse. Außerordentliche Köpfe bedürfen ihrer nicht.

1) Suche man sowohl als ein Vorbereitungsmittel zur Wiedererinnerung, als zur Zusammensetzung einer Predigt, sich eine hinreichende theologische Gelehrsamkeit zu verschaffen und sich innigst mit den Gesinnungen und der Phraseologie der heiligen Schrift bekannt zu machen. Denn alles dessen, was man wohl versteht, erinnert man sich gut, und Stellen aus der Bi-

bel

bel machen einen beträchtlichen, und, in einer klugen Auswahl, den wichtigsten Theil der ganzen Predigt aus. Ist man daher in der Theologie kein Fremdling, so ist man mit dem Gegenstande der Predigt vollkommen vertraut, man hat bey einem jeden eine unendliche Mannigfaltigkeit der Ausdrücke im Vorrath, vergißt nie die einzelnen Stellen, und die Citationen sind dem Gedächtnisse leicht.

2) müssen wir die Rede, welche wir auswendig lernen wollen, selbst verfertigen; sonst wird die Schwierigkeit, sie einzuprägen, den meisten Seelen unübersteiglich seyn. Sie muß genau und ohne Dunkelheit und Ausschweifungen zusammengesetzt werden; denn was den Verstand verwirret, ist dem Gedächtnisse lästig, und was Horaz von den Worten bemerkt, ist ebenfalls von den Gedanken wahr:

Omne supervacuum pleno de pectore manat.

Außerdem denke man daran, daß Predigten auf die Belehrung der Zuhörer abzielen, und von ihnen verstanden und behalten werden müssen. Aber wenn man sie mit Worten, Redensarten und Lehren anfüllt, die ihnen unverständ-

ständlich sind, so werden sie die ganze Predigt nicht verstehen, und völlig vergessen, so daß sie ihnen, anstatt eines wesentlichen Nutzens, wahren Nachtheil durch Gewöhnung an eine Unaufmerksamkeit bey Religionswahrheiten, verursachen werden. Daher muß die Rede regelmäßig seyn und sich über die Erläuterung irgend einer wichtigen Stelle verbreiten, in ordentlich abgeschnittene Kapitel eingetheilt werden, wovon ein jedes mit den übrigen zusammenhängt und sie erklärt, keins eine andere Stellung vertragen oder übergangen werden kann, ohne dem Ganzen zu schaden. Denn Regelmäßigkeit und Einheit des Plans macht die Leute aufmerksam, und, nach einer obigen Bemerkung, die Ideen deutlich und die Wiedererinnerung leicht. Aber man mache nur wenige Hauptkapitel, und verfahre nicht zu subtil in den Unterabtheilungen und Distinktionen; denn dies wird alle Aufmerksamkeit wieder zerstreuen und das Gedächtniß entkräften, kann auch nie in einer praktischen Abhandlung, die an das Volk gerichtet ist, und, wie einige verständige Männer wollen, nicht sehr lang seyn darf, nothwendig seyn.

3) schreibe man die Rede nicht eilig, sondern bedächtlich, und selbst auf, mit schwarzer Dinte, und mit deutlicher lesbarer, mäßig und

gleich

gleich großer Schrift; ohne Abkürzungen, ohne lange Federzüge und Blumen, und mit einem ordentlichen gleichförmigen Raume zwischen den Zeilen, allenthalben genau punktirt, mit Paragraphen und den übrigen Erfodernissen versehen. Alle diese Regeln mögen jemanden, der die Gesetze des Gedächtnisses nicht studirt hatte, unnütz genug vorkommen; aber ich habe schon oben davon gesprochen, und ich bin versichert, jeder angestellte Versuch wird meine Meynung bestätigen.

4) Man wähle einen für sich interessanten Gegenstand, und eine Lehre, die man ernstlich glaubt und auch gern andere glauben und erinneren machen will. Dies scheint eher eine Vorschrift der gemeinen Ehrliebe, als ein Hülfsmittel fürs Gedächtniß. Und ohne Zweifel macht sie uns auch die Ehrlichkeit zum Gesetz; denn der Mann muß ein sehr kühner Heuchler seyn, der etwas, das er selbst nicht glaubt, feyerlich als dem Willen der Gottheit gemäß vorbringen, und anderen zu glauben empfehlen kann. Aber doch paßt die Regel auch zum gegenwärtigen Zwecke. Denn ich habe es als ein Gesetz des Gedächtnisses angegeben, daß alles, was unseren

Leis-

Leidenschaften angenehm und unserer Denkungsart angemessen ist, immer leichter wiedererinnert wird, als das, was wir gleichgültig ansehen.

5) Das Geschäft des Memorirens muß dann vorgenommen werden, wenn die Seele unbeschäftigt und der Körper gesund ist. Beschäftigt die Seele sich mit anderen Gegenständen, so ist die Aufmerksamkeit mühsam und unterbrochen, und das Gedächtniß eines dauerhaften Eindruckes völlig unfähig. Und bey einer Unordnung in der Gesundheit, wird Seelenanstrengung nur, ohne dem Geiste irgend zu nützen, dem Körper höchst nachtheilig werden. Es giebt täglich gewisse Stunden, in denen man mehr als sonst zur Erfindung, Wiedererinnerung und zur Ausübung anderer Seelenkräfte aufgelegt ist. Aber alle Körperkonstitutionen beobachten nicht dieselben Stunden, und es läßt sich daher in Hinsicht auf sie nicht die allergeringste bestimmte Regel festsetzen. Ich glaube, Verulam sagt es, daß zur Uebung irgend einer Seelenkraft, in der Absicht sie zu verstärken, zwey Zeiten die bequemsten sind, einmahl die, wo wir uns zur Arbeit am aufgelegtesten, und nachher die, wo wir uns dazu am unaufgelegtesten finden; daß wir bey der Benutzung der

ersten ruhig und mit großem Erfolge wirken, und durch den Gebrauch der zweyten allen Widerwillen unterdrücken, und uns wenigstens zur leichten Ausübung einer nothwendigen Handlung gewöhnen. Dies mag eine vortrefliche Methode, moralische Fertigkeiten zu erhalten, seyn; da Tugend zu allen Zeiten Glückseeligkeit befördert und nie zur unrechten Zeit ausgeübt wird. Aber ich halte diese Regel für unanwendbar bey körperlichen und Seelenübungen, zum wenigsten bey Personen mit einem zärtlichen Körperbaue. Ein Kränkelnder würde zum Beyspiel einem Versuche, sich mit gefülltem Magen eine Uebung im Laufen oder nur im Gehen zu erwerben, sehr bald erliegen, und unter den nehmlichen Umständen möchte ein ermüdendes Studium wohl gleich nachtheilige Folgen haben. Zu einer Zeit, wo Körper und Seele zur Ruhe geneigt sind, die Seele zum Wiederbesinnen, zur Erfindung, zu einem tiefen Nachdenken zu zwingen, kann nur schädliche Wirkungen äußeren, und man thut wohl, nie den Versuch, als höchstens nur bey äußerster Nothwendigkeit zu wagen. Nach der Mahlzeit mag ein fleißiger Mann sich mit jemanden unterhalten, oder in den Feldern umherschlendern, oder etwas angenehmes lesen,

oder (wie Milton gethan haben soll) sich mit Musik aufheitern; aber er thut wohl, wenn er sich allen heftigen Uebungen, sie mögen die Seele oder den Körper betreffen, entziehet, bis die Verdauung schon weit genug fortgerückt und seine Lebensgeister ihre ehemalige Munterkeit wiedererhalten haben.

6) Wenn wir dem Gedächtniße etwas übergeben wollen, so wird es gut seyn, langsam, mit Ausdruck, und laut zu sprechen. Dies heftet die Aufmerksamkeit darauf, ist eine Sprache zu zwey Sinnen zugleich, und beugt den Fehlern in der Aussprache vor.

7) Man warf die Frage auf, ob es besser sey, daß man dem Gedächtniße jedes einzelne Wort, oder nur die Uebersicht des ganzen Satzes mit dem größten Theile der Ausdrücke einspräge? Man mag das erstere für unnöthig halten und doch sehe ich es als die beste Methode für diejenigen an, welche sich eine genaue Wiedererinnerung verschaffen wollen. Freylich ist keine Regel ohne Ausnahme, und man möchte Grund haben, zu fürchten, daß manches Gedächtniß eines solchen Versuchs durchaus unfähig seyn möchte.

möchte. Indeß muß man sich auf der anderen Seite wieder daran erinnern, daß, je mehr wir Gedächtniß oder eine andere Seelenfähigkeit in ihrer Trägheit bestärken, es um desto schwieriger seyn wird, sie bis zu der Stufe von Stärke hinaufzubringen, die ihr die Natur wohl ursprünglich bestimmt hatte.

8) Man überlade in keiner Art des Studiums sein Gedächtniß und spanne seine Kräfte zu sehr an; denn hieraus muß Muthlosigkeit entstehen, Unfähigkeit zu begreifen, und Zerrüttung der Gesundheit. Man fange mit kleinen leichten Versuchen an, und gehe allgemach zu schwereren fort. Ein Prediger, einer meiner vertrautesten Freunde, hat mich sehr oft versichert, daß er, als er erst zu predigen anfieng, mehrere Tage zugebracht hätte, um seine Predigt auswendig zu lernen, und daß er durch eine anhaltende Uebung nun sein Gedächtniß so weit gebracht habe, daß er eine durch eine zweystündige Uebung so fest seiner Seele einprägen könne, daß er sie nun öffentlich, ohne Veränderungen, ohne Auslassungen, ohne Versetzungen des unbeträchtlichsten Ausdruckes halten könne. Mir kommt dies Faktum außerordentlich vor, wiewohl ich von

Bayerische Staatsbibliothek München

seiner Wahrheit völlig überzeugt seyn kann. Aber ich ziehe hieraus den Schluß, daß wir durch Geduld und eine anhaltende Uebung sehr viel zur Verbesserung unserer natürlichen Kräfte beytragen, und daß keine unserer Fähigkeiten mehr, als das Gedächtniß, erhöhet werden könne. Was für eine Arbeit, was für eine Ausdauer in körperlicher Uebung mag dazu nicht erfoderlich seyn, den Seiltänzer seiner erstaunlichen Sprünge mächtig zu machen? Beym ersten Anblicke trauen wir unseren Augen kaum, er scheint etwas auszuüben, was uns bis izt ganz unmöglich vorkam. Gäben wir uns eben so viel Mühe unsere Verstandeskräfte zu schärfen, die gewiß einer nicht geringeren Ausbildung empfänglich sind, wer mag bestimmen, zu welcher Stufe der Vortreflichkeit diese, zu welchem Grade der Glückseeligkeit wir mit der Zeit gelangen könnten.

9) Das, was wir auswendig lernen wollen, müssen wir verstehen, und zwar nicht bloß im Allgemeinen (welches immer geschehen muß, wenn wir die Rede selbst machen) sondern in jedem Satze, in jedem Worte Und ist darin irgend ein Wort oder Ausdruck, der uns nicht ganz klar wäre, so muß man ihn durchaus vorher auf-

aufklären oder ausstreichen. Es giebt gewisse Sätze aus der Bibel oder andere theologische Phrasen, von denen mehrentheils jeder Prediger in seiner Rede Gebrauch macht, obgleich wohl sehr selten einer sich die Mühe nimmt, ihre Bedeutung zu bestimmen; und es kommt uns, vorzüglich bey unseren ersten Aufsätzen, vor, daß wir Lehren und Ausdrücke sehr wohl begriffen zu haben glauben, wovon wir doch im Grunde nur sehr wenig verstehen. Es ist daher unsere Pflicht, sowohl zum Frommen unserer Leser oder Zuhörer, als zu unserem eigenen Besten, und sowohl zur Aufklärung unseres Verstandes als zur Erleichterung der Wiedererinnerung, höchst kritisch unsere Begriffe zu analysiren. Wenn wir es unmöglich fänden, eine Summe aus einer Rede oder einem Theile derselben zu ziehen; wenn ein Satz eher zur Verlängerung des Periodes, als zur Erläuterung des Gedanken, eher der Schönheit des Klanges, als der Aufklärung des Gegenstandes wegen, eingeschoben erscheint; wenn ein Wort oder ein Ausdruck erspart werden kann, dem Nachdruck oder dem Zusammenhange unbeschadet; — so sind dies alles Zeichen eines Mangels an Genauigkeit, und dürfen bey der Wiederhohlung des Gelesenen

und der nothwendigen Ausfeilung nie übersehen werden, ehe wir es auswendig zu lernen anfangen. Denn wir können fest versichert seyn, dies wird mehr oder weniger schwierig seyn, nachdem die Rede mehr oder weniger unbestimmt, dunkel und weitschweifig ist.

Zuletzt unterhalte man bey diesem Geschäfte alle angenehme Leidenschaften, wie Hofnung des guten Erfolges und der Vervollkommnung, und ein Gefühl des Werthes eines ausgebildeten Gedächtnisses, und der Wichtigkeit dessen, was wir zu behalten wünschen. Ein freyer Geist ist zu jeder Art der Uebungen aufgelegt, aber eine kleinmüthige, muthlose Seele arbeitet mehrentheils ohne Erfolg.

Hier ist der Ort zu einigen Bemerkungen über den Nutzen, Predigten aus dem Gedächtnisse herzusagen; und ich mache sie um so lieber, weil alles, was ich hierüber zu sagen habe, den jungen Leuten, deren Gedächtniß, wie das meinige, eher stark, als schwach ist, zu einer nicht geringen Beruhigung dienen wird.

Zuerst ist es ein Grundsatz, der keine Bezweifelung zuläßt, daß jeder öffentliche Redner

im

im Stande seyn muß, aus dem Gedächtnisse, oder selbst nach den Umständen, ohne vorhergegangene Meditation zu sprechen; daß er sich daher auf Sprechen aus dem Stegereife üben, und eine Fertigkeit sich zu erwerben suchen, schnell zu fassen, seine Ausdrücke in seiner Gewalt zu haben und jeden nur erdenklichen Weg zur Verbesserung seiner Wiedererinnerung einschlagen müsse.

Zweytens mögen die, deren Verstandesfähigkeiten sehr leicht empfangen; die eine Rede nach ein- oder zwey- mahligem Ueberlesen, oder wie der obenerwähnte Mann eine Predigt nach einem zweystündigen Memoriren behalten, immer und so oft sie Lust haben, ohne vorgängige Aufsätze predigen, vorzüglich wenn sie ihrer Wiederbesinnung trauen, und sich aller Furcht entschlagen können. Aber es giebt Leute von gutem Kopfe, die aus einer natürlichen Blödigkeit oder einer körperlichen Schwäche oder wegen einer ehemahligen Gefahr, wo sie plötzlich von ihrem Gedächtnisse verlassen wurden, sich auf ihre Gegenwart des Geistes, oder Schnelligkeit der Besinnung bey einem öffentlichen Vortrage nicht verlassen können, wiewohl sie bey gewöhnlichen

Geschäften sich hierüber zu beklagen nicht Ursach haben. Solche Leute müssen ohne Aufsätze nicht predigen. Wenn sie es thun, so verfahren sie gegen sich selbst und ihre Zuhörer ungerecht. Gegen sich dadurch, daß sie sich mit Bekümmernissen in Absicht des Erfolgs quälen, und gegen ihre Zuhörer, weil die Furcht, etwas zu vergessen, ihre Aufmerksamkeit von dem Ausdrucke in ihrer Stimme abziehen wird. Die ganz natürliche Folge ist, daß sie ohne Energie sprechen werden, welche dem Zuhörer die Meynungen so eindringlich macht; daß sie sich übele Gewohnheiten des schleppenden, singenden, stotternden oder zu schnellen Vortrages zuziehen werden; alles Umstände, die einem vernünftigen Zuhörer unangenehm sind, jeden unaufmerksam, und den beredsten Redner abgeschmackt machen.

Drittens sollten die Prediger, die nach vieler Uebung doch eine Rede nur in einer Zeit von wenigstens zwey Tagen auswendig lernen können (welches meistens der allgemeine Fall ist) dies nie wieder versuchen, etwa nur außerordentliche Fälle ausgenommen, bey denen sie langsam und zierlich sprechen müssen, und nicht ablesen können. Zwey Tage in jeder Woche machen

chen fast den dritten Theil des menschlichen Lebens aus. Und wenn man bedenkt, daß die Reden, die man so dem Gedächtnisse anvertrauet, sogleich wie sie begriffen sind, auch wieder vergessen werden, (der häufigste Fall), wem würde der Verlust eines so großen Zeitraums nicht schmerzhaft seyn? — Auf diese Art sind von dreyßig Jahren, die einer als Prediger zugebracht hat, zehne verschwendet, — und auf was? — auf eine weit mühsamere und doch weit fruchtlosere Sklavenarbeit, als ein Schulknabe hat; auf eine Beladung des Gedächtnisses mit Worten, von denen man nach drey Tagen auch kein einziges weis. Würde der Prediger diese Jahre nicht weit besser angelegt haben, wenn er seinen öffentlichen Reden mehr Bestimmtheit gegeben, oder andere nützliche Untersuchungen vorgenommen; wenn er seine Nachbahren besucht und unterrichtet, oder Ackerbau getrieben, und sich mit anderen edelen Vergnügungen beschäftigt hätte? — Außerdem kann bey diesen Umständen ein Priester nicht ohne eine lange Vorbereitung predigen, noch bey einer zufälligen Unpäßlichkeit ohne einen Grad von Besorgniß, die seiner Seele und seinem Körper gleich nachtheilig sind, seinen Vortrag halten.

Indeß würde ich die Zeit zum Auswendig-lernen nicht verlohren halten, wenn man fände, daß aus dem Gedächtniß gehaltene Reden auf den Zuhörer einen lebhafteren Eindruck als abgelesene machten. Aber wenn ein Prediger gut lesen kann (welches er durchaus so können muß) und wenn er das, was er zu sagen hat, mit der von mir empfohlenen Genauigkeit aufschreibt, und sich durch mehrere Wiederholungen zu Hause auf den öffentlichen Vortrag desselben vorbereitet, so bin ich sehr geneigt zu glauben, daß er seine Sachen mit weit größerer Fassung und Geistesgegenwart, mit einem Nachdrucke, der auf die Kanzel hingehört, vorgetragen werde, als wenn er aus dem Gedächtniß spräche. Denn in einem Falle ist seine Seele ruhig und er hat nichts weiter zu thun, als nur zu pronunciiren; im anderen trägt er vor und besinnt sich zu gleicher Zeit, ist auch außerdem beständig Mißverständnissen und Fehltritten seines Gedächtnisses, und, wenn seine Nerven nicht ungewöhnliche Kräfte haben, gelegentlichen Anwandlungen von Furcht unterworfen. — Warum spielt ein Tonkünstler selbst eine Musik, die er auswendig weis, vom Buche ab? — Weil seine Seele, wenn er eine Menge benachbarter Noten mit einem Blicke faßt, immer

mer frey ist, und dann allenthalben weit gefaßter ist, um den Ausdruck und die anderen nothwendigen Verzierungen anzubringen. So wird auch, wenn ich nicht irre, ein guter Vorleser mit weit größerem Nachdruck und ausgezeichneter Eleganz, was er vor sich siehet, und womit er schon im voraus vertraut ist, lesen, als er das vortragen kann, worauf er sich unaufhörlich besinnen muß, vorzüglich dann, wenn die auswendig gelernte Rede eine beträchtliche Länge hat.

Was den Eindruck auf die Zuhörer betrift, so muß ich, wenn ich Richter meiner eigenen Gefühle seyn und den Urtheilen mehrerer Leute von Aufrichtigkeit und Empfindung trauen darf, behaupten, daß Predigten im Munde eines guten Lesers weit kräftiger wirken, als ohne Buch vorgetragene. Der Pathos mag vielleicht dann schwächer seyn, aber er ist feyerlicher und dem Gegenstande, wie dem Orte angemeßener. Es giebt Prediger, die auf außerordentliche Gaben Anspruch machen und aus übernatürlichen Eingebungen zu sprechen vorgeben, und es giebt auch Zuhörer, die ihnen dies glauben, und sich einbilden, daß das aufgeschriebene und abgelesene mehr einen Anstrich von menschlicher Weisheit

habe. Indeß solche Einbildungen sind keine Gegenstände einer vernünftigen Untersuchung, sondern höchstens allein ein Beweis, daß der Prediger ein Narr und das Volk unwissend ist.

Aber griechische und römische Redner redeten aus dem Gedächtnisse; Senatoren bey ihren Streitigkeiten und Advokaten bey ihren Prozessen würden eine tragische Figur gemacht haben, wenn sie alles hätten ablesen wollen, was sie zu sagen hatten. — Dies ist ein Einwurf, den Männer von Verstand gemacht haben, und der eine nähere Beherzigung verdient.

Die Redner Griechenlands und Roms sprachen im Forum, im Senate und vor den Richtern mit einer Hinsicht, ihre Zuhörer zum Fassen eines schnellen Entschlusses zu bewegen, und wenn sie nur diesen Endzweck erreichten, so waren sie unbekümmert, ob es durch reine Vernunftschlüsse oder durch Sophistereyen geschah; ob durch die Beherrschung der Urtheilskraft oder durch Entzündung der Leidenschaften; ob durch nützlichen Unterricht, der immerwährenden Vortheil brachte, oder durch die Vorstellung hinreichend lachender Gegenstände, um augenblickliche Wirkungen zu

äußeren. Deshalb war es nothwendig, den Zuhörern durch eine schnelle Beredsamkeit eine hohe Meynung von ihrer Weisheit einzuflößen; ihre Rede mit der Heftigkeit und der Gebehrdensprache vorzutragen, die Aufmerksamkeit und Beyfall erzwingen; und ihren Blick unverwandt auf ihre Zuhörer gerichtet zu haben, um die Wirkung des Gesagten auf sie zu beurtheilen und sich nach diesen Umstän... bey der Veränderung ihrer Sätze und Arten der Anrede zu richten.

Wie verschieden sind nicht die Standpunkte? — Und wie abweichend mußte deshalb nicht diese Beredsamkeit von der christlichen seyn? dieser Redner spricht Wahrheit und allein diese, um sein Volk in Lehren zu unterrichten, die, wie sie und er wissen, ewig für sie brauchbar sind, und in ihnen nicht augenblickliche Gefühle, sondern immerbleibende Grundsätze des Mitleids und Wohlwollens zu entwickeln. Man sezt zum voraus, daß alle seine Lehren vorsichtig aus dem untrüglichen Worte Gottes genommen sind. Man fodert von ihm, daß er nicht nur bescheiden und bedachtsam spreche, sondern selbst so handele; daß er nicht durch Heftigkeit überwältige oder

mit

mit Sophistereyen blende, sondern durch mit Milde und Sanftheit vorgetragene Bewegungsgründe, und durch richtige Vernunftschlüsse gestüzte Argumente überzeuge. Sein Zweck ist, ihre Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, sondern auf Gott und auf ihre Pflichten zu richten, sich nicht als Redner Beyfall zu erwerben, sondern gegen die Seele der Menschen wohlthätig zu seyn, und ihnen ein Beyspiel der Demuth, der reuigen Ergebung, und frommer Hofnungen vorzuhalten, die er als Mensch, als Sünder, als Christ haben muß. Kurz, wenn er ein richtiges Gefühl von der Wichtigkeit seines Amtes und seiner Pflichten im Reden und Handeln, Ernst, Einfachheit und Würde ohne Ansprüche hat, so wird er seinen Stil reinigen, seine Stimme mäßigen, und sein ganzes Betragen darnach abwägen. Es wird ihm daher nützlich seyn, seine Rede herzulesen, so abgeschmackt und selbst unmöglich dies bey einem römischen und griechischen Redner hätte seyn müssen.

Ich hoffe, man wird es einem Laien wie mir, für keine Vermessenheit anrechnen, so viel über Kanzelvortrag gesagt zu haben. Es ist eine Materie, die mich so sehr, als andere angehet,

und

und ich habe nichts behauptet, das sich nicht, wie ich sicher weis, auf haltbaren Gründen der Vernunft und der Schrift stüzt. Ich gestehe indeß frey, daß diese Skitze nicht Wirkung bloßen Nachdenkens, sondern eine getreue Copie nach dem Leben ist. Und wer das Glück gehabt hat, die erhabene, wahrhaft apostolische Einfachheit, die milde und doch starke Kraft zu bemerken und zu fühlen, welche die Zusammensetzung sowohl als den Vortrag eines Hurts und Porteus*) bezeichnen, wird nach den Originalen nicht weit suchen dürfen.

Die Pflicht eines Schauspielers ist weder die Zuschauer zu unterrichten, noch zu sprechen, was er denkt, sondern eine bekannt erdichtete Rolle zu spielen und durch Nachahmung der Natur zu gefallen. Er muß die Gestalt einer Menge von Leidenschaften annehmen können, das Aeußere der Freude, des Kummers, der Liebe, des Hasses, der Verachtung, Bewunderung, des Zornes, der Eifersucht, Verzweiflung, und ihnen angemessen sprechen und handeln. Er muß seiner Stimme, Bewegung, Figur, Augen, und Gesichtszüge seiner Gewalt wegen Gefühle von Leidenschaften zu unterdrücken, und die, welche er nicht fühlt, abzuzeichnen,

bewun-

*) itzt Bischöfe von Worcester und Chester.

bewundert werden. Und es ist traurig, daß ich sagen muß, wiewohl es vollkommen wahr ist, daß ein Schauspieler auf den modigen Theatern oft die Miene der Irreligion, Ausschweifungen und Unverschämtheit annehmen muß, die seine Seele verabscheuet, und ein anderer Gefühle der Unschuld und Ehre äussert, die er, wie die ganze Welt weis, nur erheucheln kann. In der That giebts kaum in der Welt zwey Dinge, die wesentlicher von einander abweichen, als ein christlicher Lehrer und ein Schauspieler, und so unerträglich die Fassung und Dehmuth der Kanzel auf der Schaubühne seyn würde, würde theatralisches Geschrey und Geberdung auf der Kanzel seyn. Daher kann in Hinsicht auf Vortragsweise und öffentliches Benehmen wohl nichts abgeschmackter seyn, als eins zum Muster des anderen aufzustellen.

Außerdem erinnere man sich daran, daß das Gedächtniß des Schauspielers nicht mit einer langen fortgesezten Rede beladen, und dessen ungeachtet von Zeit zu Zeit von einem Einhelfer unterstützt werde, der sogleich das, was er sagen und thun soll, wenn es vergessen ist, herzuführen kann; daß der Theil, den der andere an

dem

dem Gespräch nimmt, ihn an seinen eigenen erinnere, und daß es während der Dauer des Stückes ruhige Zwischenräume gebe, in denen er seine Papiere wieder zu Rathe ziehen und sein Gedächtniß wieder auffrischen kann. Daher ist es sehr unpassend, zu behaupten, daß, weil ein Schauspieler ohne Buch rede, dies ein Prediger auch thun müsse, wenn man nicht Einhelfer und Pausen, und Zwischenräume, sich wieder zu sammeln, dem lezteren, wie dem ersteren zugestehet.

3) Die Lage der Senatoren bey ihren Streitigkeiten und der Advokaten in ihren Prozessen ist dem angegebenen Endzwecke völlig entgegen. Sie müssen nicht nur ihre eigene Gesinnungen rechtfertigen, sondern auch die der Gegenparthey widerlegen. Eine Rede auswendig lernen ist keine Vorbereitung, die sie dazu in den Stand setzen könnte, weil es ihnen oft wohl unmöglich seyn muß, die Gründe, die ihr Gegner wider sie braucht, vorherzusehen. Nur eine tiefe Kenntniß des Gegenstandes in seinem ganzen Umfange, nur eine vertraute Bekanntschaft mit den Gesetzen seines Vaterlandes, und Talente zum Sprechen aus dem

dem Stegereife, die natürlich angebohren und durch Uebung erhöhet sind, setzen den Advokaten und den Senator in den Stand, mit Ehre öffentlich zu erscheinen. Und wie wenige zeichnen sich in dem großen Haufen aus, von denen alle auf diesem Wege sich auszeichnen wollen. In unseren zwey Parlamentshäusern sitzen ohngefähr siebenhundert und achtzig Menschen, die ihrem Range und ihrer Erziehung gemäß als Männer von den höchsten Talenten angesehen werden müssen, und doch sind in dieser glänzenden Versammlung vortrefliche Redner eine Seltenheit; ein Beweis, daß diese Art zu sprechen, welche hier Aufmerksamkeit erregt, ein seltenes Talent ist, das man selbst bey den hellesten Köpfen nicht häufig antrift. Prediger müssen hingegen jeden Sonntag öffentlich mit dem Vorsatze erscheinen, das Volk zu seinen Pflichten zu ermunteren, und nichts vorzutragen, was nicht vorher eine strenge Prüfung ausgehalten hat, und der gesunden Vernunft und der Offenbahrung angemessen befunden ist. — Sie haben keinen Gegner zu bestreiten; sie sind und müssen allein der Kirche Rechenschaft schuldig seyn, wenn sich in ihrem Vortrage etwas fände, das der richtigen Lehre zuwider wäre.

Aber

Aber Senatoren und Advokaten haben die unbeschränkteste Freyheit zu sprechen, und sind, wenn sie in den Schranken der Anständigkeit bleiben, niemanden für das, was sie für ihre Sache und Parthey äußeren, die geringste Rechenschaft schuldig.

In Italien und Frankreich wird allgemein ohne Aufsatz gepredigt. Aber alle ihre Predigten sind mit sehr vielen theatralischen Gebehrden begleitet, und die Folge davon ist, daß sie das Volk eher für eine Unterhaltung als für einen Theil des Gottesdienst ansiehet. In England liest die Landeskirche ihre Predigten größtentheils ab, und England hat gute Kanzelredner in einer weit größeren Anzahl, als jedes andere Land, hervorgebracht.

Viertes Kapitel.

Bemerkungen über das Gedächtniß der Thiere. — Folgerungen.

Izt folgen meinem Plane gemäß einige Bemerkungen über das Gedächtniß der Thiere. Es ist unleugbar, daß viele von ihnen diese Fähigkeit besitzen. Wir finden, daß einmahl ver-

brannte Hunde, wie Kinder, das Feuer scheuen, und daß Pferde, Ochsen, Hunde, und eine Menge anderer Thiere nicht nur natürliche durch Erfahrung erweiterte Kenntnisse haben, sondern vom Menschen verschiedene Künste lernen, wodurch sie ihm im Kriege, auf der Jagd, zum Ackerbau und zu anderen Geschäften brauchbar werden. Die meisten dieser Thiere kennen ihre Herren und Hüter; ja Hunde und Pferde lernen etwas nach gewissen Ausdrücken thun. Die Spürhunde gehorchen der Stimme des Jägers, verfolgen die Spur, und verlassen sie, wie er will, und das Schlachtroß ist nicht allein mit der Stimme seines Reuters, sondern mit dem Trommel- und Trompetenschalle bekannt, wie die Jagdpferde mit dem Anschlagen der Jagdhunde und dem Getöne den Hörner. Ziegen, Schaafe, Ochsen und selbst Hühner kehren des Abends aus freyen Stücken nach Hause zurück: Papageyen lernen Worte sprechen, und Singevögel Melodien: Bienen kehren nach einer Reise von mehreren Meilen (wie die Naturforscher versichern) nach ihren Stöcken zurück, und jeder Schwarm kennt den seinigen, selbst wenn mehrere neben einander stehen. Löwen verschonen ihre Wärter, wenn sie alles andere in Stücken

zer-

zerreißen. Tauben fliegen dem Fenster zu, wo man sie gefüttert hat; und der Elephant soll einen Grad von Wiedererinnerung haben, der sehr nahe an Vernunft gränzt. Hieher gehört der Hund des Ulyß:s, der seinen Herrn nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit wiedererkannte; *) denn die Geschichte ist wahrscheinlich, wenn gleich erdichtet, eben so gut als die Erzählung des Aulus Gellius vom Androklus und seinem Löwen, **) die vorher in den Afrikanischen Wüsten sich wechselseitige Dienste erwiesen, dann auf dem römischen Cirkus ihre alte Bekanntschaft erneuerten und nachher unzertrennliche Freunde blieben. Daß die Wasserbewohner Gedächtniß haben, wird man nicht bezweifeln, wenn man die Erzählung des Plinius ***) in seiner Naturgeschichte, Berniers in seiner Nachricht von Indostan, und Martials in einigen seiner Epigramme, glaubt, daß Fische, die man in einem Teiche aufbewahrte, zu erscheinen sich gewöhnten, um gefuttert zu werden, wenn man jeden bey seinem Nahmen rief. Ob Schaalfische, und Schnecken, Würmer und andere

*) Hom. Odyss. XVII. 300.

**) Aul. Gellius. v. 14.

***) Plin. Hist. X. 89. — Martial. IV. 30. X. 30.

Thiere der Art irgend einmahl ein Zeichen eines Gedächtnißes gegeben haben, kann ich nicht bestimmen.

Bey einigen besonderen Erfodernissen zur Erhaltung der Thiere scheint Instinkt die Nothwendigkeit der Wiedererinnerung aufzuheben. Junge Bienen ziehen bey ihrer ersten Ausflucht ihren Honig, und machen ihre Zellen so geschickt, als die ältesten. Dasselbe bemerkt man bey Vögeln, die ihre Nester bauen, und bey den Thieren überhaupt, die nach ihrer völligen Ausbildung die Stimme und Lebensart annehmen, welche die Natur ihrem Geschlechte angewiesen hat. Einige Gelehrte behaupten: die Vögel lernten von ihren Eltern das Singen, und eine Lerche, die nie einen Lerchengesang gehört hätte, würde niemahls ihn singen können. Ist diese Theorie gegründet, so lernt ein Vogel seinen Ton, wie ein Mann seine Muttersprache, durch das Ohr, und die Gesänge der einzelnen Vögel werden ohngefähr eben so, wie die Sprachen der einzelnen Menschen von einander abweichen, so, daß die Lerchen in Frankreich einen eigenen, die in Italien einen anderen, und die in England einen dritten Ton haben werden. Es würde mir

wahr-

wahrlich eben so glaublich vorkommen, daß ein Hund, der keine andere Stimme, als die der Menschen und Schweine gehört hätte, nicht bellen, sondern grunzen und sprechen würde. — Der Mensch unterrichtet sich durch Erfahrung von dem, was eß- oder trinkbar ist. Aber Thiere scheint dies der Instinkt zu lehren. Der Seefahrer, der an einer unbewohnten Insel landet, kostet das nur mit äußerster Vorsicht, was nicht als ein Fraß der Vögel bezeichnet ist. Hunde und andere Thiere können vom Menschen durch seine überwiegende Verschlagenheit vergiftet werden, aber, sich selbst überlassen, werden sie selten in Gefahr kommen, etwas nachtheiliges zu fressen, wiewohl sie zuweilen von dem Uebermaaße des Tauglichen leiden. Und einige dieser Thiere werden bey Unpäßlichkeiten vom Instinkte an ihre eigentliche Arzney gewiesen.

Ohne Gedächtniß würden die Thiere nicht zu unterrichten seyn, und ihre Stärke, ihr Scharfsinn und ihre Schnelligkeit würde dann dem Menschen großentheils zu nichts nützen: Ihre Naturtriebe würden sie auch nicht hinlänglich gegen die Gefahren, denen sie von ihres Glei-

chen und von leblosen Dingen ausgesetzt sind, sicheren. Auch in ihnen, wie uns, das Gedächtniß eine Quelle des Vergnügens. Denn ihm muß man wohl grösstentheils das Wohlbehagen zuschreiben, daß sie in der Gesellschaft von ihres Gleichen, in der Freundschaft des Menschen und in der Sorgfalt für ihre Jungen finden, gegen welche lezteren ihre Zärtlichkeit nicht länger anhält, als sie zur Erhaltung derselben nothwendig ist. — Aber solche Freuden, als uns der Gedanke überstandener Gefahren, eines besiegten Gegners oder eines ehedem genossenen Vergnügens gewährt, scheinen der menschlichen Natur eigenthümlich anzugehören und nicht innerhalb der Sphäre der unteren Schöpfung zu liegen; denn zu ihrer Hervorbringung ist nicht allein Gedächtniß, sondern auch Bewußtseyn und Wiederbesinnung nothwendig. Thiere beschäftigen sich vorzüglich oder allein mit dem Gegenwärtigen; ihr Gedächtniß führt ihnen seine Ideen eher unwillkührlich und augenblicklich zu, als daß es willkührlich und fortgesezt handeln sollte. Denn der Schmerz eines Hundes um einen verlohrenen Herrn, einer Kuh wegen ihres Kalbes, eines Pferdes wegen seines Gesellschafters ist wohl nichts mehr, wenn er gleich einige Zeit lang anhalten kann,

als

als eine Unbehaglichkeit, die aus dem Gefühle eines gegenwärtigen Mangels entstehet. Wir können dreist behaupten, daß dann etwas im Thiere dem ähnlich vorgehe, was wir bey dem Gedanken an einen Freund, der sich eben von uns entfernt hat, empfinden. Kurz ich sehe keinen zureichenden Grund, der mich zur Annahme einer Fähigkeit des Wiederbesinnens oder einer thätigen Wiedererinnerung bey ihnen bewegen könnte. Denn dies fodert die Kraft, sich der Ideen seiner Seele bewußt zu seyn und sie zu ordnen; eine Fähigkeit, welche, wie oben schon bemerkt ist, die Thiere entweder gar nicht oder doch nur höchst unvollkommen besitzen.

Doch behaupte ich dies nicht geradezu. Einige der klügsten Thiere, als Pferde, Hunde, Füchse und Elephanten haben sich zuweilen in solchen Handlungen gezeigt, die Nachdenken und einen vollkommeneren Gebrauch des Gedächtnisses, als man ihnen vorher wohl zugestehen mochte, zu erfodern scheinen. Wenn ein Reuter vom Pferde in einen tiefen Fluß gefallen ist, so hat man Beyspiele, daß diese edelen Geschöpfe ihn mit ihren Zähnen über Wasser gehalten und lebend bey den Rockschößen ans Land gezogen

haben. Man erlaube mir hier zur Ehre eines anderen edeln Thieres eine Thatsache anzuführen, die sich vor wenig Jahren in Aberdeen zutrug. — Ein Mann ging über den Dee da er gefroren war; und da er ohngefähr die Mitte des Flusses erreicht hatte, brach das Eis und er fiel hinein. Er hielt sich aber über den Strom vermittelst seiner Flinte, welche quer über das Loch lag. Ein Hund, der ihn begleitete, lief nach manchen fruchtlosen Versuchen, ihn herauszuhelfen, zu einem benachbarten Dorfe, und faßte die erste Person, die ihm begegnete, beym Rocke. Der Mann ward unruhig und wollte sich von ihm losmachen; aber der Hund sah ihn so freundlich und bedeutend an, und versuchte so sanft ihn fortzuziehen, daß er etwas außerordentliches in dem Falle ahndete und sich von dem Thiere fortführen ließ. Dies brachte ihn zu seinem Herrn, gerade noch zur rechten Zeit, ihm das Leben zu retten *). War hier nicht sowohl Gedächtniß als Wiederbesinnung, von Erfahrung geleitet, die wir bey einem

*) Dieser hierdurch gerettete Mann hieß Irvine, und starb ohngefähr im J. 1778. Die ganze Nachbarschaft sprach von dieser Geschichte. Ich habe sie so erzählt, wie er sie selbst einem Verwandten, mitgetheilt hatte, der ein Mann von Ehre und Verstand und einer von meinen Freunden ist.

einem Menschen ohne Bedenken Verstand nennen würden? — Nein! Man sage vielmehr, hier war eine Fügung des Himmels, der dies Thier zu einem tauglichen Werkzeuge ansah, ihn zu retten, und daher es durch übernatürliche Kräfte leitete. Gewiß war dies indeß eine so ungewöhnliche Begebenheit, daß sie wohl von den bekannten Fähigkeiten der Hunde niemand erwartet haben würde; und ich weis nicht, ob dies Thier bey anderen Gelegenheiten Beweise einer ungewöhnlichen Klugheit ablegte.

Aristoteles hat gesagt, und man glaubt es allgemein, daß Thiere träumten. Lucretius beschreibt die unvollkommenen Versuche zu bellen und zu laufen, die man bey Thieren im Schlafe bemerkt; hält sie, nach der allgemein angenommenen Meynung, für Wirkungen des Träumens, und glaubt, das Thier bilde sich dann ein, sein Wild zu verfolgen oder einen Gegner anzugreifen. Ob aber wirklich der Fall so ist, oder ob diese Erscheinungen nicht von mechanischen Reizen der Nerven und Muskeln, die durch lange Uebung zur Gewohnheit geworden sind, entspringt, ist ein Punkt, worüber mit Gewißheit sich nichts behaupten läßt. — Kinder von

einem monathlichen Alter lächeln im Schlafe, und ich habe einige gute einfältige Weiber die Bemerkung machen gehört, daß das unschuldige Püppchen dann eine himmlische Erscheinung habe. Man kann aber sich schwerlich einbilden, daß ein Kind Gesichte und Träume habe, ehe es Ideen hat. Dies ist wahrscheinlich die Wirkung nicht der Ideen, sondern eines körperlichen Gefühles, oder allein einer vorübergehenden Zusammenziehung und Ausdehnung der Muskeln. Soviel ist ausgemacht, daß kein Lächeln bezaubernder ist. Und ohne Zweifel bedient sich die Vorsehung desselben, als einer stillen Sprache, unsere Liebe zu gewinnen, so wie das Kind durch sein Schreyen unser Mitleiden erweckt und uns um unseren Schutz anspricht.

Das Gedächtniß ist bey Thieren mit unerklärbaren Umständen verknüpft. Wenn ein Pferd, ein Ochse, eine Ziege freywillig von der Weide nach Haus zurükkehren, so kann das niemandem wunderbar vorkommen, weil dies eine Wirkung des Gedächtnisses ist, die in jeder Rücksicht mit unserer eigenen Erfahrung zusammenstimmt. Aber wenn eine Biene, deren Augen wegen ihrer außerordentlichen Convexität nicht einen Fuß weit vor

sich

sich hin sehen können, von einem weiten Ausfluge zu ihrem Stocke zurückkehrt; oder wenn ein Hund, den man in einem Korbe dreyßig Meilen weit durch eine ihm völlig unbekannte Gegend getragen hat, eine Woche nachher den Weg zu seiner alten Wohnung wiederfindet, (wovon ich ein Beyspiel weis), was können wir für einen anderen Wegzeiger angeben, außer den Geruch dieser Thiere oder eine andere uns unbekannte Fähigkeit, die auf einem uns ebenfalls unbegreiflichen Wege dem Gedächtnisse vergangene Wahrnehmungen wieder zuführt. Und es ist wohl vernünftig, anzunehmen, daß da, wo es Perzeptionskräfte giebt, die von den unsrigen sich weit unterscheiden und ihnen völlig überlegen sind, es auch Arten von Wiedererinnerungen geben müsse, die ebenfalls über alle unsere Begriffe hinausgehen. Und es scheinen in Bienen, Hunden und einigen anderen Thieren Fähigkeiten von der Natur des Geruches statt zu finden, die eben so sehr jenseits unserer Wahrnehmung sind, als der Unterricht des treflichsten Mikroskopes den übertrift, welchen das unbewafnete Auge uns mittheilen kann.

Und

Und doch, wie tief stehet das Gedächtniß der klügsten Thiere, bey allen Hülfsmitteln, die ihm der Instinkt, und bey aller Unterstützung, die ihm die schärfsten Sinne gewähren, unter dem eines vernünftigen Geschöpfes! Das Mißverhältniß ist nicht anzugeben. Viele von den unvernünftigen Thierklassen sind jedes Unterrichtes unfähig: — wie unbedeutend muß dann die Spähre ihres Gedächtnisses seyn! Aber auch selbst die gelehrigsten erreichen bald die höchste Stufe ihrer Ausbildung, und derer Künste oder vielmehr derer Gewohnheiten, welche sie sich erwerben können, giebt es nur sehr wenige. Aller Wissenschaft und aller Kräfte des Nachdenkens entblößt, fehlt ihnen auch die Gabe des Wiederbesinnens, ohne die unser Gedächtniß uns, wie wir wissen, nur sehr wenig nüzt, und ohne die wir zum Verfolg der kürzesten Gedankenreihe und Erreichung eines nicht sinnlichen Dinges gänzlich unfähig scheinen.

Aber Wie viel umfaßt das menschliche, selbst nicht außerordentlich ausgebildete Gedächtniß? Welche endlose Menge von Begriffen erhält es nicht vom Nachdenken, von der Lektüre, aus der Unterhaltung; Wege für Gedanken, welche den niederen Thierklassen ungebahnt blieben; und von der Erfahrung, die unendlich mannich-

fal-

faltiger, als die ihrige ist. Zugleich werden sie alle durch unsere Kräfte der Anordnung und Erfindung (die dem Menschen eigenthümlich sind) gemodelt, dadurch an sich selbst nuzbarer, und leichter zu erinneren. Natürliche Dinge: wie Thiere, Pflanzen, Mineralien, Fossilien, Gebürge und Thäler; Land und Wasser; Erde und Himmel; die Sonne, der Mond, und die Sterne mit ihren Erscheinungen, Bewegungen und Perioden; der Dunstkreis und die Lufterscheinungen, mit allen Abwechselungen des Wetters; — Sachen der Kunst: als Städte, Straßen, Häuser, Landstraßen, und Maschienen, mit ihrem Zubehör; abstrakte Begriffe in Absicht auf Wahrheit und Trug, Schönheit und Häßlichkeit, Tugend und Laster; Verhältniße der Größe und Anzahl, Religion, Handlung und Polizey; den Thieren ganz unbekannte Gegenstände, und die vorzüglichsten Materialien der menschlichen Unterhaltung: — Dies sind einige der Hauptkapitel, unter welche die äußerst mannigfaltigen Schätze des menschlichen Gedächtnisses sich ordnen lassen. Und welch eine Unendlichkeit individueller Dinge ist in jedem dieser Kapitel begriffen! — Man lasse eine Person, die in der Welt sich ziemlich weit umgesehen hat, wie alle Geschäfts-

schäftsmänner haben, sich einmahl besinnen, wie viel menschliche Geschöpfe sie gesehen hat, und mit wie vielen sie bekannt ist; wie viel sie sich von ihren Gesichtszügen, ihrer Gestalt, Stimme, Größe, ihrem Charakter und ihrer Denkungsart, den Verhältnissen, Verbindungen und der Geschichte derselben wiedererinnert? Man lasse diesen Menschen sich auf die Männer und Weiber besinnen, die er nie gesehen, sondern von denen er nur gehört und gelesen, und auf die Charaktere, die er in Schauspielen, Gedichten und anderen Erdichtungen dargestellt gefunden hat; und wird er nicht über die Menge besonderer, den Menschen allein betreffender, Umstände erstaunen, die sein Gedächtniß aufbewahrt hat, und die bey einer allgemeinen Eintheilung menschlicher Kentnisse vielleicht nicht die größte Klasse ausmachen. Selbst wie zahlreich sind die Worte unserer Sprache nicht? Wer ihrer viere vollkommen verstehet, muß zum wenigsten zweymahl hundert tausend Wörter wissen, alle verschiedene Arten, sie nach der Regel anzubringen, und eine zahllose Menge von Stellen in Büchern, ihre Bedeutung zu erklären, kennen. Und daß die Kenntniß von vier Sprachen nicht die Fassungskraft eines gewöhnlichen Mannes übersteige,

wer-

werden diejenigen gern gestehen, welche mit Plinius und Quintilian annehmen, daß Mithridat ihrer zwey und zwanzig verstand.

Aber wer kann alle die Gegenstände, Bedeutungen, und Ideen, deren eine menschliche Seele sich erinneren kann, berechnen oder zusammenfassen! — Und ist es nicht bemerkungswerth, und in der That wunderbar, daß ein gut geübtes Gedächtniß, je mehr es enthält, desto mehr behalten kann? — Sagte wohl jemahls ein Mann von einem gesunden Verstande: Mein Gedächtniß hat alles empfangen, dessen es empfänglich ist, und ich will von dieser Stunde an nichts neues mehr lernen? — Dies mag uns zur wahren Schätzung des Werthes der menschlichen Seele führen, und uns sie in einem unendlich hohen Grade so wohl in Hinsicht auf Natur als Umfang über die der thierischen Welt erhaben ansehen lehren. Sind wir einer endlosen Verbesserung fähig, (und wo giebts einen Grund, der dies verneint? —) so muß unsere Bestimmung gewiß von der ihrigen abweichen; denn der Urheber der Natur thut nichts umsonst, und ein weit mehr begränzter Verstand, als der menschliche, würde zur Erfüllung aller der Absichten aus-

ausreichen, die ein Geschöpf von einer höchstens hundertjährigen Dauer haben könnte. Unsere Seelen müssen deshalb für Auftritte einer ausgebreiteteren und edeleren Verfeinerung bestimmt seyn, als die der Thiere; und unser Wesen, einen dauerhafteren Zeitpunkt zu umfassen, als den, welchen die Sonne bezeichnet. Dies Räsonnement enthält einen Beweis, der die weiseren Heiden zum Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele führte. Tullius schließt in der Person des älteren Cato also: "Was soll ich mehr sagen! — da die Thätigkeit der Seele so groß ist; da sie sich so vieles vergangenen erinnert, die Zukunft vorher ahndet, und so mancher Künste fähig, so vieler Wissenschaften, so vieler Erfindungen? hiervon bin ich überzeugt, und das glaube ich, daß ein Wesen mit solchen Fähigkeiten nicht sterblich seyn kann".

Diese Betrachtungen führen mir einige Bemerkungen über zwey fremde Begriffe neuerer Philosophie zu. Der erste ist: daß die menschliche Seele den Thierseelen so ähnlich sey, daß man, wenn die Form ihrer Körper nur etwas mehr einander gliche, Menschen mit dem Nahmen kluger Thiere, und Thiere mit der Be-

nen=

nennung unvollkommener Menschen bezeichnen könne. Denn die Schriftsteller, welche ich meyne, werden schwerlich zugeben, daß der Mensch irgend eine angebohrene Fähigkeit habe, die sich bey dem Thiere nicht in einigem Grade finde; und werden immer behaupten, daß der Unterschied, wenn einer ja einmahl statt finde, ganz von den Gewohnheiten und Erfahrungen, die vermittelst einer mehr oder weniger vollkommenen Bildung körperlicher Organe erhalten wären, als von irgend einer wesentlichen Verschiedenheit in der Natur der menschlichen Seele abhängig sey. Einige sind gar soweit gegangen, daß sie behaupten oder wenigstens uns voraussetzen lassen, daß der erste Zustand des Menschen thierisch gewesen sey; daß er in diesem einer größeren Gesundheit genossen und einer höheren Glückseeligkeit sich erfreuet habe, als er izt thut; daß er durch jede Abweichung vom thierischen Charakter unvollkommener werde, und daß, wenn er handelte, wie er sollte und ihm die Natur den Weg vorgezeichnet hätte, er nackend und auf allen vieren kriechen würde.

Solange als Menschen an Geschichte glauben und ihren Augen trauen, wird eine Bestreitung des

lezteren Theils dieser Lehre völlig unnöthig seyn. Was den ersteren betrift, so kann ich nur das sagen, daß man die sich damit beruhiger lassen, kann, bey denen es dazu hinreicht. Wer darinn eine Ehre sucht, auf eine Verbrüderung mit den Thieren Ansprüche zu machen, wird eben nicht lesen, was ich schreibe, und folglich meinetwegen sich ganz selbst überlassen bleiben. Ohne Zweifel haben die Thiere so gut, als der Mensch, die Fähigkeit, vergangene Perzeptionen zu behalten; aber aus dem, was ich oben gesagt habe, wird, denke ich, sich ergeben, daß der, welcher diese Kraft, so wie sie beym Menschen sichtbar wird, mit dem, was man bey Thieren Gedächtniß nennt, vergleichen und keinen wesentlichen Unterschied annehmen will, eben so gut ausfindig machen wird, daß eine Mücke und ein Wallfisch nur eine Thierart ausmachen, und daß das Schnattern einer Gans eine vollkommene Nachahmung des Kanonenknalls bey einem Seetreffen sey.

Daß in dem Weltall eine Leiter mit allmähligen Abstufungen vom Nichts bis zur Gottheit hinaufgehe, ist ein anderer neuer Begriff, der dem vorigen an Abgeschmacktheit wenig nachgiebt, ob ihn gleich einige große Nahmen, die

ihr

ihn in Schutz genommen haben, etwas ehrwürdig machen. Wenn die Thiere in dieser eingebildeten Leiter dem Menschen am nächsten stehen, so kann man sie in der That nicht stufenweis steigend nennen. Ich gebe zu, daß das Pferd schneller und stärker als der Mensch ist, daß manche Thiere Fähigkeit in Hinsicht auf Perzeption und Handlung besitzen, die uns fehlen; die Schwalbe, z. B. die fliegen kann; der Delphin, der unter dem Wasser lebt; und die Biene, die Honig aus den Blumen saugt. Aber in jedem Vergleichungspunkte, wie tief steht die vernunftlose Natur unter der vernünftigen! — Wir haben gesehen, daß selbst in Hinsicht auf Gedächtniß, das beyden gemein ist, der Unterschied unbegreiflich groß ist. Und wie sollen wir die Entfernung in Hinsicht auf die Kräfte berechnen, welche den Stolz und in der That den unterscheidenden Charakter des Menschen ausmachen; ich meyne, auf die Fähigkeit der Sprache, der Erfindung, der Wissenschaft und die Besonderheiten in unserer Natur, die uns zu dem Nahmen moralischer, politischer und religiöser Wesen berechtigen? — Hier findet in der That in der Natur eine gränzenlose Verschiedenheit statt. Eine Stufenleiter mag wohl in einigen

Thierklassen eingerichtet werden, wie z. B. bey den Graden der Verschlagenheit bey den Thiergattungen, und des Verstandes bey den verschiedenen Menschen. Aber wie abgeschmackt ist es nicht, eine Stufenleiter anzunehmen, wenn man weis, daß viele dieser Dinge oder Ideen, die man als nachbahrlich ansiehet, durch unendliche Zwischenräume getrennt sind. Denn so muß man den Zwischenraum zwischen Nichts und Daseyn, zwischen Pflanze und Thier annehmen, zwischen einem Geschöpfe, dem Bewustseyn und Vernunft fehlt, und einem Wesen, wie der Mensch ist; und was noch einleuchtender ist, zwischen dem höchsten Range erschaffener Wesen und der höchsten, selbstständigen Vollkommenheit, die der Schöpfer von allem ist. Man sezt bey einer Stufenleiter oder einem stufenweisen Auf- und Ab- steigen der Ideen immer zum Voraus (wenn die Worte eine Bedeutung haben), daß die benachbarten Wesen oder Ideen einige Eigenschaften gemein oder wenigstens ähnliche, sich nur im Grade der Stärke unterscheidende, Eigenschaften haben. Aber was hat das Daseyn für eine Eigenschaft, auf welche in irgend einem Grade, in irgend einer Art auch das Nichtdaseyn Ansprüche machen könnte? In welcher

Rück-

Rücksicht kann man sagen, daß das organisirte dem unorganischen sich nähere, oder trockner, bloßer Staub der Zusammensetzung einer Pflanze ähnlich sey? — Dagegen haben Thiere Empfindung; Pflanzen nicht; Wie können Daseyn der Empfindung und Mangel daran als Abstufungen der nehmlichen Eigenschaft oder als verwandte Kräfte angesehen werden? — Außerdem ist der Mensch einer Erkenntniß empfänglich, mit einem Bewußtseyn und mit Moralität begabt; Kann man ihn denn in dieser Rücksicht nur um eine Stufe über die Thiere, denen Moralität und Gabe des Nachdenkens gänzlich mangeln, erhaben nennen? Oder steht der Reichthum eines, der keinen Reichthum hat, (wenn ich mich so ausdrücken darf) mit dem eines sehr begüterten Mannes in irgend einem Verhältnisse? — Und kann man noch zulezt sich wohl einfallen lassen, daß ein geschaffenes Wesen, und wenn es das edelste wäre, jemahls auch durch zahllose Grade der Läuterung nur in einiger Entfernung, die geringer als unendlich wäre, dem Allmächtigen, dem Ewigen, dem selbstständigen Schöpfer sich näheren könne? —

Mit aller Demuth bey dem Gefühle unserer großen und vielfachen Unvollkommenheiten, müssen wir uns doch einen richtigen Begriff von der menschlichen Natur entwerfen, und uns immer an ihre Aehnlichkeit mit Gott, an ihre Bestimmung für die Unsterblichkeit erinneren; bey allen Untersuchungen nie einen Gesichtspunkt aus den Augen verliehren, der uns gegen Vorurtheil und schwankende Theorien sichert und unseren Blick in dem Kreise von Thatsachen, und einfacher, praktischer Wahrheiten einschränkt.

Von

Von der Einbildungskraft.

Erstes Kapitel.

Etwas allgemeines über Einbildungskraft.

Dem gemeinen Sprachgebrauch nach sind Einbildungskraft und Phantasie nicht vollkommen Synonyme. Es sind zwar Nahmen für dieselbe Kraft, aber der erste scheint eine mehr feyerliche, der zweyte eine triviale Anwendung im gemeinen Leben zu leiden. Ein witziger Schriftsteller ist ein Mann von einer lebhaften Phantasie; aber ein erhabener Dichter, sagt man, ist im Besitze einer starken Einbildungskraft. Da indeß diese Ausdrücke sehr häufig und bey den besten Schriftstellern ohne Unterschied vorkommen, so werde auch ich sie nicht weiter unterscheiden.

Worin Gedächtniß und Einbildungskraft von einander abgehen, habe ich oben angegeben. Wenn wir uns erinneren, rufen wir ehemahlige

Wahrnehmungen zurück, mit einer Hinsicht auf unsere Erfahrung und ihre Realität. Wenn wir uns einbilden, so betrachten wir die Notion und den der Seele izt gegenwärtigen Gedanken, einfach wie er ist und ohne irgend eine Hinsicht auf reale Existenz und auf Erfahrung. Ideen des Gedächtnisses vertragen gleichfalls eine solche Behandlung, und dann werden sie das, was man im Stil moderner Philosophie eingebildete Ideen nennt. So können Gesichtszüge eines Bildes oder einer Person, die ich niemahls gesehen habe, meiner Seele vorschweben und von ihr eine Zeitlang, ohne Rücksicht auf ehemahlige Bekanntschaft mit ihnen, oder auf sie, als eine bloße Idee, eine Geburt meiner Phantasie, betrachtet werden. Zuweilen bleibt in der Seele das Bild einer besonderen Begebenheit zurück, ohne daß ich angeben kann, ob ich davon gehört oder nur davon geträumt habe.

Addison sagt im vierhundert und eilften Stück seines Zuschauers, indem er vom Gesichte spricht, "daß es die Fähigkeit sey, welche der Einbildungskraft ihre Bilder zuführe", und kurz darauf sezt er hinzu, "daß kein Bild der Phantasie möglich sey, welches durch das Auge

nicht

nicht einen Eingang gefunden habe." Wenn er unter dem Ausdrucke: Bild das, was er sonst Idee nennt, wie man es allgemein nimmt, verstehet, so folgt daraus, daß Blindgebohrene, oder die keinen Gedächtnißbegriff von Licht und Farben erhalten haben, auch keine Einbildungskraft besitzen. Aber dem widerspricht die Erfahrung. Ich kenne jemanden sehr genau, der in einem fünfmonatlichen Alter sein Gesicht durch die Pocken und mit ihm alle seine Ideen eines sichtbaren Dinges verlohr, *) izt aber doch ein guter Dichter, ein tiefer Philosoph und Gottesgelehrter, kurz an Herz und Kopf gleich schätzbar ist. Er träumt so häufig, als andere Leute; und Träume sollen ja Geburten der Einbildungskraft seyn. Seine Schriften zeigen, daß er, was jeder Kritiker ihm zugestehen und Addison selbst so nennen würde, eine erhabene Einbildungskraft besizt.

Alle Weltweisen haben Erfindung als eine Wirkung derselben Kraft angesehen. Nun kann man Töne und Gedanken, die man vorher weder hörte noch sah, erfinden, folglich sich einbilden; Ideen, die folglich für das Gesicht nichts

*) Der Dr. Blacklock in Edinburgh.

haben, als bis sie aufgeschrieben sind. — Hieraus erhellet, daß Addisons Gebrauch des Wortes viel zu beschränkt ist, wenn er sagt: allein das Gesicht gebe Ideen für die Einbildungskraft her; etwas, das gar wohl die Meynung derer gewesen seyn kann, welche dieser Kraft der Seele ihren Nahmen nach Anleitung des Ausdrucks: **Bild** gaben.

Einige Schriftsteller definiren die Einbildungskraft als eine einfache Apprehension abwesender körperlicher Gegenstände. — Aber der Sprachgebrauch will eine ausgedehntere Definition. Die Angst eines Elenden und die Gewissensbisse eines Mörder sind keine körperlichen Gegenstände, und können doch von denen, die sie niemahls fühlten, eingebildet werden. Schakspeare, der weder Mörder noch elend war, sondern vielmehr ein edles, wohlwollendes Herz besaß, hat diese Gefühle so vollkommen ausgedrückt, daß jeder Leser von ihrer Lebhaftigkeit und unaussprechlichen Wahrheit überzeugt werden muß.

In der Sprache moderner Philosphie scheint das Wort: Einbildungskraft, zuerst die Kraft, Ideen zu apprehendiren und zu empfangen, einfach

einfach, wie sie da stehen, und ohne Hinsicht auf ihre Realität, und zweitens die Kraft zu bezeichnen, welche diese Gedanken, Ideen oder Notionen, die wir vom Unterrichte oder von der Erfahrung empfingen, in neue Gestalten bildet und in neuen Verbindungen zusammenstellt.

Diese beyden Kräfte, so genau sie auch von einander getrennt werden müssen, sind doch nicht ganz verschieden. Wenn jemand ein nie gesehenes Ding apprehendirt oder sich einbildet, so kann er leicht zwey und mehrere Dinge zu einer solchen Gestalt vereinigen, die in der Natur nichts ähnliches hat. Wenn ich, z. B. die Idee eines Hundekopfes und eines Menschenleibes habe, so kann ich mir leicht beyde zusammen und in einem Thiere vereinigt einbilden; diesem Gemählde kann meine Einbildungskraft Flügel, Hörner und gespaltene Füße anfügen, und so viel seltsame Dinge, als man will. Diese beyden Kräfte: einfache Apprehension und Kombination (wenn ich sie so nennen darf) sind so nahe mit einander verwandt, daß man beyde ohne Bedenken der Einbildungskraft oder Phantasie zuschreiben darf.

Um die Natur dieser kombinirenden Kraft etwas aufzuklären, muß ich noch bemerken, daß Philosophen unsere Ideen und andere Objekte der Perzeption in einfache und zusammengesezte eingetheilt haben. Ein einfaches Objekt ist das, was nicht aus Theilen zu bestehen scheint, sondern einzeln begriffen werden kann; wie z. B. Hitze, Kälte, Hunger, Durst, u. s. w. Ein zusammengesextes Objekt bestehet aus Theilen oder Eigenschaften, die getrennt werden, oder wenigstens einzeln von der Seele begriffen werden können. Das kleinste Sandkorn, der feinste Theil der Materie, den die Sinne nur wahrnehmen können, sind zusammengesezte Gegenstände; weil sie aus trennbaren Theilen bestehen und Eigenschaften besizen, die sich als von einander getrennt vorstellen lassen; wie Gestalt, Farbe, Dichtigkeit, Schwere, u. s. w.

Nun sollen alle einfache Ideen, d. h. alle unsere Notionen von einfachen Objekten, aus der Erfahrung entspringen, können weder in Worten ausgedrückt noch von denen verstanden werden, welche sie nie wahrgenommen haben. Ein Taubgebohrner hat keinen Begriff vom Schall, so wenig wie ein Blindgebohrener von Licht und Farben.

ben. Und wenn wir versuchen wollten, diese einfachen Ideen jemandem, dem sie die Natur vermittelst der Sinne nicht zuführte, deutlich zu machen, so würden wir uns so vergebens, als der Philosoph bemühen, der einem Blinden den Begriff von Scharlach beybringen wollte. Er sagte ihm, der Scharlach mache einen eben so lebhaften als angenehmen Eindruck, sey ein Emblem des Muthes und eine Zierde für Prinzen und große Herren. Und als er nun mit seiner ganzen Definition fertig war, frug er ihn, ob er denn nun einen Begriff davon habe? Ja, sagte dieser, nach eurer Beschreibung muß Scharlach das ähnlichste Ding in der Welt mit Trompetenschall seyn. — Blindgebohrene sprechen in der That und oft sehr richtig von sichtbaren Dingen. Aber dies muß entweder die Wirkung des Gedächtnisses seyn, und sie sagen dann vom Lichte und von den Farben das, was sie einmahl von anderen gehört haben; oder es muß eine bildliche Anspielung seyn, daß, wenn sie versichern, eine solche Person, ein solches Buch gesehen zu haben, dies nichts mehr in ihrem Munde bedeutet, als einmahl mit der Person in Gesellschaft gewesen zu seyn, oder das Buch lesen gehört zu haben. Denn eigentliche Gesichtseindrücke

drücke müssen ihnen eben so gut, als uns die Erscheinungen der unsichtbaren Welt, unbekannt bleiben. Die Träume stellen ihnen nichts, als verschiedene Anordnungen der durch die vier anderen Sinne empfangenen Ideen dar. Selbst wenn sie vom Lichte träumen, etwas, wozu ihre unglückliche Lage sie oft veranlassen mag, da ihnen nichts wünschenswerther seyn kann, so stellen sie sich dasselbe wohl eher als etwas hör- und fühlbares vor, können aber seine eigentliche Natur nie begreifen. Denn unsere verwirrtesten Träume bilden sich der Natur so wenig angemessen, daß sie allein von den einfachen oder zusammengesezten Notionen der Dinge, womit die Erfahrung uns bekannt gemacht hat, zusammengeformt seyn können. Gedächtniß giebt die Materialien dazu her; das ganze Geschäft der Phantasie im Schlafe kann ihre Anordnung, und die Schöpfung neuer Verbindungen seyn, welche sie mehr oder weniger ausschweifend und vom natürlichen Wege abweichend macht.

Die Seele stellt sowohl wachend als im Schlafe die einfachen oder zusammengesezten Ideen der Erfahrung in unzählige von denen ganz verschiedene Verbindungen zusammen, in

denen

denen sie sich natürlich finden. Wer Elfenbein und einen Berg gesehen hat, kann die Farbe, Glätte und Substanz des ersten und die Gestalt und Größe des anderen fassen, und so aus beyden sich einen elfenbeinernen Berg zusammensetzen. Das monstrose Gemählde Horazens in seiner Poetik, mit einem Menschenkopfe, einer Pferdemähne, Federn von verschiedenen Vögeln, Gliedern verschiedener Thiere, und einem Fischschwanze läßt sich bequem begreifen, und mit einer geringen Kenntniß von Mahlerey eben so leicht zeichnen. In der That ist nichts weniger schwierig, als eine solche neue Zusammensetzung; und das große und weit schwerere Geschäft der Erfindung ist, sie angenehm und nüzlich, stätig und der Natur angemessen zu bilden.

Diese Gabe, neue Verbindungen zu treffen, schreibt man, wie ich oben gesagt habe, der Einbildungskraft zu. Das Gedächtniß stellt uns nichts, als nur das wirklich begriffene dar; so, daß ein Wesen mit Gedächtniß aber ohne Phantasie, aller Kenntnisse die es sich erwerben könnte ungeachtet, nie erfinden kann. Denn alle Erfindung sezt Neuheit und eine vor-

her nie gewesene Zusammenstellung der Dinge oder Ideen voraus.

Und es ist nur eine zu alltägliche Erfahrung, als daß sie noch Belege verlangen könnte, daß die Kräfte der Erfindung und Wiedererinnerung verschieden sind, so daß eine bey einer Person in einem höheren Grade der Vollkommenheit als bey einer anderen vorkommt. Schakspeare und Aaron Hill waren beyde Dichter und Männer von Genie. Der leztere war ein Reisender und schrieb die Geschichte seiner Reisen; außerdem hatte er eine trefliche Erziehung genossen. Der erstere hatte wenig Gelehrsamkeit, war nie außerhalb England gewesen, und brachte einen großen Theil seines Lebens in Dürftigkeit zu. Diesen Umständen nach sollte man bey Hill einen größeren Vorrath von Ideen, als bey Schakspeare vermuthen, und es ist ganz ungezweifelt wahr, daß er weit ausgebreitetere Kenntniß von Büchern, Ländern und anderen beym Lesen vorkommenden Dingen besaß. Aber seine Erfindungs-Talente waren nicht außerordentlich, und folglich wohl auch war seine Einbildungskraft nicht sehr groß. Schakspeare aber war, mit einer weit beschränkteren Gelehrsamkeit, an Gedanken

danken und Bildern ohne Vergleichung reicher, und hat eine Mannichfaltigkeit und Fülle von Erfindungen angegeben, und eine Kenntniß der Natur gezeigt, die völlig ohne Beyspiel sind. Wir stoßen täglich auf Leute von gutem Verstande und heller Einsicht, die eine Geschichte gut erzählen und von allen gelesenen Büchern und verrichteten Geschäften vortreflich Rechenschaft zu geben wissen, aber in ihrer Unterhaltung, wohl ein gutes Gedächtniß, aber wenig Erfindungskraft zeigen. Und dahingegen trift man wieder andere, die Witz und Laune haben, ihre Gespräche mit manchem neuen Einfalle würzen, aber ein höchst schwaches Gedächtniß und wenig von der Klarheit der Begriffe besitzen, welche zur Bildung eines Geschäftsmannes erfoderlich sind.

Zweytes Kapitel

Von der Association der Ideen.

Erster Abschnitt.

Grundsätze der Association: — Zuerst, Aehnlichkeit. — Zweytens, Widerspruch. — Drittens, benachbarte Lage.

Die menschliche Seele ist in einer unaufhörlichen Thätigkeit, und keine ihrer Fähigkeiten ruhet weniger, als die Einbildungskraft, die im Schlafe so gut, als im Wachen, immer wirksam bleibt. Wie oft wandert die Einbildungskraft trotz aller unserer Sorgfalt umher, wenn wir einem Gespräche zuhören oder in einem Buche lesen, und stellt uns von denen ganz verschiedene Ideen vor, mit denen wir uns eben beschäftigen wollen! die Kraft, welche die Phantasie zur Ruhe bringt und die Seele an einen beson-

besonderen Gegenstand, oder einen Haufen von Gegenständen fesselt, nennt man Aufmerksamkeit; und die meisten wissen, daß eine anhaltende Anstrengung derselben höchst schwierig ist, und zuweilen die Seele völlig ermattet. Wenn wir keinem besonderen Gedanken folgen und unseren Ideen eine völlige Ausbreitung verstatten, sie umher irren lassen, wie die Einbildungskraft oder der Zufall sie leitet, so verfällt die Seele in den Zustand der Träumerey, wir sind uns einer Art von Seelenabspannung bewußt, da eine Idee die andere, und ganz allgemach eine dritte, und so eine ganze Kette herbeyziehet; und während dem allen scheint die Seele sich völlig leidend zu verhalten und auf die Gedanken mit einem so geringen Einflusse zu wirken, als das Auge auf Leute, die auf der Straße vor ihm vorübergehen. Die Folgeordnung dieser vorbeywandernden Ideen wird oft von dem Gedächtnisse bestimmt, wenn z. B. die besonderen Umstände eines gesehenen Platzes oder die Eigenthümlichkeiten einer beygewohnten Unterredung uns aufstoßen. Zu einer anderen Zeit sind unsere Gedanken mit der Realität nur in einem geringen Zusammenhange, und einer folgt dem andern in einer vielleicht vorher nie gehaltenen Ordnung.

Zu derselben Bemerkung geben die Unterhaltungen Anlaß, die sich auf keinen bestimmten Zweck einschränken, sondern bey denen jedermann sagt, was ihm einfällt und wie es durch die Reden der anderen veranlaßt wird. Und ob hier gleich die größte Mannichfaltigkeit der Gegenstände und eine Menge unähnlicher Ideen auftreten, so werden wir doch größtentheils ihre Verknüpfungen und leisen Uebergänge in einander ausfindig machen können. Dies ist eine so bekannte Sache, daß, wenn etwas gesagt wird, das mit dem vorhergehenden in keiner Verbindung zu stehen scheint, die Gesellschaft immer von der Gedankenfolge unterrichtet seyn will, die den Sprecher zu einer so scheinbar incongruirenden Idee führen konnte. — Ich erinnere mich einmahl gelesen oder gehört zu haben, daß zur Zeit des bürgerlichen Krieges, der den Tod Carls des ersten veranlaßte, einige von des Königs Anhängern über die Unfälle, die der königlichen Parthey droheten, sprachen, und einer von ihnen plötzlich die Frage einwarf, wieviel ein römischer denarius werth sey. Diese Frage schien von dem Gegenstande der Unterredung außerordentlich entfernt zu liegen, und die ganze Gesellschaft äußerte ihr Erstaunen darüber, daß

eine Unterredung von so großer Wichtigkeit durch eine so unpassende Frage unterbrochen würde. Der Mann bat um Verzeihung, und führte zu seiner Rechtfertigung an, daß seine Gedankenfolge ihn hierauf geführt habe: daß ihm das Schicksaal ihres unglücklichen Monarchen dem unseres Heilandes, da man ihn seinen Feinden verrathen habe, ähnlich vorgekommen, und daß er hierdurch auf den Verräther Judas und den Preis für seine Büberey gerathen sey, der dreissig Silberlinge, oder wie er glaube dreissig römische denarii betragen habe.

Wenn unsere Ideen auf einander so folgen, so sind ihre Uebergänge öfters erstaunend schnell; so daß wir itzt an eins, und im nächsten Augenblicke an ein anderes gänzlich davon verschiedenes Objekt denken können. Und doch werden wir, wenn ein Wiederbesinnen aller Zwischenideen statt findet, sehr leicht sehen, daß, so entfernt die erste und letzte auch von einander scheinen mögen, die benachbarten sich doch immer auf einander beziehen. Mir fällt, zum Beyspiel, Julius Caesar ein. Ich kann, wenn ich Lust habe, meine Aufmerksamkeit auf ihn hinheften, ohne der Einbildungs-

kraft eine Seitenwanderung zu gestatten. Wenn ich sie aber nicht fessele und zum Schweigen bringe, so wird eine unendliche Mannichfaltigkeit neuer Ideen unmittelbar hinzuströmen. Dies führt mich vielleicht auf Gallien, das er bekriegte, und auf Britannien, worinn er einen Einfall that; auf den rohen Zustand, worinn er die Einwohner dieser Insel antraf; auf das rohe Naturleben überhaupt und die schrecklichen damit verbundenen Umstände, Mord, Raub, Menschenopfer, und Menschenfresserey. Wie verschieden, denk ich, sind diese gräßlichen Gastmähler von den Mahlzeiten der Hippomolgier beym Homer, die sich allein von Milch nährten, und ein so reines Leben führten, daß Jupiter es mit eigenen Augen zu sehen, sich das Vergnügen machte. Hier ist der Uebergang zum goldenen Zeitalter leicht, von dem die Dichter reden, und zu dem Zustande des Menschen vor seiner ersten Vergehung. — Ich gieng vom Julius Caesar, dem vollkommensten Manne des Alterthums, aus; im nächsten Augenblicke befand ich mich unter Kannibalen, dem Auswurfe der Menschheit, und unmittelbar darauf fühlte ich den Frieden und die Seeligkeiten des Paradieses. Kaum lassen sich unähnlichere Ideen

denken, und doch passen die Glieder dieser Kette so genau in einander, daß eins zum anderen unmerklich hinüberführt. Und noch zehntausend andere Ideen von derselben Verschiedenheit und doch der wechselseitigen Verbindung würden sich bey der Fortsetzung meiner Träumerey einfinden können.

Ich behaupte nicht, daß bey einer Anzahl an einander gereiheter Ideen immer zwischen den nächsten Gliedern eine wechselseitige Verwandtschaft statt finde. Denn oft ist die Phantasie launisch und knüpft nach ihrer Willkühr Verbindungen, die seltsam abschweifen. Ohne Zweifel mögen wir eine Idee gegen eine andere umtauschen, als wenn wir durch eine schnelle Wendung unsere Augen in diesem Augenblicke nach Süden und im nächsten nach Norden richten. Aber das natürlichste, ungezwungenste und mit der geringsten Anstrengung verbundene Verfahren ist, im letzten Falle, die Dinge nach der Reihe und ihrer Nachbarschaft anzusehen, und im ersteren, von einem Gedanken zu einem anderen verwandten überzugehen.

Da nun mehrentheils zwischen denen Ideen, die vor der Seele vorübergehen, eine Verbin-

dung statt findet, so wird es der Mühe werth, die Natur dieses Zusammenhanges näher zu beleuchten und sich nach einigen Grundsätzen umzusehen, vermittelst welcher die Folgeordnung oder Association unserer Ideen eine genaue Bestimmung erhalten könnte. Dieser Grundsätze giebt es ohne Zweifel eine beträchtliche Menge und Mannichfaltigkeit, und ich will es nicht, wie andere, versuchen, sie sämtlich herzuzählen, auch bestehe ich eben so wenig darauf, sie auf zwey oder drey einzelne zurückzuführen. Auf je mehr Fälle dieser Association wir Rücksicht nehmen, desto mehr associirende Grundsätze werden wir entdecken. Ich will daher mich nur auf einige einzelne Fälle einschränken.

1) Eine Begebenheit oder eine Geschichte führt uns auf eine andere, die ihr gleicht. Wir denken oft an einen abwesenden Freund, wenn uns ein Fremder aufstößt, der ihm ähnlich ist. Aehnlichkeit ist daher einer der associirenden Grundsätze, der unsere Gedanken von einem Gegenstande zu einem anderen hinüberführet; oder mit anderen Worten: Ideen, die eine Aehnlichkeit mit einander haben oder zu haben scheinen, ziehen sich auch einander in unserer Seele an.

Daher

Daher rührt der Ursprung der Metapher, des Gleichnisses, der Allegorie und der anderen rhetorischen Figuren, die sich auf Aehnlichkeit gründen; von denen eine Menge nicht nur in der Poesie und jeder guten Schreibart, sondern auch im gemeinen Gespräche vorkommen. Wir nennen einen verschmitzten Kerl, einen Fuchs; einen, der immer auf Zänkereyen ausgehet, Höllenbrand; einen einfältigen, Esel; und einen ungesitteten weibischen Mann, Vieh. Derselben Tropen bedient man sich in der liebkosenden Sprache, wenn wir ein unschuldiges Kind, ein Lämmchen, und eine tugendhafte, reizende Person, einen Engel nennen; oder bloß um dem Ausdrucke eine lebhafte Wendung zu geben, wie, wenn man von einem magern Manne sagt: er ist nichts als Haut und Knochen; oder von einem schlanken, daß er eine Spindel sey. Dies alles sind Metaphern. Und bey ihrer Anwendung wird die Phantasie von der Person und dem Dinge, wovon die Rede ist, auf die anderen Personen und Dinge geführt, deren Nahmen wir gebrauchen, vermittelst einer vorausgesetzten Aehnlichkeit zwischen ihnen.

Metaphorische Sprache und Erläuterung unserer Ideen auf dem Wege der Allegorie und

des Gleichnisses ist allgemeinere Sitte, als man sich vorstellt, und nicht allein unter Gelehrten, sondern selbst unter Kindern und Wilden gebräuchlich. Die folgende Wendung ist natürlich genug, und zum Gebrauche in gemeiner Unterhaltung nicht zu fein, und doch ist der erste Punkt eine Metapher, der zweyte ein Gleichniß, und der dritte eine Allegorie: "Ich war bey „der Nachricht wie vom Donner gerührt; und „stand einige Zeitlang ganz starr und bewegungs„los, wie eine Bildsäule da; aber endlich half mir „der Gedanke wieder zu meiner Besinnung, daß im „menschlichen Leben Sturm und Sonnenschein „abwechselten". Ungelehrte und Nationen, deren Sprache noch roh ist, bedienen sich dieser Figuren häufiger, als Leute von einer größeren Wortfülle. Der Dialekt des Pöbels strotzt von Sprüchwörtern, und die meisten derselben, wie sie von ihnen angebracht werden, sind Allegorien und Gleichnisse. So sind die Reden der indischen Befehlshaber vom Anfang bis zum Ende mit Metaphern angefüllt. Dies ist ein Beweis, wie natürlich es für den menschlichen Geist sey, ähnliche Ideen zu verbinden, oder von einem Gegenstande oder einer Idee zu anderen ihnen ähnlichen überzugehen.

Alle Ideen, die in dem Augenblicke entstehen, wenn irgend eine kraftvolle Leidenschaft sich der Seele bemächtigt hat, sind gemeiniglich dieser Aufwallung ähnlich und erheben sie noch mehr. Wenn man vergnügt ist, so nehmen alle Ideen die Farbe der Frohheit an, und verdrängen so schnell jeden trüben Gedanken, daß man diesen nur mit Schwierigkeit wieder zurückzurufen vermag. Wenn man traurig ist, so füllen nur Schmerz und Mißvergnügen, und Betrachtungen über die Wandelbarkeit menschlicher Dinge die Seele aus; man denkt nur an Tod, an Grab, und an tausend andere düstere Gegenstände. So macht der Zorn die Seele zur Aufnahme seiner verwandten Ideen von Unrecht, Vorwurf und Wiedervergeltungsrecht geneigt. So ruft Mitleid und Wohlwollen die lachendsten Bilder von Glückseeligkeit und Tugend hervor, die Belohnung guter Menschen, die Besserung böser, und das ganze Weltall, durch die süßen Bande der Liebe harmonisch verkettet. — So daß die Bekanntschaft mit dem Charakter oder den Leidenschaften einer Person uns ein nicht geringes Recht zu Muthmaßungen in Hinsicht auf irgendwo gelegentlich aufgeregte Ideen geben mag, in sofern

sie dem hervorstechenden Charakterzuge ähnlich seyn werden. Dies setzt die Dichter in den Stand, ihren Charakteren das Dekorum zu geben, d. h., jede Person, die in ihrer Fabel als handelnd auftritt, mit denen Gesinnungen und demjenigen Betragen auszurüsten, die man von ihr, wenn sie im wirklichen Leben erschiene, erwarten würde. — Um schmerzhafte Ideen immer entfernt zu halten, müssen wir daher jede unangenehme Leidenschaft: den Zorn, die Rachsucht, den Neid, Argwohn, und das Mißvergnügen unterdrücken, und nur sanftere Leidenschaften, wie Mitleid, Menschenliebe, Vergebung, Geduld und Demuth nähren. Denn diese erscheinen nie ohne ein Gefolge sanfter, beruhigender Gedanken, jene nie ohne Schmerz und Gefühl von Elend.

2) Ein anderes Associationsprinzip ist der **Contrast oder Widerspruch.** Wenn wir hungrig sind und frieren, so neigt sich in der That unsere Seele weit mehr zu den Ideen von Essen und Wärme, als zu irgend einer anderen hin. Selbst im Schlafe ist der Einfluß dieses Gesetzes bemerklich. Unsere Träume, wenn wir uns hungrig und durstig niedergelegt ha-

ben, sind nur mit Essen und Trinken, oder vielmehr mit bloßen Versuchen zum Essen und Trinken beschäftigt; denn da die Begierde immer gleich lebendig bleibt, so bleibt auch die Idee einer vollkommenen Befriedigung aus; oder die Phantasie mahlt uns das Trinken unrein, oder die Speisen unerreichbar, oder eine sonstige Dazwischenkunft irgend eines Umstandes zur Vereitelung unserer Hofnungen vor.

Ist es beym Anblicke eines großen Haufens von Ruinen nicht natürlich zu sagen: Wie verschieden ist der Platz nicht von dem, was er ehedem gewesen seyn mag! — Wie wüst und verlassen ist die Stadt nicht, die ehedem so volkreich war! — Ist es nicht natürlich, wenn unser Auge auf diesen Szenen der Verwüstung verweilt, in unserer Seele die Bilder alten Glanzes, ehemahliger Pracht und des geschäftigen Lebens, die ehedem hier wohnten, zurückzurufen? — Herodot erzählt uns, daß Xerxes, da er von einem Hügel beym Hellespont seine zahllose Armee und seine Flotte übersah, vor sich die See mit seinen Schiffen bedeckt und seine Heere über die Küsten und die Gefilde von Abydos verbreitet, bey dem

Gedanken weinte, daß diese unermeßliche Menge innerhalb hundert Jahren völlig vernichtet seyn würde. *). Das Gefühl der Menschlichkeit in diesem Gedanken gefällt uns, und es gefällt uns folglich des Contrastes wegen. Die Seele des persischen Königs ward von dem frohlokkenden Zurufe, der ihm itzt entgegentönte, und von der Thätigkeit in diesen zahllosen Verschiedenheiten von Bewegung, durch einen natürlichen Uebergang zu den entgegengesetzten Ideen ewiger Ruhe und ewigen Schweigens geführet.

Wäre Widerspruch oder Contrast nicht ein natürliches Band zwischen zweyen Ideen, so würde er in Werken der Einbildungskraft für uns weniger ergötzend seyn. Aber in der That sehen wir alle Dichter und andere Künstler, die Unterhaltung und Vergnügen zum Zweck haben, mit dem Studium desselben beschäftigt. Oft bringt Homer mitten in das Gemählde eines Streites Bilder stillen Friedens und ländlicher Geschäfte, und mehrere Dichter neuerer Zeiten haben ihm darinn nachgeahmet, und seinem Beyspiele gemäß ebenfalls bey der Anlage der Charaktere immer einen heftigen neben einem sanf-

*) Herodot. Lib. VII.

sanften gesetzt, und den verschmitzten mit dem offenen, den stolzen mit dem demüthigen zusammengestellet, und vermittelst des nehmlichen Kunstgriffes bey der Anordnung ihrer Fabel dadurch eine angenehme Abwechselung in die Begebenheiten gebracht, daß sie dem Streite eine Verhandlung, dem geschäftigen Tage einen nächtlichen Auftritt, dem Sturme ein Fest folgen liessen, vorhergehende Unfälle mit einer Szene voll Freuden schattirten, und mitten im Tumulte einen Strahl häuslichen Glückes hervorblitzen ließen. Unter allen diesen Umständen ergötzt uns Abwechselung und folglich der Contrast, weil er die Abwechselung bemerklicher und auffallender macht und dem Gange der menschlichen Seele gemäß verfährt, entgegengesetzte Ideen zu verketten oder von einem Extreme zum anderen überzugehen. Außerdem haben widersprechende Charaktere noch das vortheilhafte für den Dichter, durch Entgegenwirken wechselsweis des anderen Kräfte aufzufodern, zu üben und daher vollkommen auseinander zu wickeln.

Doch ist diese Neigung der Seele nicht zu allen Zeiten gleich stark. Ein Glücklicher denkt ungern an Elend. Und aus diesem Grunde

scheint

scheint der Contrast zu der Zeit mit einem stärkeren Einflusse zu wirken, wenn die Seele sich in einer unruhigen Bewegung fühlt. Ohne diese ist sie zu ruhig, als daß die Einbildungskraft ihre Lage zu verlassen geneigt wäre. Aber Bekümmernisse und Schmerz beflügeln die Ideen und richten unseren Blick auf die Dinge, welche uns angemessene Tröstungen versprechen. Wir denken an Kühlung, wenn wir in der Glut eines Sommertages verschmachten wollen.

O quis me gelidis in vallibus Haemi
Sistat et ingenti ramorum protegat umbra!

Aber unter dem Drucke einer übermässigen Hitze denken wir sicher an den höchsten Grad der Kälte. Unter den Qualen, die König Johann von dem Feuer eines tödtlichen Giftes erduldet, läßt ihn Shakespeare nicht an Kühlung denken, denn das ist nicht die entgegengesetzte Empfindung, sondern legt ihm folgende Rede in den Mund: "Vergiftet! weh mir! todt, und ver„lassen, weggeworfen. Und niemand von „euch wird den Winter bitten, zu mir zu kom„men und seine eisigten Finger in meine Ein„geweide zu stecken; noch meines Königreichs

„Ströme

„Ströme durch die verbrannte Brust leiten, noch „den Nord hohlen, daß er meine verdorreten „Lippen mit frostigem Hauche küsse, und mir „kühlende Linderung gebe."

Nichts kann natürlicher, als diese Richtung seyn, die er hier der Einbildungskraft des Leidenden gegeben hat, und im poetischen oder pindarischen Fluge der Schreibart ist nichts so ausschweifend, was nicht im Munde eines verrathenen und vergifteten Mannes, in den Rasereyen der Quaalen und unter den Verzuckungen des kommenden Todes natürlich wird.

3) Bey dem aufsteigenden Bilde eines bekannten Ortes neigen wir leicht einem unmerklichen Uebergange zu den Vorstellungen der benachbarten Oerter, der daselbst lebenden Personen und der in der Nachbarschaft, wie wir wissen, vorgefallenen Begebenheiten hin. Hier ist das associirende Prinzip weder Aehnlichkeit noch Widerspruch, sondern **Angränzen, nachbarliche Verbindung, oder nahe Lage.** *) Ist es nun noch

*) Angränzen und nachbahrliche Verbindung sind nicht von völlig gleicher Bedeutung, son-

noch dazu nicht bloßes Angränzen, sondern auch Ordnung und systematische Verbindung darin, so wird die Association um so mehr verstärkt. Wenn man alle Knochen des menschlichen Körpers getrennt und einzeln besähe, so wird das Bild des einen dasjenige des andern nicht so

schnell

sondern das erste drückt den höchsten Grad des letzteren aus; doch ist hierüber weiter keine Erklärung nöthig. — Vielleicht hätte indeß der Nachbahrlichkeit in Zeit, als eines assoziirenden Prinzipes nur in so fern sollen erwähnt werden, als unsere Seele zuweilen von einer Begebenheit zu einer anderen hinübergeleitet würde, die in der nehmlichen Periode vorfiel. Aber ich vermuthe, dies ist nicht der allgemeine und natürliche Fall, es müßten die successiven Ideen dann durch ein anderes assoziirendes Prinzip verkettet werden. Denn wenn z. B. jemand einer Erzählung hinzufügte: „das bringt mir auch etwas ins Gedächtniß, was gerade zu derselben Zeit vorfiel," so würde die Gesellschaft ihre Erwartungen sehr getäuscht finden, wenn sie das Etwas mit keinem anderen Faden an die zuletzt erzählte Begebenheit, als mit dem der Gleichzeitigkeit, befestigt sähe. Ein Beyspiel wird dies anschaulicher machen: Hr. A. Ja mein Herr, wie ich Ihnen sage, ich fiel mitten im Flusse vom Pferde und das Wasser war wahrhaftig nicht warm. Mich dünkt, es war ohngefähr der dreyssigste

No=

schnell herbey führen, als wenn man das ganze Skelett untersuchte. Einen Architekten führt das Fragment einer Säule auf den Begriff des ganzen Pfeilers zu; und die Silhouette eines uns bekannten Gesichtes stellt uns alle Züge desselben in einer lebhaften Abbildung dar.

November. — Hr. B. Ja ich habe auch Ursach an den dreyssigsten November zu denken; denn an dem Tage wurden meinem kleinen Hannchen die Blattern eingeimpft." — Würde nicht eine solche Verknüpfung dadurch ins Lächerliche fallen, daß kein Zusammenhang weiter zwischen den beyden Begebenheiten abzusehen wäre. Doch können sie, nur etwas versteckter, als durch Zeit, selbst durch Tag und Stunde zusammenhängend erzählt werden. Wenn z. B. Hr. B. so gesprochenhätte: — "Es ist merkwürdig, daß gerade an demselben Tage auch meine kleine Tochter vom Ersaufen gerettet wurde., — oder" „daß ich gerade damahls in einer grossen Feuersgefahr, wie Sie in einer Wassersnoth, war" — so würde die Verknüpfung durch eine **Aehnlichkeit** im einen oder durch das **Widersprechende** im andern Falle für weit natürlicher gelten können. Bey Fällen dieser Art ist die **Zeit** kein Gegenstand der Einbildungskraft, weil sie selten hier etwas wichtiges ist. **Oerter** sind sichtbare Dinge: und ihre Bilder im Gedächtnisse (wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf) sind lebhafter und bestimmter begränzt.

Der Anblick eines Platzes, auf dem ein Glück uns begegnete oder ein Unfall zustieß, weckt alle ehemahligen Ideen und alten Gefühle. Welch Entzücken giebt uns nach einer langen Entfernung der Anblick unserer vaterländischen Fluren nicht, wo die jungen Kräfte sich entwikkelten und die Neigungen erwuchsen? — Tausend lachende Bilder, die wir lange vernichtet glaubten, stürzen auf die Einbildungskraft zu und frischen die süßen Aufwallungen und Leidenschaften jenes romantischen Zeitpunktes wieder auf. Die gleiche Erscheinung stellt sich, wiewohl in einem schwächeren Lichte, dar, wenn wir in einem fremden entfernten Lande von unserm Geburtsorte reden oder lebhaft an ihn zurückdenken. Diese und ähnliche Associationen geben mehrentheils der Leidenschaft ihr Entstehen, die wir Vaterlandsliebe nennen, deren erster Gegenstand zwar unsere Freunde, Mitbürger und die Regierung sind, von der wir und unsere Väter so lange beschützt wurden; in die sich aber immer die zärtliche Anhänglichkeit an die Gefilde und Berge, an die Thäler, die Felsen und Bäche innigst mischt, welche den Schauplatz unserer ersten Freuden, unserer frühesten Abendtheuer bildeten.

Die

Die meisten Menschen fühlen diese Leidenschaft in irgend einem Grade selbst, und die anderen, welche sie nicht fühlen, werden sich von ihrer Realität überzeugen, wenn sie hören, daß die Anwohner gewisser Erdstriche, außer ihrem Vaterlande von der Begierde, ihren Geburtsort wieder zu sehen, erkranken und selbst sterben. Die Schweizer sind diesem Uebel so sehr unterworfen, daß sie ihm den eigenen Nahmen, Heimweh geben. Auch die Schotten leiden daran. Und man nimmt überhaupt an, daß es die Bewohner gebürgigter Gegenden weit eher befalle, als die Zöglinge niedriger, tiefer Thäler. Denn jähe Abstürze, Felsen und Ströme sind mehr daurende Dinge und prägen sich als auffallendere Gegenstände, als alle natürliche Erscheinungen der Ebenen, dem Gedächtnisse weit tiefer ein, mögen daher in der Begleitung von den Bildern ehemahls hier gefühlter Entzückungen und von der schmerzhaften Empfindung einer so weiten Entlegenheit von ihnen, dem Einwohner sich leichter und inniger aufdringen. Diesem kann man den Umstand noch hinzufügen, daß die grossen Gebürgsszenen der Natur die Einbildungskraft des einsamen Bewohners erheben und beständig rege erhalten; zum Theil ein Grund

der Empfindlichkeit des Nervenbaues, welche die Seele eines jeden wilden Gedanken und einer jeden heissen Aufwallung in einem sehr hohen Grade empfänglich macht. *)

Beym Eintritt in einen der Religion geweiheten Platz, werden ernste Seelen mehrentheils von Gefühlen der Demuth ergriffen; alle Gegenstände rund um ihnen her rufen die gewohnten Gedanken hervor, welche ihnen ähnliche Plätze ehedem gaben. Und aus demselben Grunde erwecken Schauspiel-, Ballhäuser und andere zum allgemeinen Vergnügen bestimmte Oerter sehr leicht ganz von ihnen verschiedene Gedanken. Dies ist die Wirkung der Gewohnheit und der Angränzung, als Prinzipe der Ideenassociation.

*) S. die Abhandl. über Poesie und Musik. Th. I. Kap. VI. Abschn. 3.

Zweiter Abschnitt.

Grundsätze der Association: — Viertens, die Verbindung durch Ursach und Wirkung. — Aus diesem und den vorhergehenden Principien entstehender Aberglaube.

Dinge, die sich als Ursach und Wirkung auf einander beziehen, führen die Seele wechselseitig auf einander. Wer an die Sonne denkt, kann sich schwerlich der Gedanken an den Einfluß ihrer Strahlen erwehren; der Begriff von Eis und Schnee bringt auch den von Kälte hervor; der Anblick einer Wunde führt uns auf die Idee des Gewehrs, welches sie machte, und der Schmerzen, welche sie veranlassen muß. Jeder Mensch und selbst jedes Kind bekümmert sich um die Ursach der Begebenheit, die seine Aufmerksamkeit beschäftigt, und ist in einer beständigen Thätigkeit, Vermuthungen über die Folgen seiner und fremder Handlungen zu wagen.

Auch die Gegenstände und Ideen, die man sich in einer solchen Beziehung als Wirkung und Ursache nur vorstelle, wirken mit demselben Einfluß auf einander, und wenn jene Beziehung auch in der That nur vermeyntlich wäre. Das Umfallen des Salzfasses, das Klopfen des kleinen Wurmes, das wir Todtenuhr nennen, das Funkeln eines Feuerwurmes, das Geheul eines Hundes, das Klaggeschrey eines Käuzchen, haben nichts mit einem bevorstehenden Unglücke zu thun; aber dem Abergläubischen, der sie als Vorbedeutung ansiehet, führen sie diese Idee so gewiß und sicher zu, als wenn sie in der That die wirkenden Ursachen desselben oder die gewissen Vorläufer eines kommenden Unfalles wären.

Daher ist es die Pflicht eines jeden Erziehers, der jungen Seele richtige Begriffe einzuflößen und vor diesen und ähnlichen Ideenverbindungen zu bewahren, die ungeachtet ihrer Abgeschmacktheit den Lebensgenuß so oft verbittern und selbst die Begriffe von göttlicher Vorsehung oftmals beflecken. Aberglaube ist eine von den traurigsten Krankheiten der menschlichen Seele. Aberglaube zerstört eben so gut

alles Glück, als jedes Gefühl des Mitleides, jeden Schluß einer vernünftigen Philosophie. Und es kömmt noch das eigene Uebel hinzu, daß man doch nicht gegen ihren Einfluß gesichert seyn kann, wenn man auch von ihrer Richtigkeit überzeugt ist. Ich habe oftmals Leute von gutem Verstande, wenn das Salzfaß umfiel, oder die Zahl der Personen an der Tafel gerade dreyzehn war, höchst betroffen gesehen, die dessen ungeachtet gestanden, es wäre närrisch, an so etwas zu glauben, aber man könne sich, so bald man darauf als auf etwas ominöses zu sehen gewohnt sey, bey dem Vorfalle desselben der Ahndungen doch schlechterdings nicht erwehren.

„Die Ideen von Poltergeistern und Ge„spenstern stehen wirklich, sagt **Locke**, mit der „Dunkelheit in keiner größeren Verbindung, „als mit dem Lichte; aber man lasse diese Ver„knüpfung nur der Seele eines Kindes von ei„ner hirnlosen Magd recht oft einprägen und „ein Bild das andere erwecken, so stehe ich da„für, sie werden, solange es lebt, niemahls „wieder von einander getrennt werden können, „und Dunkelheit wird immer die schauderhaf„ten Bilder hervorrufen." — Ich will nicht be-

haupten, daß Kinder oder auch Erwachsene bey Nacht so von aller Furcht frey, als bey Tage seyn sollten. Dunkelheit und Gefühl der Einsamkeit erzeugen in jeder Seele etwas von Aengstlichkeit, und wo das Auge die Gegenstände um uns in keinem bestimmten Gepräge zeichnet, sind wir immer mehreren Gefahren ausgesetzt, als wenn alle unsere Fähigkeiten in ungebundener Freyheit wirken. Aber ich behaupte mit Locke, daß die Idee von Poltergeistern und Gespenstern im Zusammenhange mit dem Dunkel bloß künstlich sey; ganz allein die Wirkung gewisser, in früher Jugend und in den elenden Mährchen, womit man Kinder ergötzt und in Schrecken setzt, gegründeter Assoziationen, die sie nur zu oft, selbst bey reiferem Verstande, bekümmern, und zuweilen, vorzüglich bey Krankheiten, mit traurigen Folgen ausbrechen. Ganz sicherlich werden Kinder, die niemahls von Gespenstern gehört haben, auch niemahls Gespenster fürchten. Und ist es daher nicht Sache der grösten Wichtigkeit, ihre Seele von demjenigen, was abergläubische Leute von dergleichen abentheuerlichen Abgeschmacktheiten sich einbilden, völlig rein zu erhalten? — Addison sagt mit Recht: „auffer einem guten Gewissen und einer

hellen

hellen Urtheilskraft ist eine gesunde Phantasie die höchste Seeligkeit des Lebens." Und er empfiehlt Frömmigkeit und eine vernünftige Denkart als die sichersten Präservative gegen die albernen Begriffe, woran diese Eigenschaft so oft erkrankt.

Derselben Ursache, nehmlich den in der frühesten Jugend durch Vorurtheile, in Rücksicht der Ursachen und Wirkungen, gebildeten absurden Ideenverbindungen ist der Umstand zuzuschreiben, daß schwache Seelen gewissen Dertern immer die Begriffe von Gespenstern, Geistern und anderen schrecklichen Dingen anhängen. Daher sind Kirchen und Kirchhöfe so häufige Gegenstände des Schauders. Und wo ein Mensch unter besonderen ausgezeichneten Umständen gestorben ist, da muß sein Geist nothwendig herumtoben. Diese närrische Einbildung war ehedem so allgemein verbreitet, daß wohl schwerlich ein altes Haus zu finden war, wo nicht irgend ein Geist zwey oder drey Zimmer eigenthümlich im Besitz hatte, und unaufhörlich darin herumpolterte. Der furchtsame Bauer floh alle verlassenen Gebäude, alle alten Ruinen oder Steinhaufen zur Nachtzeit, als wenn es Mördergruben oder reissende Thiere wären.

Aus

Aus jungen Seelen müssen solche Grillen wegräsonirt werden; deshalb sind es Gegenstände, bey denen man sich etwas verweilen, und wo man ihnen zeigen muß, daß, wenn die davon herumgehenden Geschichtchen auch nicht völlig erdichtet wären, doch etwas übernatürliches in dem Falle nicht folgern lassen. Wir sind an das Geräusch eines thätigen Lebens so sehr gewöhnt, daß tiefes Schweigen um uns her unsere Einbildungskraft aufregt, und uns, wie mehrere sorgfältige Beobachter der menschlichen Natur versichern, in Furcht zu setzen vermögend ist. *) Schweigen so wohl als Dunkelheit lassen uns etwas von Gefahr ahnden, indem sie uns zu verstehen geben, daß wir von allem Schutze und den anderen Beruhigungen, welche uns die menschliche Gesellschaft gewähren könnte, entfernt sind. — Außerdem wird die Seele, wenn die Sinne außer Thätigkeit sind, ihren eigenen Gedanken zur Beute; die Einbildungskraft zerreißt ihre Zügel; die Nerven verliehren ihre ehemahligen Kräfte; und nun setzt der leiseste Ton uns in Schrecken, und der gewöhnlichste Gegenstand erscheint dem Auge in einem

*) Ipsa silentia terrent. *Virgil.* — Terret solitudo, et tacentes loci. *Tacitus.*

einem verworrenen, verschobenen Umrisse; ja wir glauben Gesichte zu sehen und Leute zu hören, die nur in unserer Einbildung Wirklichkeit haben. Wenn dann der Mensch so ausschweifender Ideen empfänglich gemacht ist, so werden die Sinne auch eben so gut, als bey einem Fieberrasenden, zu ihrer Aufnahme bereit; und neigt die Seele noch dazu zum Aberglauben hin, begünstigen die Umstände ihre Grillen, wer mag dann die Folgen bestimmen!

Nun kann in einem weiten, unbewohnten, Kirchenähnlichen Hause der Wind heulen; nun können die Thüren und Fenster klappen, die rostigen Thürangel knarren, ein Stein oder ein Stück Kalch von der zerfressenen Wand mit einigem Geräusch herabfallen, das Mondenlicht unerwartet durch eine Spalte schlüpfen, und wo es auf ein zerbrochenes Gesimse fällt eine Erscheinung ohngefähr wie ein erleuchtetes Menschengesicht bilden, die der Bauer, der es von ohngefähr erblickt, sehr leicht für ein Gespenst oder sonst ein fürchterliches Ding ansehen wird. — In verlassenen Zimmern eines alten Schlosses können Ratzen und Fledermäuse einen Lärm erheben, der das ganze Gebäude von Grund

aus

aus erheben macht. Alte verfallene Säulen, wenn sie besonders mit Moos behangen und mit Strauchwerk umgeben sind, gewähren Eulen, wilden Katzen und anderen Thieren einen sichern Zufluchtsort, deren Geschrey, durch den Wiederschall verdoppelt, dem abergläubischen Ohre, wie Shakspeare sagt, "nichts menschliches, noch solch ein Ton, als die Erde hat" zu seyn scheint. In dunkelen Haynen muß unser Gesicht bey der Dämmerung so verworren seyn, daß ein Busch ohne Bezauberung die Gestalt eines Feindes oder Ungeheuers annehmen kann, und das Rauschen in den Aesten und das Flüstern im Laube, das der Wind schüttelt und gegen einander bewegt, kann gleich einem Seufzer und Wimmern klagen. Beym Ufer eines Flusses mag an einem stillen oder stürmischen Abend mancher Laut sich hören lassen, welcher diejenigen zu beunruhigen vermag, die eher bey einem Wunder zittern, als einem natürlichen Grunde einer Erscheinung nachforschen wollen. Ein schneller Wechsel des Sturmes, oder ein plötzlicher Windstoß mag durch das Stürmen in die Wellen des entfernten Stromes oder durch das Schlagen an Felsen und ausgehöhlte Bänke heisere und seltsame Töne erzeugen, und

das

das unschuldige Zischen einiger Nattern ist als die Veranlassung zu dem Geheule bekannt, das der gemeine Mann als Gelächter oder Geschrey einem gewissen Kobolde zuschreibt, der in dem Wasser wohnen, und den verirrten Wanderer zuweilen ersäufen soll.

Diese und andere richtig angestellte Betrachtungen der Art werden manche dieser Schrecknisse vernichten, die den Unwissenden und Leichtgläubigen befallen; der Einbildungskraft ihre verlohrene Gesundheit wieder schenken, und wie Persius in seinem rauhen aber kraftvollen Ausdrucke sagt: "die alte Grosmutter aus dem Leibe treiben". Auch wird uns die Gewöhnung, über solche eingebildete Schrecken Herr zu werden, und oft lange sich in der Finsterniß aufzuhalten, den nehmlichen Endzweck erreichen helfen. Der Geist freyer Untersuchung ist hier, wie in allen anderen Rücksichten, unserer Natur wohlthätig. Ich sah einstens beym Mondenlicht ein oder zweymal um Mitternacht die Gestalt eines Mannes oder Weibes schweigend und bewegungslos an meinem Bette sitzen. Hätte ich nun meinen Kopf unter die Decke gesteckt, ohne es zu wagen, der Erscheinung dreist ins Gesicht zu blicken,

so

so würde ich die ganze Nacht unter den fürchterlichsten Schrecknissen hingebracht haben, und des Morgens mit der festen Ueberzeugung aufgestanden seyn, einen Geist gesehen zu haben. Indem ich mich aber aufraffte, fest entschlossen, die Wahrheit ausfindig zu machen, so entdeckte ich, daß es nichts weiter war, als meine Kleider, die zufällig in der Form über einem Stuhle hiengen. — Einmal erinnere ich mich heftig erschrocken zu seyn, als ich bey dem matten Strahle der Morgendämmerung zwischen meinem Bette und dem Fenster einen Sarg erblickte. Ich raffte mich auf; und da mir einfiel, daß ich von ähnlichen Gesichten anderer gehört hatte, entschloß ich mich, das Ding zu untersuchen, und fand, daß es nichts als ein Strahl eines gelblichten Lichtes war, der auf eine seltsame Art durch die Fenstervorhänge auf den Boden fiel. Und die Erscheinung war so lebhaft, daß meine Augen, ungeachtet einer völligen Ueberzeugung von der wahren Ursach, doch noch immer wie vorher getäuscht blieben, bis das zunehmende Tageslicht sie völlig verwischte. — Diese Begebenheiten sind vielleicht zu gemein, als daß man ihrer zu erwähnen ein eigentliches Recht hätte, aber sie beweisen, daß eine

freye

freye Untersuchung mit einiger Herzhaftigkeit bey gutem Willen, vernünftig denken zu lernen, gewisse Krankheiten der Einbildungskraft zu heilen vermöge.

Soll aber alles das, was in Rücksicht auf übernatürliche Gesichte und Töne so lange gesagt und geglaubt ist, nichts mehr seyn, als Träume einer kranken Phantasie, wodurch sich die Menschen eines jeden Zeitalters haben betrügen lassen? Haben diese Dinge außer dem Gehirne des Visionärs keine Realität? — Die Antwort will ich mit Plutarch geben, der nach der Erzählung einiger Wunder folgende Stelle hat: „Zu geschwind glauben oder zweifeln ist in „Rücksicht der gränzenlosen menschlichen „Schwäche nicht rathsam; denn oft schweift „sie in einen albernen Aberglauben, oft in eine „Vernachlässigung und Verachtung der Religion „aus. Am besten ist es, behutsam zu gehen „und Extreme zu vermeiden."

Es ist unleugbar, daß in den Zeiten der alten Propheten Visionen gesehen und himmlische Stimmen vernommen sind; und es ist nicht unglaublich, daß, als Mittel zur Erreichung ei-

nes grossen Zweckes, sich dergleichen Dinge ereignet haben können: aber doch setzt sich niemand einem gegründeten Tadel aus, wenn er die gemeinen Gespenstergeschichtchen als fabelhaft gerade verwirft. So weit als sich meine Kenntniß natürlicher Kräfte erstreckt, sehe ich nicht den allermindesten Grund, sie zulässig zu finden; So weit als ich sie habe untersuchen können, finde ich sie unbefriedigend, und ich erinnere mich itzt keines einzigen Beyspieles der Art, das sich nicht auf irgend eines von den angegebenen Prinzipien zurückführen liesse.

Daß kein entkörperter Geist, weder ein guter noch ein böser Engel, ohne besondere Zulassung der weisen Vorsehung einem sterblichen Auge sichtbar werden könne, davon haben wir hinreichende Gewißheit; und folglich auch davon, daß nur Bösewichter Grund haben können, über diese Erscheinungen in Schrecken zu gerathen. Und die heilige Schrift giebt im Gleichnisse vom reichen Manne und dem Lazarus uns ganz deutliche Winke; daß solche ausserordentliche Begebenheiten, selbst im Fällen, die uns als von der höchsten Wichtigkeit vorkommen, niemahls erwartet werden können; weil wir, nach Ver-

nunft und Offenbahrung, von der unsichtbaren Welt, so weit sie für uns von einem wahren Nutzen seyn können, vollkommen hinreichende Kenntnisse haben. "Laßt uns versuchen, (sagt „Addison so schön) uns selbst im Vertrauen auf „den zu bestärken, der das Ganze mit Weisheit „lenkt, und die Dinge in einem solchen Verhält„nisse erhält, daß ohne sein Wissen und seine Er„laubniß keins des andern Gang nur etwas zu „stören, im Stande ist."

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung des vorigen. — Gewohnheit als ein assoziirendes Prinzipium.

Ich deutete es oben schon an, und einige der vorher angegebenen Beyspiele setzen den Grundsatz fest, daß Gebrauch oder Gewohnheit ein ideenverbindendes Prinzipium ist. Sein Einfluß ist kraftvoll und ausgedehnt. Zwey Gegenstände oder Ideen können, ob sie gleich weder durch das Band der Aehnlichkeit,

des Widerspruches, der Ergänzung, noch durch die Beziehung auf einander als Ursach und Wirkung verkettet sind, durch eine einmahlige oder zweymahlige Verbindung in eine Gruppe eben so innig mit einander befreundet werden, als wenn Kunst oder Natur eine unzertrennliche Vereinigung zwischen beyden gestiftet hätte; und einer von ihnen wird so gewiß die Idee des anderen erwecken, als die Idee einer Thür oder eines Fensters die eines ganzen Hauses mitbringt. — Man wird gehört haben, daß Leute aus dem gemeinen Volke in der Absicht, ihre Mitgenossen, die nicht um das Geheimniß wissen, zu belustigen, eine Wette anbieten, daß sie des Montags niemahls ihre Nägel abschneiden wollen, ohne an den Fuchs zu denken. Was hat, wird man sagen, dies Thier mit den Nägeln, oder ihrem Abschneiden für einen Zusammenhang? — Im Grunde keinen. Wenn wir aber erst einmahl diese Ideen in diesem Zusammenhange zu denken gewohnt sind, so werden sie beyde so innig zusammenhängen, daß keine erscheint ohne auch zugleich die andere herbeyzuziehen.

Manche unserer Handlungen leiten auf diesem Wege uns zu gewissen Gedanken, ohne

daß

daß wir einen weiteren Grund davon zu begreifen vermögen, als daß ihr vorher nur zufälliger Zusammenhang, durch Wiederhohlung und oftmahlige Erneuerung, oder durch irgend einen auffallenden Umstand in seinem Gefolge zu einer festen Association in der Seele begründet ist. Wenn ich zum Beyspiel mich gerade mit einem musikalischen Stücke beschäftigte, oder einen Besuch bey einem Freunde abzustatten im Begriff wäre, und eben zu der Zeit eine sehr angenehme oder höchst unangenehme Nachricht erhielte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß mir einmahl das nehmliche Stück oder die Wiederhohlung des Besuches die Nachricht wieder in den Sinn bringt, oder wenigstens eine ganz dunkele Idee von Glück oder Unglück mittheilt. Oder wenn ich bey einem Spaziergange mehrere Tage hintereinander zufällig auf eine und die nehmliche Person stieße, die durch gute oder schlechte Eigenschaften meine Aufmerksamkeit auf sich zöge, so würde ich mich nicht wunderen können, wenn die Idee dieses Ortes oder dieser Person einander künftig immer wechselseitig in der Seele herbeyriefen. In diesen Fällen würde Angränzung mit der Gewohnheit gemeinschaftlich zur Feststellung der Association

wirken, die nach Verhältniß stärker oder schwächer begründet seyn würde, als das Zusammentreffen des Gegenstandes mehr oder weniger mit Erstaunen, Freude, Kummer und anderen entzückenden oder niederdrückenden Gefühlen vergesellschaftet war.

Woher kömmts aber, daß die Seele beym Hören eines Tones, oder dem Sehen der Charaktere einer bekannten Sprache, so schnell zu den angedeuteten Gegenständen selbst übergehet, daß sie den äußeren Eindruck auf Auge und Ohr gänzlich zu übersehen und sich allein an den Sinn derselben zu halten scheint? — Ist hiervon nicht die schon lange festgestellte Verbindung des artikulirten Tones oder der geschriebenen Charaktere mit der angezeigten Idee, wodurch in der Seele eine Gewohnheit, sogleich von einem auf das andere überzugehen, erzeugt ist, der Grund? Auf dieselbe Art und aus dem nehmlichen Grunde führen die uns aufsteigenden Gedanken uns auch augenblicklich die Worte herbey, womit wir sie zu bezeichnen gewohnt sind, und dies geschiehet, wir mögen schreiben, sprechen oder allein denken. Denn obgleich Worte und Gedanken sehr verschiedene

schiedene Dinge sind (wie taube Leute, die nichts von Worten wissen und doch denken, beweisen) so bilden Worte doch das Gewand oder die Verhüllung unserer Gedanken, so daß wir keiner Idee uns wieder erinneren können, ohne ihre Bezeichnung zugleich mitzudenken, so wie niemahls der Charakter eines abwesenden Freundes in unser Gedächtniß sich zurückrufen läßt, ohne zugleich das Bild seines äußeren Ansehens mitzubringen.

Taub- und Stumm gebohrene gehen wahrscheinlich ihren Gedanken und besonders ihren abstrakten Notionen dadurch nach, daß sie die sichtbaren Zeichen zurückrufen, womit sie jene zu bezeichnen sich gewöhnt haben. Wenn es zum Beyspiel ihre Bezeichnungsart wäre, gut, mit dem Anblicken ihres Daumen, und böse, mit dem Ausstrecken ihres kleinen Fingers anzudeuten, so sind wahrscheinlich die Ideen gut und böse mit denen ihres Daumen und kleinen Fingers in ihrer Seele innig verkettet; und diese Organe sind daher wirklich ihre Bezeichnungen für diese Ideen, so wie die Wörter gut und böse es bey uns sind. Wenn sie des Gebrauches geschriebener Sprache völlig mächtig geworden

sind, so kann man mit Grunde annehmen, daß sie ihre abstrakten Notionen mit der sichtbaren Darstellung der ihnen korrespondirenden gedruckten oder geschriebenen Worte vergesellschaften werden. Doch ist dies allein Vermuthung. Denn ich habe mich nie über diesen Gegenstand mit einem Taubgebohrenen unterhalten, und ich glaube, es würde nicht leicht seyn, ihnen Fragen, womit man dies zu erhellen sich in den Stand setzte, verständlich zu machen.

Unsere Uebergänge vom Zeichen zu dem bezeichneten Gegenstande sind nirgends schneller, als bey Schlüssen auf Entfernung, Größe, Gestalt der Dinge, von ihrer sichtbaren Form. Das Auge empfängt bloß Licht und Farben. Aber wir schätzen durchs Auge Gestalt und Größe und folglich Entfernung; weil wir uns immer daran gewöhnt haben, gewisse Anordnungen von Farben und Licht für diese fühlbaren Dinge zu halten. Und diese Schätzung geht so augenblicklich vor, daß wir wirklich die Größe, die Gestalt, und die Entfernung zu sehen glauben, wenn wir doch in der That nichts weiter, als bloße Farben und mannichfaltige Lichtvertheilungen wahrnehmen. So sehen wir einigermas-

sen

sen ein Urtheil für eine Sensation an und lassen uns von dem Zeichen der angedeuteten Dinge leiten, ohne das Bewustseyn, daß wir nur allein die Zeichen wahrnehmen. Die Verbindung ist hier so unwandelbar, als zwischen Worten und Ideen; aber sie erhält schon weit früher ihre erste Bildung. Dieser Zeitpunkt beginnt, sobald wir uns unserer Hand zur Wahrnehmung bedienen können, und ist lange vorher schon vollendet, ehe wir uns zu einer vernünftigen Untersuchung aufgelegt finden. *)

*) Diese Abhandlung war zuerst für solche bestimmt, bey denen ich Kenntnisse der Optik voraussetzen konnte. Daher sind, um anderen Lesern verständlich zu werden, folgende Erläuterungen nöthig.

1) Unter Entfernung verstehe ich hier den Raum zwischen uns und anderen Dingen. Blinde können vermittelst des Gefühls sich den Begriff und das Maaß desselben verschaffen, das heißt, dadurch, daß sie ihre Hand fortbewegen oder selbst fortgehen, bis sie mit dem entfernten Gegenstande in Berührung kommen. Und der Fall eines jungen blindgebohrenen Menschen, der sein Gesicht im vierzehnten Jahre wiederbekam (da ihm der berühmte Cheselden den Staar stach) scheint zu beweisen, daß dem Gesichte allein, ohne die Hülfe des

Ge-

Tonkünstler deuten ihre Töne, und Tanzmeister ihre Bewegungen und Stellungen mit auf-

Gefühles, die Entfernung keine Wahrnehmung gebe. Da dieser Knabe zum erstenmahle die Augen eröfnete, sah er Licht und Farben, welches daher für sein Gesicht Gegenstände seyn mußten; und nur das Messen mit der Hand, oder das Zugehen auf den farbigten Gegenstand ertheilte ihm von der Entfernung einen Begriff; der einzige Weg, auf welchem er während seiner Blindheit zur Bestimmung einer Entfernung zu gelangen gewohnt war. Vermittelst der nachher sich einfindenden Beobachtung, daß gewisse Veränderungen im sichbaren Aeußeren der Körper immer eine Veränderung der Entfernung begleiteten, fiel er auf die Methode, die Entfernung nach den sichtbaren Erscheinungen zu schätzen, und diese Methode war folglich die unsrige. Denn indem sich ein Körper von unserem Auge entfernt, wird sein sichtbarer Umriß kleiner; seine Farben trüben sich; seine Gränzen werden undeutlicher, und eine Menge von Zwischenobjekten treten, nach dem Verhältnisse der Entfernung, zwischen uns und ihn. Daher wird ein gewisses Aeussere der Körper das Zeichen einer gewissen Entfernung, und wenn der Mahler zur Nachahmung dieses Aeußeren Geschick genug hat, so werden die Gegenstände auf einer nachgebildeten Landschaft, ob sie gleich dem Auge gleich nahe sind, doch in einer grösseren oder geringeren Entfernung sich dar-

stellen

aufgezeichneten Zeichen oder Symbolen an, bey deren Gebrauche während des Schreibens und

stellen. Diejenigen, welche in der Nähe auftreten sollen, müssen ein lebhaftes Farbenspiel geben, einen größeren Umfang, bestimmtere Umrisse haben, und von dem Auge des Zuschauers durch gar keine oder nur sehr wenige Zwischengegenstände getrennt seyn. Diejenigen aber, welche entfernter scheinen sollen, müssen einen geringeren Umfang, blässere Farben, verwischtere Umrisse haben, und mit dem Auge sich durch eine größere Menge von Zwischendarstellungen verbinden.

Die himmlischen Körper erscheinen immer in derselben Entfernung, und deswegen wissen wir nicht, welche Veränderung auf ihrer Oberfläche eine Veränderung in ihrer Entfernung hervorbringen möchte. Diese durch Gefühl zu messen, ist unmöglich, und es stehen zwischen ihnen und uns keine Objekte von bekannter Größe, die uns einen anderen Weg zum Schlusse anweisen könnten. Daher sind sie alle vom Auge unbestimmt und gleich weit entfernt; sie machen durch ihre Verbreitung über den ganzen Himmel, ebenfalls jeden Theil desselben unbestimmbar und gleich weit von uns, und geben deswegen dem Himmel den Anschein von einem inneren Theil einer Sphäre. — Doch scheint der Horizont von uns eine größere Entfernung zu haben, als der Zenith; weil zwischen dem ersteren und uns eine Menge von Gegenstän-

den,

und Lesens die Seele augenblicklich vom Anblicke des Zeichens zu der Bedeutung übergeht, welche

den, als Felder, Hügel, Gewässer, von einer, wie wir wissen, großen Ausdehnung liegt, da zwischen dem Zenith und uns nichts beträchtliches von bekannter Größe befindlich ist. Deswegen scheint der Himmel von dem Mittelpunkte aus, auf dem wir zu stehen scheinen, ein Segment von einer Sphäre und weniger, als eine Hämisphäre zu seyn. Je weiter unser Gesichtskreis ist, desto größer wird die Sphäre und desto kleiner das Segment zu seyn scheinen.

2) Alle Farben sind ausgedehnt, und da Farbe ein Gegenstand des Gesichtes ist, so muß es auch Ausdehnung seyn. Aber unser Auge muß nothwendig von einer Entfernung, die wir nicht kennen, ein sehr ungültiger Richter seyn. Nun ward Ausdehnung, wie wir gesehen haben, ursprünglich durch das Gefühl wahrgenommen, und unsere ersten Ideen von Ausdehnung musten daher nothwendig aus dem Gefühle entspringen. So daß ein sehender Mensch, der die Augen sein ganzes Leben hindurch auf einen Ort unbeweglich hefstete, und keine andere Gelegenheit hätte, desselben Entfernung durch Gefühl herauszubringen, gewiß niemahls von seinen eigenen Sinnen eine genaue Erkenntniß von Ausdehnung erhalten würde, wenn gleich sein Auge ihm einige verwirrte Ideen davon mittheilen könnte.

3) Das

welche Gewohnheit daran geknüpft hat; und sobald sie dieselben auf dem Instrumente und durch

3) Das nehmliche Räsonnement findet in Rücksicht auf Größe, oder begränzte Ausdehnung statt. Größe ist entweder fühl- oder sichtbar. Die erstere Gattung bleibt sich immer gleich; die andere verändert sich auch mit jeder Veränderung ihrer Entfernung. Ein sechs Fuß hoher Mann ist immer sechs Fuß hoch, seine Lage gegen uns mag seyn, welche sie will. Veränderung des Ortes bringt in seiner realen oder fühlbaren Größe keine Veränderung hervor. Die sichtbare Größe dieses Menschen aber kann sechs oder nicht einmahl einen Fuß betragen, nachdem wir ihn entweder in einer Entfernung von zwey Fußen oder zwey Meilen sehen; denn seine Größe scheint uns mehr oder weniger zu betragen, nachdem der Gesichtswinkel, den sein Bild auf die Nervenhaut unseres Auges macht, größer oder kleiner ist. Abnahme scheinbarer Größe, Bläße der Farben, Unbestimmtheit der Umrisse, und die Anzahl der Zwischenobjekte bestimmen unser Antheil von Größe sowohl, als von Entfernung der Dinge, und derjenige von zweyen Gegenständen, die von uns gleich weit entfernt sind oder gehalten werden, wird für den fühlbar größten angesehen der die größte sichtbare Höhe hat. Aber wir würden ohne Gefühl von Entfernung gar keinen Begriff haben, und fühlbare Größe von sichtbarer

nie

durch Tanzen auszudrücken versuchen; verrichten ihre Finger oder Füße alle die Bewegungen,

nie zu unterscheiden vermögen; und dann würde offenbahr unsere ganze Erkenntniß von Größe sehr unbestimmt und mangelhaft seyn.

Wenn wir irgend eines Umstandes wegen ein Objekt für näher halten, als es ist, so wird es eine geringere Größe zu haben scheinen, als es wirklich hat. Wenn wir seine Entfernung für größer halten als sie in der That ist, so wird seine sichtbare Größe auch mehr sich ausdehnen. Gegenstände im Nebel werden größer erscheinen, als sie wirklich sind, weil ihr schwaches Licht die Idee großer Entfernung giebt, und der Schauspieler auf der Bühne wird dem Zuschauer weit kleiner, als er wirklich ist, vorkommen, wenn der Schauplatz oder irgend ein anderer Umstand ihn glauben machen können, daß er weiter entfernt sey. Aus dem nehmlichen Grunde kommen uns Sonne und Mond im Horizonte größer, als im Meridian, vor; denn in der ersten Stellung erscheinen sie als am weitesten entfernt, weil entweder der Horizont aus einem schon angegebenen Grunde entfernter als der Zenith zu seyn scheint, oder weil die Amtosphäre, die natürlich nach dem Horizont zu weit sichtbarer mit Dünsten beladen ist, das Licht der himmlischen Gegenstände blässer macht und ihnen daher eine größere scheinbare

gen; welche die beabsichtete Wirkung hervorbringen; gerade als wenn wir uns im Sprechen

oder

bare Entfernung giebt. Ein Mann auf der Kirchthurmspitze scheint dem untenstehenden kleiner, als wenn er in derselben Entfernung auf ebenem Grunde stünde; ein Umstand, der von der nehmlichen Ursache abhängig ist. Denn ein ebener Grund setzt uns in den Stand, weit bestimmter von Entfernung zu urtheilen, weil wir hier öfters dergleichen zu schätzen Gelegenheit haben; aber von der Entfernung der Dinge über uns sind wir darum weniger im Stande, genau zu urtheilen, weil wir zuerst dieser Art von Bestimmung weniger gewohnt sind, und dann weil es uns bey einem Gegenstande, der so hoch als ein Kirchthurm ist, an benachbarten Dingen fehlt, mit denen wir ihn zur Bestimmung seiner Größe und der Entfernung seiner höheren Theile vergleichen möchten. Außerdem stellen wir uns auch den ganzen Thurm, da seine Theile, je mehr sie sich der Spitze näheren, immer desto kleiner erscheinen, weit niedriger und kürzer vor, als er ist, und glauben daher die Spitze uns näher, als sie wirklich seyn kann. Deswegen finden wir dann bey dem Hinaufsteigen zu unserem grossen Erstaunen den Weg weit länger, als wir erwarteten.

Man muß also auch die wirklich sichtbare Größe der Dinge von der scheinbaren

der-

oder Schreiben auszudrücken suchen, und die Idee nicht so bald zum Vorschein kömmt, als auch

derselben genau trennen. Die **wirklich** sichtbare desselben Gegenstandes ist, in der nehmlichen Entfernung, beständig die nehmliche; daher die Gesetze der Perspektive in Hinsicht auf Größe, eine geometrische Bestimmung zulassen. Aber die **scheinbar** sichtbare Größe entfernter Gegenstände kann sich nach der Einbildungskraft des Zuschauers oder vielmehr nach seinem Begriff von ihrer Entfernung abänderen lassen. Denn dieser Begriff und der sinnliche Eindruck verwirren, bey gleichzeitiger Wirkung auf seine Seele, einander, und er glaubt, daß ein gewisses sichtbares Objekt in einer gewissen Entfernung zu seyn **scheine**, weil ihn der Begriff von seiner Entfernung zu der Meinung von diesem Abstande bestimmt.

4) Gestalt ist entweder flach, oder dicht. Eine **flache Figur**, oder eine begränzte Oberfläche giebt ohne Berührung keine deutliche Wahrnehmung, wie oben schon angeführt ist. Von einer **dichten Figur** aber sind einige Theile weiter von uns, als andere entfernt; Entfernung kann aber nur durch das Gefühl ausgemacht werden; daher muß dies auch dichte Gestalt. Ein dichter Körper stellt unserem Auge nichts, als eine gewisse Vertheilung von Farben und Lichte dar. Wir glauben die Hervorragungen, die Vertiefungen zu sehen, wenn wir doch im Grunde nichts weiter, als

das

auch unsere Finger die Feder zur Zeichnung der gewöhnlichen Charaktere bewegen, oder unsere Sprach-

das dadurch veranlaßte Licht oder den Schatten wahrnehmen. Indeß lehrt uns die Erfahrung dies Licht und diesen Schatten als ein Zeichen einer gewissen dichten Figur betrachten. Und ein Gemählde wird dem Auge alle Vorragungen und Vertiefungen eines festen Körpers zu haben scheinen, wenn der Mahler sein Licht und seine Schatten vermittelst der Farben genau nachahmen kann, ob er es gleich nur auf einer ebenen, glatten Fläche dargestellt hat. Gewöhnliche Augen unterscheiden mit Aufmerksamkeit sehr schwer das genaue sichtbare Aeussere eines festen Körpers; denn unsere Aufmerksamkeit wird weniger zum sichtbaren Aeusseren oder dem Zeichen, als zur festen Figur oder dem Bezeichneten hingelenkt. Und diese Gewohnheit, mehr auf das letztere als auf das erstere zu achten, entspringt aus der Sorgfalt für unsere Erhaltung, auf welche wohl die Nähe oder Dichtigkeit der Körper, aber nicht ihr sichtbares Aeussere einen natürlichen Eindruck macht. Auch kann uns in diesem Falle nicht wunderbar vorkommen, daß wir mehr auf das bezeichnete Ding, als auf das Zeichen Acht haben, weil bey dem Gebrauch der Sprache das nehmliche vorfällt. Wir merken bey Lesung von Büchern, oder Anhörung einer Rede weniger auf die Gestalt oder auf den Schall der Worte, als auf die dadurch

Sprachorgane die Lage annehmen, welche sie zur Aeusserung der gewöhnlichen Worte in den Stand setzt. Bey dieser und anderen Gelegenheiten

bezeichneten Ideen. Man übergehet die Gegenstände des Gesichts und Gehörs und denkt allein oder doch vorzüglich an die Objekte unseres Verstandes.

Hieraus scheint man dann also folgern zu dürfen, daß Entfernung, Ausdehnung, Größe und Gestalt ihre Begriffe ursprünglich nicht dem Gesichte sondern dem Gefühle gaben, und daß wir nachher durch die Belehrung langer Erfahrung, wie gewisse sichtbare Erscheinungen immer gewisse Entfernungen, Ausdehnungen, Größen und Gestalten begleiten, erst in den Stand gesetzt werden, über sie vermöge des Auges ein Urtheil zu fällen. Aber wir erwerben uns so frühe im Leben diese Erkenntniß (denn wir müssen sie erhalten, sobald wir sehen und uns bewegen können), daß jeder Eindruck ihres ersten Beginnens und ihres Fortschreitens aus dem Gedächtnisse weicht. Doch erinneren sich einige Menschen noch der Zeit, da sie glaubten, daß der Himmel, den sie damahls noch für ein durchsichtiges und festes Gewölbe hielten, auf den Gipfeln der Berge ruhe, die ihren Gesichtskreis einschlossen, und es folglich unmöglich seyn würde, darüber hinaus zu gehen; ein Beweis, daß unsere Kräfte, Entfernung vermöge des Gesichtes zu schätzen, damahls noch in einem sehr engen Kreise beschränkt seyn musten.

heiten der Art wirkt die Kraft frühe angefangener und lange fortgesetzter Gewohnheit mit einer erstaunenden Stärke. Wie schwer wird es dem angehenden, und wie leicht ist es dem geübten Tonkünstler nicht, auf seinem Instrumente oder mit seiner Stimme die Bedeutung der vor ihm liegenden musikalischen Charaktere auszudrücken! Kinder erwerben sich sehr leicht die Aussprache aller Verschiedenheiten der Töne, und selbst in Fällen, wo eine sehr künstliche Anwendung und Stellung der artikulirenden Werkzeuge nothwendig seyn mag: aber wenn ein Erwachsener zum ersten male eine fremde Sprache zu sprechen anfängt, so findet er mehrentheils die Schwierigkeiten unübersteiglich.

Die Abbreviaturen und die Charaktere, deren man sich in China und anderwärts bedient, und womit man nicht allein einzelne Töne, sondern ganze Wörter bezeichnet, geben denen Leuten ihre Ideen, welche sich an die Verknüpfung derselben mit einer gewissen Bedeutung gewöhnt haben. Wenn sich aber Leute emblematisch ausdrücken, so ist Aehnlichkeit das associirende Prinzip, welches zur Erklärung führt. denn ein Emblem ist eine sinnlich dargestellte

Allegorie, und jede Allegorie ist auf Aehnlichkeit gegründet. So ist das Gemählde zweyer Knaben, wovon einer eine Kerze putzt und der andere die Sonne mit einem Paar Blasebälgen auszublasen versucht, ein Sinnbild, das uns in Hinsicht auf die Aehnlichkeit dieser beyden Fälle eine Idee von der Thorheit dieser Menschen zuführt, die im Vertrauen auf die schwache, vorübergehende und künstliche Erleuchtung ihrer eigenen Vorurtheile, das starke, anhaltende und ewig strahlende Licht des Evangeliums auszulöschen versuchen. In diesen und ähnlichen Fällen herrscht eine absichtlich studierte Dunkelheit. Sie haben, wie Räthsel, die Absicht durch Uebung die Einbildungskraft zu ergötzen; ein Zweck, der unerreicht bleiben würde, wenn ihre Bedeutung so gewiß und offen als die der Worte und Buchstaben vor uns läge. Daher sind nicht alle Seelen gleich geschickt, sie ausfindig zu machen; und jemand, der in der bildlichen Sprache nicht bewandert, oder der gerade mit diesem Theile der Natur, der Geschichte, der Fabellehre, auf welchen das Emblem anspielt, nicht bekannt ist, kann sich lange anstrengen und löset ihre Bedeutung doch nicht.

Viele

Viele der Leiden und Freuden des Lebens hängen von Associationen ab, die der Zufall vielleicht zuerst zusammenfügte und die Gewohnheit befestigte. Was an sich selbst gleichgültig ist, bekömmt nach Maasgabe der Natur der Leidenschaften und Ideen, von denen seine erste Erscheinung begleitet wurde, einen angenehmen oder unangenehmen Einfluß. Ein nichtsbedeutender Ton, den wir einmal an einem angenehmen Orte oder aus dem Munde eines geliebten Gegenstandes oder in einer glücklichen Stimmung der Seele gehört haben, wird uns, wenn wir ihr wieder hören, durch das Leben Vergnügen verschaffen, das er den lachenden Ideen seines ersten Gefolges wiedergiebt. *) Ein auch nur geringes Geschenk, das wir als ein Andenken von einem Freunde erhielten, bekömmt einen unschätzbaren Werth von seiner Kraft, uns die Idee des Gebers wieder hervorzurufen und jene süßen Aufwallungen wieder zu erheben, deren Gegenstand diese Person ist. Man sollte glauben, die Scherze und Abendtheuer der Kindheit könnten für einen Mann nur ein geringes Interesse haben: aber mit welcher Freude sprechen

*) S. die Abhandlung über Poesie und Musik, und über ihre Wirkungsart auf die Seele Th. 1. Kap. 3.

wir nicht mit einem alten Mitschüler davon? — Sie führen uns die Auftritte unserer früheren Jugend zurück, eine für die Phantasie besonders süsse Idee; und geben einer Menge von angenehmen Leidenschaften ein neues Leben, von denen sie lange vorher innigst geknüpft waren.

An sich selbst unangenehme Dinge können durch Hülfe der Association in einem lachenden Lichte erscheinen. Des Cartes sage irgendwo, daß er sein ganzes Leben hindurch eine Partheylichkeit für schielende Leute gehabt habe, und daß er bey dem Versuche, die Ursach dieses so sonderbaren Geschmackes aufzufinden, bemerkte, wie er als ein Knabe sich in ein Mädchen verliebt hatte, das mit diesem Fehler behaftet war. Freunde und Liebende gewinnen an ihren Besonderheiten wechselsweis einen Gefallen, welche der übrigen Welt sehr plump und abgeschmackt vorkommen; in der That ein sehr glücklicher Umstand; denn wenn alle Menschen für dieselben Eigenschaften ihrer Gattung allgemein einen entschiedenen Geschmack hätten, so würden nur höchst wenige irgend eine, und der größte Theil gar keine Befriedigung erhalten. Man hat Beyspiele, wo stolze, despotische Fürsten Skla-

Sklaven von Weibern waren, die weder Tugenden, nach Reize, noch sonst etwas empfehlendes hatten. Nicht, weil ein verderbtes Herz, oder ein unangenehmes Aeussere an sich selbst Liebe und Zuneigung einflößen könnten, sondern weil sie in der Verkettung mit anderen Eigenschaften vermittelst irgend einer gewohnten Ideenverbindung die Kraft erhalten haben, angenehme Vorstellungen in die Seele des verrückten Anbeters hervorzurufen.

Ferner: Etwas an sich selbst angenehmes kann nach einer langen Vergesellschaftung mit mißfallenden Ideen, sehr traurige unangenehme Bewegungen in der Seele aufregen. Ein Andenken von einem theueren, geliebten Freunde, das, so lange er lebte, uns höchst süß war, wird, wenn er todt ist, den lebhaftesten Kummer erwecken, und uns vielleicht nöthigen, es zu unserem eigenen Besten irgendwo hin mit dem Entschluß zu verstecken, es niemahls wieder anzusehen. Einige weder wohlschmeckende noch unangenehme Gattungen von Speisen sind manchem völlig ungenießbar, und es giebt, wie Locke sagt, sehr niedliche und bequeme Geschirre, aus denen gewiß wegen einer unangenehmen

Ideenverbindung nimmermehr jemand trinken würde. Eine Schüssel, zum Beyspiel, aus der wir eine Sau fressen gesehen haben, oder eine Speise, die einer neuerlich wieder von sich gegebenen Arzney ähnlich ist, wird Ekel erwecken, vorzüglich bey einem zarten, empfindlichen Nervensystem, wenn wir auch hinlängliche Gründe hätten, jene als itzt völlig rein und dies für ein gutes Gericht zu halten. Locke erwähnt eines Mannes, der durch eine sehr angreifende chirurgische Operation von einer Krankheit geheilt ward, und der gegen den Wundarzt einen solchen Abscheu behielt, daß er ihn niemahls wiedersehen mochte, aber mit der wärmsten Anhänglichkeit seine Bedienten liebgewann, die ihn dabey gepflegt hatten.

Würden wir es wohl schicklich oder anständig finden, wenn ein Psalm nach der Melodie eines Gassenhauers, oder ein Gassenhauer nach der eines Psalmes gesungen würde? Und doch könnte sowohl seiner Natur als auch dem Einfluß der Gewohnheit nach der Gassenhauer von der Melodie eines Psalmen und umgekehrt sehr wohl begleitet werden. Haben wir aber ein oder zweymahl gewisse Melodien in der Begleitung gewisser Wörter gehört, so werden uns die Wörter oder

Töne

Töne auch einzeln wechselseitig auf einander führen, so daß jene Versetzung in jeder empfindlichen Seele eine Verwirrung mißtönender Ideen erwecken würde, die durch eine Vermischung heiliger und profaner Dinge, des Ernstes und Gelächters, die Einbildungskraft erniedrigen und die Stärke der Seele schwächen wird, welche uns die Herrschaft über unsere Gedanken erhält. Denn wie ist es möglich, daß die Dinge heute unsere Andacht erwecken können, die gestern in einer Erhohlungsstunde uns an Trinken und Fröhlichkeit, und an die Liebe des Strephon und der Chloe denken machten! die Religionssekten daher (und es giebt dergleichen bey uns) welche ihre Psalmen dem Maaße oder der Musik gemeiner Lieder anpassen, müssen in der Kenntniß der menschlichen Natur sehr unbewandert oder gegen die richtige Ausführung dieses Theiles von Gottesdienstes sehr gleichgültig seyn. Nichts was mit Leichtsinn oder irgend einer gemeinen Leidenschaft in der geringsten Verbindung stände, müste man jemahls an einem Orte sehen oder hören lassen, der den Feyerlichkeiten der Religion ganz eigentlich gewidmet ist; und ich würde es für sehr unschicklich halten, in einer Kirche selbst an Werkeltagen auf

der Orgel ein Tänzchen spielen zu hören. Niemand ist dem Witz und der Laune, dem Gesang und Tanz weniger feind, als ich. Ich glaube, die Gottheit würde uns zu solchen Vergnügungen nicht aufgelegt oder sie unserer Gesundheit vortheilhaft gemacht haben, wenn sie nicht unseren Genuß derselben zur Absicht gehabt hätte. Aber sie können nie gesetzmäßig seyn, wenn sie unanständig werden; und unanständig werden sie immer, wenn sie weder zur Zeit noch zum Ort passen, oder wenn sie die Seele durch widersinnige und unreine Ideenverbindungen zu beflecken geneigt sind.

Aus demselben Grunde muß ich über alle Anspielungen auf die Lehre oder die Ausdrücke der Bibel, welche Erregung eines Gelächters zur Absicht haben, ein Verdammungsurtheil aussprechen. Es ist wohl möglich, daß dergleichen im Reden und Schreiben ohne böse Absicht vorgefallen sind. Aber es bleibt immer eine gefährliche, und kann eine höchst unglückliche Unterhaltung werden. Denn es erniedrigt allgemach und Stufenweis unsere Ehrfurcht gegen heilige Dinge, und wenn wir uns einmal gewöhnt haben, selbst ohne eine böse Absicht an

Reli-

Religionswahrheiten lächerliche Ideen zu knüpfen, so müste es wahrhaftig sehr sonderbar seyn, wenn nicht unsere Phantasie irgend einmal, bey irgend einer feyerlichen Veranlassung uns Bilder darstellen würde, die vorher lachend itzt Gegenstände des lebhaftesten Abscheues werden, und wobey wir die Welt gewiß gern glauben machen möchten, daß wir sie in einer sehr weiten Entfernung von uns erhalten könnten. Es ist schauderhaft, dergleichen profanirende Ausdrücke in einigen der gelesensten Schriftsteller dieses Jahrhunderts, vorzüglich bey Drydeu, Congreve und Swift vorkommen zu sehen. Selbst Pope ist nicht ganz rein davon. Man erzähle nie dergleichen in Gesellschaft; betrachte sie niemahls von allen Seiten; schlüpfe leicht über sie hin wenn sie uns zufällig entgegenkommen; und vergesse sie sobald als nur möglich. Unsere Natur ist so schwach und weich, daß sie in einem unbewachten Augenblicke uns lachen machen können, wo es besser gewesen wäre, unseren ganzen Unwillen darüber rege werden zu lassen.

Ferner: Man erzählt, daß zu den Zeiten Richards des Zweyten vor ohngefähr vierhundert Jahren die Spitzen der Schuhe bey Leuten nach der Mode so unermeßlich lang wa-

ren, daß es nöthig war, sie bis ans Knie fest zu binden, um sie in die Höhe heben zu können. Und wie Cowley erzählt, die Damen von Stande trugen zu der Zeit Röcke, die gerade noch einmal so lang als sie selbst waren, so daß sie nicht ins nächste Zimmer ohne einen oder zwey Pagen gehen konnten, die sie hinterher trugen. Welch ein lächerliches Mißverhältniß, rufen wir aus: welche unerträgliche Beschwerde. Konnte der Geschmack unserer Vorfahren so albern seyn, dergleichen Moden zu leiden? Aber man verdamme unsere Vorfahren nicht so schnell, weil wir sonst zugleich ein Verdammungsurtheil über uns selbst aussprechen. Haben wir niemahls in unseren Tagen dergleichen eben so unbequeme Kleiderformen gesehen, die dessen ungeachtet doch eben so modig waren? Verunstaltet und belästigt ein Schuh von vierundzwanzig zölliger Länge die eine Extremität des Körpers mehr, als ein zwey Fuß hoher Huth die andere? Oder ist es für eine feine zarte Dame ein größeres Hinderniß an Ergötzlichkeiten, oder von einem größeren Nachtheil für ihre Gesundheit, zwey Dutzend Ellen überflüssigen Seidenzeuges hinter sich her zu schleppen als alle Morgen zwey Stunden unter der Disziplin eines Kräuseleisens

zu

zu verschmachten, oder auf einem zugespitzten Schuhhacken, der jeden Augenbick dem Knöchel mit einer Verrenkung drohet, wie auf einer Nadelspitze einher zu trippeln. In der That, auf den Lauf der Welt in alten und neuen Zeiten bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte, mag, in Rücksicht auf Abgeschmacktheit der Kleidung, des Dichters Ausspruch bey dem Urtheil über die Wildheit in der Erfindung der Dichter und Mahler gelten:

— hanc veniam damus, petimusque vicissim

Woraus erklärt sich die Allgemeinheit der Annahme so unsinniger, so unbequemer Moden? zum Theil aus der Kraft der Gewohnheit, als eines associirenden Prinzips. Die Mode kann bey der ersten Erscheinung sehr unschicklich und lächerlich seyn; aber das bloße oftmahlige Sehen derselben wird am Ende unseren Widerwillen überwältigen; und haben wir sie lange an Leuten von Rang, Schönheit, Tugend und Verstande, bey Gelegenheiten, wo ein Geist der höchsten Feyerlichkeit und Festlichkeit herrschte, gesehen, so knüpft sie sich in unserer Phantasie mit irgend einem Faden unmerklich an lachende Bilder an, und was in einer

solchen

solchen Verbindung stehet, muß am Ende immer selbst gefallen.

Ein afrikanischer Neger hat von seiner Geburt an unter Leuten von schwarzer Farbe, mit breit geplätschten Nasen, dicken Lippen und wollichten Haare gelebt. Sein Vater, seine Mutter, alle seine Verwandten und Freunde, seine Geliebte und sein König haben alle den nehmlichen Schlag von Zügen und das nehmliche Aeussere. Vielleicht hat er von Europäern gehört, oder dergleichen gesehen; weis aber nichts weiter von ihnen, als daß ihre Hautfarbe weiß ist, daß sie aus einem weit entlegenen Lande kommen, und in Gebräuchen viele ausgezeichnete Sonderbarkeiten haben; daß sie schwarze Menschen zu Sklaven machen und drücken, weil sie schwarz sind, sie wie Vieh auf dem Markte kaufen und verkaufen, sie aus dem Schooße ihres Vaterlandes, aus den Armen ihrer Freunde herausreissen, um sie in Länder zu schleppen, woraus sie niemahls wieder zurückkommen, sie wegen der leichtesten Vergehungen peitschen, und unter den nichtswürdigsten Vorwänden erwürgen. — Mit was für einer Menge Abscheu erweckender Vorstellungen

muß

muß die Gestalt eines Europäers in einer Negerseele verknüpft seyn, mit welchen süssen fröhlichen Bildern aber die seiner Landsleute. Ist darum seine Vorliebe für afrikanische Züge nicht so natürlich für ihn, als unsere für europäische Gestalten — zum wenigsten so lange, als er seiner Heimath angehört? Wenn er aber eine Zeitlang unter uns lebte, und von uns mit der Menschlichkeit behandelt würde, worauf er als Mensch und als Fremder den lebhaftesten Anspruch machen könnte, und mit der ihm gewiß von einem jeden wahren Christen begegnet würde, so würde auch sein Mißfallen an unserer Farbe und unseren Zügen allmählich verwischt werden, weil die Vorstelluugen davon bald mit freundlichen Bildern in eine enge Verbindung treten würden. Gewohnheit wirkt in der That mit einem mächtigen Einfluße auf unseren Begriff von Schönheit. Die Bewohner einer gewissen Alpengegend zeichnen sich durch einen ungeheueren Kropf aus, der von dem Schneewasser, welches sie einen großen Theil des Jahres hindurch zu trinken genöthigt sind, entstehen soll, und dort wird niemand artig genannt, der nicht einen bis auf die Brust hängenden Kropf hat.

Vierter Abschnitt.

Ursprung unserer Vorstellungen von Schönheit — in Farbe, — in Gestalt, — in Stellung, — in Bewegung zum Theil als eine Wirkung vom Einflusse der Gewohnheit, als eines assoziirenden Prinzips. — Schönheit des Gesichts. — Muster der Schönheit.

Ich gab oben die Gewohnheit als eine zur Bestimmung unserer Begriffe von Schönheit sehr wirksame Kraft an. Weitläuftiger sollte dies so ausgedrückt seyn, daß "viele „oder die meisten jener angenehmen Bewegungen, „welche die Wahrnehmung dessen, was man an „sichtbaren Dingen Schönheit nennt, begleiten, „aus Associationen, die durch Gewohnheit begründet sind, ihren Ursprung erhalten. Daß die„jenigen Farben, Gestalten, Gebehrden und „Bewegungen mehrentheils schön genannt wür„den, welche der Seele angenehme Ideen gewähren; und diejenigen häßlich oder nicht schön, „die von den entgegengesetzten Wirkungen sind."— Dies verdient noch eine eigene Erörterung.

Was

Was zuerst die Farben betrift, so ist es wahr, daß einige darum angenehm sind, weil ihr Eindruck auf die Seele lebhaft ist. Gold und Silber und Blumen und bunte Federn werden wegen ihres auffallenden Glanzes von Kindern und Wilden bewundert. Der Mond im Silberlicht fesselt die meisten Kinder. Ich habe einen funfzehnmonatlichen Knaben gesehen, der nicht wenig mißvergnügt war, nicht mit ihm spielen zu können. Prahlende Farben ziehen natürlich die Aufmerksamkeit an sich. Der Anblick glühender Kohlen ist dem Auge eigentlich schreckhaft, aber selbst wenige von denen, die dies wissen, können sich enthalten starr ins Feuer zu sehen. — Auch ist es wahr, das einige Farben darum für schön gehalten werden, weil sie dem Gesichtsorgan schmeicheln, zum Beyspiel Grün; oder weil sie den Charakter an sich tragen, den wir Zartheit, Sanftheit nennen, und eine zugleich lebhafte und sanfte Empfindung geben, wie blaßroth und hellblau; oder weil sie im Ruf sind, emblematisch gewisse moralische Eigenschaften auszudrücken, wie scharlach, blau und weiß, die wir zuweilen als Symbole der Stärke, Beständigkeit und Unschuld betrachten. — Ferner wird zugegeben, daß Farben

die unrein und beschmutzt aussehen, oder so vermischt und unbestimmt sind, daß man bey ihrer Benennung zweifelhaft wird, vielleicht wegen der Düsterheit und der Unbestimmtheit des Eindruckes, den sie auf uns machen, nicht allgemein Bewunderer antreffen. Die Abstufungen und Farbennüanzen in den Blumen, in den Federn des Pfaues und anderer Vögel, im Regenbogen, in der Abend- und Morgenröthe und in manchen anderen natürlichen Gegenständen sind zwar von einem unaussprechlichen Zauber, wenn sie so sich in einander verschmelzen, daß wir die Veränderung sehen ohne einen begränzten Uebergang wahrzunehmen. Aber in diesen Fällen reitzt nicht sowohl die bloße Zartheit oder der bloße Glanz der Farben das Auge, als die unnachahmliche Kunst in ihrer Mischung, die den Zuschauer als weit alle Gränzen menschlicher Geschicklichkeit überschreitend, in jene erhabenen Entzückungen setzt. Aeusserliche Umstände haben auch ihren Einfluß. Die Feyer und Milde des Abends; das frische Athmen des Morgenhimmels, die unermeßliche Ausdehnung dieses Gewölbes, der balsamische Duft der Blumen, und die glanzvolle Dehnung des Regenbogens; alle diese Umstände geben dem ergötzen-

den

den Farben einen verdoppelten Einfluß. Denn wo Schönheit der Farbe mit Anmuth verbunden ist, oder mit Würde in der Form oder sonst einem angenehmen äußeren Umstande zusammenhängt, da verschönern die Eigenschaften sich wechselseitig, und wir lieben die Schönheit um so inniger, wenn sie an Größe oder Güte geknüpft erscheint. Selbst die Tugend, sagt Virgil, gewinnt in einem schönen Körper. *)

In der That hängt die Schönheit der Farben so sehr von den Ideen ab, woran sie Gewohnheit vielleicht nur zufällig gebunden hat, daß die nehmliche Farbe bey einem Gegenstande häßlich seyn kann, die wir bey einem andern schön gefunden haben; und dies aus keinem anderen Grunde, als weil sie bey dem einen lachende, bey dem andern trübe Zurückerinnerungen aufweckt. Die grüne Farbe der Fluren ist höchst angenehm, sowohl weil sie den Zuschauer auf sanfte Bilder süßer Gerüche, reicher Fülle und glücklicher Jahrszeiten leitet, als weil sie dem Auge neues Leben giebt; aber die nehmliche Farbe im menschlichen Angesicht

*) Gratior et pulchro veniens in corpore virtus. Aen. v. 344.

würde uns mit Ekel durch Erweckung einer Fülle unangenehmer Ideen erfüllen. Der flüssige Schmelz der Lippen, und das "Purpurlicht der Liebe" das auf jugendlichen Wangen glänzt ist als ein Zeichen von Gesundheit, der Unschuld, der Lebhaftigkeit, der warmen Liebe, ein Gegenstand unserer Bewunderung; wären aber diese Ideen zuerst durch weisse Wangen und weisse Lippen erzeugt, so würden wir diesen sicherlich den Vorzug vor jenen eingeräumt haben. — Das Glühen der Schamröthe ist bezaubernd, als ein Zeichen der Bescheidenheit und Sittsamkeit: aber die nehmliche Röthe, als ein Zeichen des Ausbruchs gewaltsamer Leidenschaften, wird das reizendste Gesicht von der Welt weit mehr entstellen als verschönern. der Regenbogen würde, wenn man ihn noch für ein sicheres Zeichen bevorstehender Plagen und eines kommenden Ungewitters hielte, ein schreckliches Phänomen seyn; und ein Bild, wie das, welches dem verrückten Lear aufsteigt,

To have a thousand with red burning spits
Come hissing in upon them,

würde gleich glänzend und schrecklich seyn.

Weibliche Wangen, mit einem künstlichen Rothe bemahlt, können in der That keine inneren Reize haben und empfehlen sich gewiß nicht durch die begleitenden Ideen von Delikatesse, Reinheit und Sanftheit; aber in dem Auge des französischen Petitmaitre haben sie unendliche Reize, weil sie ihm die entzückendste Idee, die in seinem Gehirne Platz finden kann, die Idee des Modigen herbeyführen. — Man kann der nehmlichen Ursach wohl auch die Dauer dieser Gewohnheit und die ähnlichen Moden eines rohen Lebens beymessen. Ich sage die Dauer; denn man kann füglich voraussetzen, daß unter den Wilden ihr erster Ursprung aus einer entfernten Hinsicht auf ein allgemeines Gut entstand, und vielleicht zuerst die Absicht hatte, die Haut vor Insekten zu sichern und zum Theil das Menschengesicht dem Feinde schrecklich zu machen; und daß hernach die nehmliche Haut und Gesichtsfarbe, die anfänglich bloß gegen Mücken und Feinde diente, bald nachher für ehrenvoll gehalten wurde und in die Mode kommen konnte, wird niemand seltsam finden, der die Festigkeit gewohnter Ideenverbindungen kennt.

Wenn die Römer das männliche Alter erreicht hatten, beschäftigten sie sich sehr viel mit öffentlichen Körperübungen. Ihre Sommer waren sehr brennend, und doch trugen sie, ob sie gleich sonst bewafnet waren, auf dem Kopfe keine Bedeckung. Daher vermuthe ich, rührte der Ursprung der so unendlichen Geschlechtsverschiedenheit unter den Römern her, weil die Weiber fest an ihr Hauswesen gebunden waren und ihnen jeder Eintritt ins Publikum streng versagt ward. Diesem gemäß erklärt Cicero: die männliche Schönheit und die männliche Würde bestehe in der Art des Aeusseren, die eine körperliche Uebung und Anstrengung voraussetze, und die, wie wir der Beschaffenheit dieses Himmelsstriches gemäß voraussetzen dürfen, in einem dunkelen Braun der Hautfarbe bestand: welche der Farbe eines Mulatten ziemlich nahe kommen muste. Eine hellere Farbe würde als ein Zeichen der Weichlichkeit und Trägheit diesem männlichen Volke sehr unangenehm aufgefallen seyn. Aber in Hinsicht auf die Begriffe von weiblicher Schönheit wich der Römer wohl schwerlich von uns ab; dafür bürgen uns verschiedene Stellen alter Schriftsteller, vorzüglich Virgils reizendes Gemählde der erröthenden

Lavinia, die er mit reinem Elfenbein von Purpur bemahlt, und weissen Lilien vergleicht, worauf ein röthliches von Rosen zurückgeworfenes Licht glühet *). — Wo die Gebräuche übereinstimmen, werden die Menschen auch wenig in ihren Urtheilen über Schönheit von einander abweichen, weil das nehmliche Aeußere des menschlichen Körpers beynahe dieselben Ideen erwecken wird.

Zweytens, sind Vollkommenheit und Geschicklichkeit immer ergötzend; jedes Bild, das sie der Seele zuführen, muß von gleicher Beschaffenheit seyn, und erhält, wenn es Gegenstand des Auges ist, den Nahmen Schönheit und Anmuth. Ich weis nicht, ob dieser Grund es nicht ist, der so vollkommenen Figuren, als einem Kreise, einem Vierecke, gleichseitigen Dreyecke, Sechsecke, einer Ellipse u. s. w. den Begriff der Schönheit giebt. So viel ist indeß ausgemacht richtig, daß Reinheit und Genauigkeit in ihrer Zeichnung auch ihre Schönheit erhöhe.

Eine Betrachtung und Vergleichung zweyer von diesen Figuren, als zum Beyspiel eines

*) Cicero de off. Lib. I. §. 36. — Virg. Aeneid XII, 67.

Vierecks und eines Zirkels, oder eines Würfels und einer Kugel, ganz einfach, wie sie an sich selbst sind, und ohne irgend eine Hinsicht auf ihre Farbe, Substanz und ihren Gebrauch, wird selten entscheiden, welcher wir in Rücksicht der Schönheit den Vorzug geben. Aber eine Verbindung derselben mit einer Verzierung oder in einem Werke der Baukunst wird diese Entscheidung sogleich den Ideen von Anpaßlichkeit und Unschicklichkeit, von Bequemlichkeit und Unbequemlichkeit gemäß geben, die sie der Seele zuführen. Giebt man einer Seule eine Sphäre zum Untertheil und einen Würfel zum Obertheil, so wird uns das Gefühl der Unschicklichkeit beleidigen: denn eine solche kann nicht stehen, und der Baumeister muß verrückt gewesen seyn. Man kehre die Stellung der Figuren um, mache den Cubus zum Fuße der Seule und setze die Kugel oben drauf, so halten wir, im Fall auch die anderen Theile ein richtiges Verhältniß zu einander haben, das Ganze für schön, weil es bequem ist, und beehren den Baumeister mit unserem Beyfalle. Und selbst auch eine so närrische Zusammenstellung, als die obige, kann gefallen, wenn sie das Mittel seyn soll, irgend einen guten moralischen Gedanken verständlich

zu

zu machen. Das Glück in der Gestalt eines Weibes, das auf einer Kugel stehet, ist ein kraftvolles Emblem, die Veränderlichkeit desselben anzudeuten, und wir gestehen diesem Gedanken des Cebes, der, so viel ich weis, ihn zuerst äußert, die Artigkeit zu.

Schönheit der Form hängt zum Theil von Mannichfaltigkeit und Proportion ab. Ein gleichseitiges Dreyeck ist schöner, weil es mehr Regelmäsigkeit, als eine Figur von drey ungleichen Seiten hat; und ein Sechseck schöner, als ein Fünfeck, weil es mehr Mannichfaltigkeit darbietet und weil das Verhältniß der Winkel und Gränzlinien im ersteren unmittelbarer und leichter, als im letzteren zu unterscheiden ist. Aber Mannichfaltigkeit ist außer dem Zusammenhange mit Proportion und irgend einer Eigenschaft, die angenehme Vorstellungen herbeyführt, nicht schön; denn was für eine Schönheit kann in einer Figur von zwanzig ungleichen Seiten liegen? — Und was macht Proportion anders gefallen, als die lachenden Ideen von Erfindung, Kunst und Schicklichkeit, die sie der Seele des Zuschauers vorführt? —

Diese Proportion in sichtbaren Dingen, welche das Auge allein schätzt, und wovon sich nur genaue Messung und Calculation vergewissert, läßt sich nicht in Worte fassen. Sie setzt Schicklichkeit voraus, denn kein Verhältniß ist gut, das unbequem wäre. Sie setzt gute Arbeit voraus, denn etwas unproportionirtes, kann unmöglich gut gearbeitet seyn. Und sie setzt eine solche Uebereinstimmung ihres Theiles mit der beabsichteten Wirkung des Ganzen voraus, die den Zweck nicht im mindesten störet; denn niemand wird bey einem Prachtwerke, wie der Fronte eines Gebäudes, einen Theil oder ein Glied denen anderen genau proportionirt nennen, das unsere Aufmerksamkeit vom Ganzen wegziehet, oder das wir nicht betrachten können, ohne alles Uebrige völlig zu übersehen. Diesen letzten Charakter der Zusammenstimmung aller einzelnen Glieder zu einem schönen Ganzen, nennt man gewöhnlich Harmonie, Symmetrie oder einer richtige Haltung der Theile zu einander. Nun gefallen Symmetrie, gute Arbeit und Schicklichkeit immer; alles was sie in sich begreift muß daher gefallend seyn, und wird folglich, wenn es sichtbar ist, schön. Mißverhältniß, und Ueberladung mit Zierrathen führen

ren die Ideen von Unschicklichkeit und Geschmacklosigkeit herbey, und sind deshalb nicht schön, weil sie einem betrachtenden Geiste mißfallen.

Brauchbarkeit ist zu aller Schönheit der Dinge ein wesentliches unvermeidliches Erfoderniß. Denn alle Schönheit ergötzt, und nichts kann ergötzen, was vollkommen ohne Nutzen oder gar nutzwidrig ist. Oft findet sich der größte Nutze in den Werken der Natur neben der höchsten Schönheit der Form und der Farben. In ihnen ist, wie ein treflicher Schriftsteller schon bemerkt hat, das, was für auszeichnend schön gehalten wird, größtentheils sanft und eben an der Oberfläche, und eher unter als über der gewöhnlichen Größe. Ein felsigtes Gebürge ist ein erhabener Gegenstand und seine Klippen mögen dazu unendlich viel beytragen; aber ein schöner Hügel ist sanft und eben herabgehend oder scheint es zum wenigsten zu seyn. Die Bildseule der Minerva muß lang seyn, weil Würde in ihrem Charakter als Hauptzug hervorsticht; aber eine gigantische Venus würde ein lächerliches Ding seyn. die Medizeische ist nicht viel höher, als fünf Fuß. *)

Woher

*) In der folgenden Stelle:

Talia

Woher kömmt nun aber der Zusammenhang des Ebenen und der mäßigen Größe mit der Idee des Schönen? Ist es nicht der, daß die Wirkung der Schönheit seyn solle, die Seele zu beruhigen, und die des Erhabenen, den Geist zu erheben? — daß alles Ebene und nicht Große ein Gefühl von Ruhe, von Leichtigkeit des Gebrauches, von Sanftheit erwecke, welches die Seele eben so leise beruhigt als die Idee von Unermeßlichkeit und Schwierigkeit sie erhebt? —

Außer:

Talia jactabam, et furiata mente ferebar;
Cum mihi se, non ante oculis tam clara, videndam
Obtulit, et pura per noctem in luce refulsit.
Alma Parens, confessa Deam, qualisque videri
Coelicolis, et *Quanta* solet. —
Aeneid. II. 588.

sagt Aeneas oder Virgil, daß Venus, wenn sie herabstiege, um den Sterblichen sichtbar zu werden, eine höhere Form annehme, als wenn sie unter den Göttern auftrete. Dies hatte seinen guten Grund. Denn ihre himmlische Verwandtschaft war weit mächtiger und folglich weit höher, als ihre Freunde auf der Erde, und eine Venus, nach der Weise auf dieser Erde gestaltet, würde gegen die luftigen Bewohner des Olympus sehr klein geworden seyn.

Außerdem begünstiget eine mäßige Größe und eine ebene Oberfläche Simplizität, die sich unserer Natur sanft anschmiegt, weil sie das Begreifen der Dinge leicht und vollkommen macht. Es ergötzt uns, leicht und durchaus zu verstehen, denn es bringt uns einen hohen Begriff von unseren eigenen Fähigkeiten bey; aber Verwirrungen sind ermüdend und verdrießlich. Zur Eleganz beynahe einer jeden Gattung, zur Anmuth in den Sitten, in der Sprache, der Musik, der Baukunst, des Anstandes und der Bekleidung ist Einfalt eine nicht nachzulassende Foderung. *) Vielleicht ist sie unter allen Grazien am schwierigsten durch Kunst zu erreichen, denn einigen ist sie von der Natur geschenkt. Sie ist das, was einem unverdorbenen Geschmacke die dauerhafteste Befriedigung gewährt. In weiblicher Kleidung, sagt Horaz, ist **) nette Einfalt der bezauberndeste Umstand.

Die Figur schöner Thiere oder der schönsten Theile von diesen ist meistentheils eher durch Wellenlinien, als mit geraden begränzt; es müste

*) S. Abhandl. über Poesie und Musik, Th. 1. Kap. 6. Abschn. 8. §. 4.

**) Od. I. §. 5.

müste denn die Begränzung durch letztere zur Erreichung der Stärke und Schicklichkeit nothwendig seyn. Wäre der menschliche Körper, oder wäre die Brust oder der Rücken eines Pferdes, einer Taube oder sonst eines schöngeformten Thieres von allen Seiten in geraden Linien und spitzen Winkeln abgeschnitten, anstatt in den wellenförmigen Biegungen und schönen Ründungen in einander zu fließen, so würde jedem sein Gefühl geben, daß dadurch alle Schönheit der Form verwischt wäre. Die eigentliche Krümmung dieser Wellenlinie läßt sich mit Worten nicht gut bezeichnen. Hogarth macht sie indeß in seiner **Zergliederung der Schönheit** dem Auge durch mancherley Kunstgriffe bemerklich.

Man nehme eine Reihe krummer Linien an, wovon die erste wie ein römisches S gebogen seyn soll; gehe dann immer weiter mit den Beugungen der Linien und endlich bis zu einer geraden Linie herab, so scheint die obenbezeichnete Wellenlinie zwischen der ersten und letzten ohngefähr in der Mitte zu stehen.

Nun bin ich geneigt, auf den hier angeführten Grundsätzen den Schluß zu bauen, daß

ein

ein guter Grund vorhanden seyn möge, warum wir der krummen Linie bey Thieren und besonders im menschlichen Körper den Vorzug geben, und deshalb auch bey anderen Dingen, so viel es sich ohne Unschicklichkeit thun läßt, einen Gefallen an ihr finden. Sie ist daß Medium zwischen einem Mangel und einem Ueberflusse; zwischen zu großer Unbehülflichkeit und zu merklicher Kleinheit; zwischen Verschwendung der Substanz, die uns den Begriff von Plumpheit und Schwäche giebt, und der Kleinlichkeit, welche als die gewöhnliche Begleiterin der körperlichen Abnahme bekannt ist. Bey Kindern sind diese krummen Linien noch zu stark gebogen, weil der Reichthum an Fleisch gegen die Kleinheit der Gestalt noch zu groß ist; im Alter sind sie hingegen zu wenig gebogen und nähern sich beynahe den ganz geraden Linien, weil es an Feuchtigkeit fehlt; im Frühling der Jugend aber sind sie keins von diesen beyden Extremen, sondern halten das gerade Mittel zwischen ihnen. — Diese Form assoziirt sich daher durch Gewohnheit allgemach in unserer Seele mit diesem Zeitraume, in dem der Körper noch seine Kräfte in ihrer höchsten Blüte übt, und von jeder Seite Schwachheit so weit als von Un-

vollkommenheit entfernt ist. Wahrlich es kann niemanden Wunder nehmen, daß der Begriff einer Form, an die sich die Bilder der Jugend, und folglich ihrer Freuden und Hofnungen, die Bilder von Gesundheit, Stärke, Frohsinn und Thätigkeit, von edelen und warmen Leidenschaften fest anschließen, mehr gefällt und daher schöner geglaubt wird, als der anderer Gestalten, welche die Begriffe von Mangel, von Abnahme, Schwachheit, Kleinmüthigkeit und von Melancholie mit sich führen.

Ich will nicht behaupten, daß der Körper eines Kindes und der eines alten Mannes, gleich weit vom wahren Muster menschlicher Schönheit entfernt sind. Denn Kindheit hat seine eigenen Reize und jedes fühlende Herz erkennt sie als unwiderstehlich an. Unschuld, Hülflosigkeit, Muthwillen, frischer Bau und Farbe, mit der Betrachtung, daß sie so allgemach ihrer Vervollkommnung näher gehe; alles vereinigt sich, die Kindheit unserer zärtlichsten Zuneigung anzuempfehlen, denn aus allem fließen uns die lachendsten, die entzückendsten Bilder zu. Ein vom Alter ausgemergelter Körper kann hingegen auf keinen dieser Reize einen Anspruch machen,

chen und erweckt an die Stelle der Gefälligkeit und frohen Hofnung die schmerzhaften Gefühle der Trauer und der Bekümmernisse.

Aber man erlaube mir eine Berichtigung meines Gedankens. Dies ist eher ein Gemählde der Schwachheit als des Alters. Der letzte Zeitpunkt des Lebens gleicht der Abendröthe und zeichnet sich oft durch einen Glanz aus, der zwar weder wie der Mittag strahlt noch brennt, aber einem betrachtenden Geiste nicht weniger Vergnügen mittheilt. Ein frisches, munteres Alter in Verbindung mit Frohsinn, Gutmüthigkeit, und einem guten Gewissen verdient zwar den Nahmen liebenswürdig nicht, ist aber das ehrwürdigste unter allen irdischen Dingen.

Die Wellenlinie der Schönheit ist aber nicht in einem jeden Falle schön. Denn nichts ist dies, was in einer unzertrennlichen Begleitung unangenehmer Nebenideen erscheint. Wenn das Pferd so langsam als eine Schnecke wäre, so dürften wir uns weit mehr aufgelegt finden, seine unbehülfliche Größe für ekelhaft zu erklären, als seine Gestalt zu bewundern. Wenn Pfei-

ler in diese Form gewunden sind, und so dünn wären, daß sie einen Argwohn von Schwäche erregten, würden alle diese schönen Umrisse unserer Mißbilligung nicht entgegenkommen. — Hogarth scheint in der Bewunderung dieser Wellenlinie etwas auszuschweifen. Er läßt keine Gelegenheit vorbey, sie vorzuführen; und man hat bey seinen Gemählden daher die Bemerkung gemacht, daß allen Figuren die Festigkeit und Stätigkeit fehle, welche ihnen nur gerade Linien geben, und welche, wenn es ein Bedürfniß verlangte, sich überall in den Werken der Natur benutzt finden.

Wenig Anblicke in der thierischen Welt haben einen lebhafteren Reiz, als ein feuriges Roß im vollen Rennen, wenn seine Mähne und sein Schweif in den Wind strömt, wenn es von keinem Geschirre sich gefesselt fühlt, das die Sklaverey bezeichnet, und ohne die Verstümmelungen barbarischer Künsteleyen ist: da bewundern wir Gestalt und Bewegung: da sympathisiren wir, (wenn ich so sprechen darf) mit des edelen Thieres Gefühle von Freyheit und Ungebundenheit: da werden wir, wenn wir einigermaaßen ein Zeichnerauge haben, von den

Wellen-

Wellenlinien entzückt, die in seiner Figur so auffallend hervorstechen. Alles dies nennen wir schön, weil es uns gefällt; und es gefällt uns vornehmlich darum, weil es uns eine Menge von Bildern der Jugend, der Stärke, der Schnelligkeit und anderer Eigenschaften darbietet, die hier allenthalben hervorsehen, und dies edele Geschöpf vorzüglich nutzbar machen. Was wir bey einer Kuh Schönheit nennen, ist ein ganz anderes Ding. Wäre dies Thiergeschlecht wie das Pferd gestaltet, so könnte es unmöglich gefallen, weil es zuerst unnatürlich aussehen würde, welches eine widerliche Vorstellung ist, und weil es zweytens uns keinen Grund zu der Erwartung von Eigenschaften geben würde, die eine Kuh eigentlich schätzbar machen. Bey verschiedenen Gattungen sichtbarer Dinge ist daher auch Schönheit verschieden. Aber in jeder Gattung wird die Form den Nahmen schon verdienen, welche der anschauenden Seele die Vorstellungen von Vollkommenheit, Nützlichkeit und anderen schätzbaren Eigenschaften aufregt.

Kann man nicht unsere Billigung und unseren Tadel besonderer thierischer Figuren und Gestalten auf dies Erklärungsprinzip zurück-

führen, daß eine lange Gewöhnung uns belehrt hat, wie einige von ihnen mit angenehmen, andere mit unangenehmen Umständen verknüpft sind? Ohne einige vorhergehende Kenntniß der Natur eines Thieres, oder ohne einige Vermuthung in Betreff derselben, werden wir schwerlich jemahls eine Entscheidung in Hinsicht auf irgend etwas von der Schönheit seiner Figur*) wagen dürfen.

In

*) Ein großer Künstler und treflicher Schriftsteller hält das Vergnügen, das wir aus schönen Formen oder Figuren schöpfen, in dem Umstande begründet, daß unsere Seele ihrer mehr als alles anderen gewohnt sey. Seine Theorie ist diese. "Wir können vor aller Bekanntschaft mit verschiedenen Thieren der nehmlichen Art die Schönheit irgend eines derselben nicht wahrnehmen. Hätten wir niemahls mehr, als ein einziges Menschengesicht vor uns gehabt, so würden wir völlig außer Stand seyn, zu beurtheilen, ob es in Hinsicht auf Form der Züge schön oder nicht schön sey: und jemehr wir einer Mannichfaltigkeit von Formen bey verschiedenen Gattungen von Pferden, Bildsäulen, Häusern, u. s. w. gewohnt sind, um desto mehr werden wir zu einem Urtheile über diese Gattung von Schönheit berechtigt.

„Nun,

In Hinsicht auf Kleidungen hängen unsere Begriffe von Schönheit, wie schon irgendwo

 bemerkt

„Nun", sagt der Schriftsteller, "ist Schön„heit das, was die Natur immer zur Ab„sicht zu haben scheint, und immer öfter „bildet, als irgend eine Form von Häß„lichkeit. Eine gerade Nase ist zum Bey„spiel weit häufiger, als eine Krümmung „dieses Theiles, und kömmt unserer Ein„bildungskraft auch weit öfter vor, weil „jede Abweichung von dieser Richtung uns „auch diese in den Sinn bringt. Wir erklären „daher diese gerade Form der Nase für die „schönste, oder mit anderen Worten, diese „Gestalt gewährt uns das größte Vergnü„gen, weil sie unseren Augen am öftersten „vorkömmt und unserer Phantasie am ge„läufigsten ist." Siehe das zwey und achtzigste Stück des Idler.

Diese scharfsinnige Theorie ist der meinigen nicht ganz fremd, ob sie gleich die Philosophie der Schönheit in Form oder Gestalt in keine einfacheren und allgemeineren Grundsätze auflöst. Ohne Zweifel ist es uns sehr natürlich, einen Gefallen daran, was wir zu sehen gewohnt sind, finden zu lernen, selbst wenn es an sich sehr gleichgültig ist. Selbst viele von den Thieren thun dies. Ich kann niemahls ein Zimmer ohne einiges Mißvergnügen verlassen, in dem ich nur einige Wochen mit Bequemlichkeit zugebracht habe. Ich sehe keinen Grund, diesem Gesetze allein, und von allen

ange:

bemerkt ist, sehr von Gewohnheit ab. Was das modigste ist, erscheint gemeinen Augen als zugleich das schönste. **) Aber giebt es in Absicht der Kleidung keine bestimmte Grundsätze des Schönen? — Hält man nicht griechische und römische Drapperien für schöner, als unsere neumodigen französischen Kittel?

Ja! denn sie haben einen größeren Reichthum an den obenangeführten Wellenlinien, und kommen theils aus diesem Grunde, theils weil sie einfacher und bequemer, als unser Anzug sind, mit den natürlichen Ründungen der feinsten thierischen Form, die uns bekannt ist, des menschlichen Körpers, überein, und stehen ihr folglich vortheilhafter. Unsere Kleider verstellen

und

angenehmen Associationen unabhängig, die Bestimmung des Vorzuges abzuleugnen, den wir gewohnten Gegenständen geben. In so fern finde ich des Schriftstellers Theorie passend. Und ich glaube, man wird mir zu Gunsten der meinigen einräumen, daß ein bloßes sol erworbenes Gefallen erst durch nachher sich einfindende Ideenverbindungen angenehmer Natur zu einer innigern Anhänglichkeit erwachsen könne, und so der bezaubernden Form neue Reize gebe.

**) M. s. den vorigen Abschnitt.

und verbilden zuweilen den Körper, verwirren das Verhältniß eines Theiles zum anderen, und dringen dem Auge eine Menge von scharfen Ecken und Kanten auf, als wir sie niemahls am Aeusseren irgend einer zierlichen thierischen Figur gefunden haben. Wir versöhnen uns freylich mit ihr bey gewöhnlichen alltäglichen Gelegenheiten; aber sie kommen uns an Statüen lächerlich vor. Daher muß eine gute Bildsäule entweder ganz nackend erscheinen, oder nach griechischem und römischem oder sonst einem angenehmen Gebrauche bekleidet seyn. *) Das nehmliche gilt von den Portraits in denen mehr auf bleibende Eleganz, als strenge Aehnlichkeit gesehen wird. — Wir sind sicher, daß die Gestalt des menschlichen Körpers immer vermittelst seiner angenehmen Ideenbegleitung, die er der Seele immer vorbildet, gefallen muß. Diese Gewänder, die ihn am wenigsten verstellen, sind gerade am häufigsten und am längsten in der Mode, und müssen daher bey Statüen und Nachahmungen, die auf eine öffentliche Darstellung und eine längere Dauer angelegt sind, solchen Arten von Anzuge vorgezogen werden,

*) Abh. über Poesie und Musik. Th. 1. Kap. 3.

die nur in einem vorübergehenden Rufe stehen, und diesen mehr von Mode und Vorurtheil als von einem inneren und natürlichen Werthe hernehmen.

In so fern als Schönheit der Kleidung von ihrer Angemessenheit für Personen und Stand abhängt, muß die Sitte des Landes zum Maaßstaabe genommen werden. Verschiedenheit im Geschlecht, im Range, im Stande, verlangt eine Verschiedenheit in der Kleidung. Dieser Begriff ist in allen Gegenden, wo Verschiedenheit der Kleidung erreichbar war, angenommen. Ein Mann in einem Weiberrocke macht eine drollichte Figur. Priester und Soldaten zeichnen sich sowohl in Absicht des Schnittes als der Farbe ihrer Kleider aus, und die Bekleidung die einem Landmädchen gehört, würde einer vornehmen Stadtdame, die im ihrem Charakter erscheint, sehr übel stehen. Jede Verletzung der gemeinen Regel beleidigt uns in diesem Falle.

Und dies hat seinen guten Grund. Wer eine Veränderung der Kleidertracht, welche der Gebrauch seiner Profession, seinem Alter und Geschlechte zugetheilt hat, einführen will, muß sei-

seinen Geist mit großen Kleinigkeiten unterhaltes können, und sich entweder für weiser, als alle Menschen dünken, oder sich einbilden, seine Erhabenheit berechtige ihn zu etwas in dieser Absicht ausgezeichnetem. Veränderungen in der Mode sind bey dem itzigen Laufe der Welt nun einmahl nicht zu vermeiden; aber der Mann ist ein Narr, der sie zu verändern wünscht. Ja! er ist noch ärger, als ein Narr, weil er durch Versuche unnöthiger Veränderungen diejenigen beleidigt, denen er zu gefallen suchen müste, und auf diese Art der menschlichen Gesellschaft weniger nutzbar wird, als er es wohl seyn sollte. Ich wünsche, daß dieser Wink einigen jungen Geistlichen wohl bekommen möge, von denen ich mir allerley dergleichen habe sagen lassen.

Drittens: Schönheit der Gebehrden ist auf keinen körperlichen Zustand eingeschränkt. Die aufgerichtete Stellung des Belvederischen Apollo; die gebeugte des Antinous; und die gekrümmte zusammengezogene Figur der medizeischen Venus sind sämtlich schön. Die erste führt die Ideen von Majestät, Thätigkeit, und Stärke; die zweyte von Fassung, Ruhe und Frieden mit sich; die dritte erweckt die von dem Be-

wustseyn der Schönheit mit Sittsamkeit gepaart. Unsere Kenntniß von dem Einflusse menschlicher Gedanken auf den menschlichen Körper ist es, die uns die Bedeutungen von diesen Stellungen enträthseln hilft; und da alle diese Ideen außerordentlich reizend sind, so müssen die Statüen, die sie erweckten, einen gleichen Eindruck auf uns machen. Hierzu setze ich noch, daß bey diesen Figuren höchste Schönheit der Form mit Anmuth in der Stellung verbunden erscheint und eines das andere erhebt. Wir bewunderen Gestalt in Hinsicht auf Anstand, und den Anstand in Hinsicht auf Gestalt, und bewundern eins wie das andere in Rücksicht auf die ergötzenden, angenehmen Vorstellungen, die sie unserer Einbildungskraft mitbringen. Außerdem ist jede der erwähnten Stellungen natürlich, und folglich eine solche, in der sich ein gutgebildeter Menschenkörper ohne Beschwerde einen beträchtlichen Zeitraum hindurch erhalten kann.

Denn es läßt sich die allgemeine Anmerkung machen, daß keine Gebehrde schön seyn könne, wenn sich ihr die unangenehme Idee von Schwäche, Plumpheit, Zurückhaltung oder Viererey, assoziiret. Viele von den Stellungen

der

der Menuet und anderer Tänze, die man anfänglich nicht ohne alle Gefahr zu fallen lernen kann, scheinen mir eher wegen der Schwierigkeit, sie darzustellen, erstaunlich, als wegen ihrer Grazie angenehm zu seyn. Absichtlich zusammengekrümmte Stellungen, bey denen die Augen einen und das übrige des Körpers den anderen Weg zu nehmen scheinen, wo das linke Bein genau mit dem rechten Arm, und der linke Arm mit dem rechten Beine im Gegensatz stehen, und die Stellung aller Finger denen ihrer Nachbahren unähnlich ist, sind viel zu künstlich und haben ein viel zu gezwungenes Ansehen, als daß sie den Liebhabern der Natur und der natürlichen Einfalt ein großes Vergnügen machen könnten. Und doch werden sie von den französischen Mahlern der neueren Zeit sehr affektirt; aber in Reynolds Gemählden finden wir sie niemahls, der überdem den Anfänger in seinen Abhandlungen vorzüglich davor warnt.

Auch kann die Stellung nicht schön seyn, die nicht zu der Handlung oder zu der Empfindung paßt, wodurch sie hervorgebracht seyn soll. Eine menschliche Figur, die sich an einen Pfeiler lehnt und doch vollkommen aufrecht stehet,

kann

kann nimmermehr gefallen; weil wir wissen, daß die Stellung ohne irgend einen Grad von Anstrengung und Mühe unmöglich ist. Das Bücken eines Bogenschützen, indem er seine Sehne anzieht, um die Pfeile in einer beträchtlichen Weite fortzuschnellen, müste die Idee von Schwäche oder von Mangel an Geschick erzeugen. Hat er aber ein näheres Ziel, so kann die Stellung weniger unpassend scheinen. Eine aufgerichtete Haltung des Körpers ist oft passend, und der Gesundheit im allgemeinen portheilhaft, aber sie ist allein voll Anmuth, wenn sie zu der erzeugenden Leidenschaft paßt. Sie paßt einem bewafneten Soldaten, weil sie Hoheit der Seele begleitet und andeutet; sie gehört einer Person, dessen Rang und Fähigkeiten ihn zu einem hohen Selbstgefühle seines Werthes berechtigen; sie schickt sich für einen Mann oder ein Weib, das einen löblichen Unwillen ausdrücken soll; und sie ist denen Bewegungen und Stellungen angemessen, welche die menschliche Größe und Gestalt in einem vortheilhaften Lichte darstellen sollen; aber sie wird als Begleiterin der Bescheidenheit, der Demuth, der Ehrerbietigkeit, der Bitte, des Mitleids und Kummers, oder selbst der Trägheit, der

Fas-

Fassung, oder der müden Sehnsucht nach Ruhe widerlich, weil sie dann unnatürlich ist.

Ich mache hier zwischen Ausdruck und Schönheit einen Unterschied. Zusammengekrümmte und selbst schmerzhafte Stellungen können sehr viel Ausdruck haben und in so fern gefallen; aber wenn wir sie gleich wohl erfunden, wohl ausgeführt und natürlich nennen mögen, können wir sie doch nicht im strengsten Sinne des Ausdruckes, schön nennen. Von der Art ist die Gruppe Laokoons und seiner Söhne, sein Kampf mit den Schlangen und seine Todesquaalen. Von der Art ist die Stellung des verwundeten Fechters, die so ausdrucksvoll die letzte Anstrengung der sinkenden Natur, das letzte Aufblitzen des erlöschenden Lebens bezeichnet. Von der Art ist die Stellung des Sklaven, der dem geheimnißvollen Flüstern der Verschworenen lauscht; er kann nicht ohne Mühe lange darin bleiben, und doch hält ihn die Anstrengung seiner Aufmerksamkeit und die Besorgniß, sich einen einzigen Laut entwischen zu lassen oder zu überhören, von ihrer Veränderung ab.

Viertens: Schönheit und Plumpheit der Bewegung lassen sich nicht bequem durch

Worte

Worte bezeichnen, aber ich glaube, die eine gefällt und die andere mißfällt wieder vornehmlich vermittelst gewisser angenehmer oder unangenehmer Vorstellungen, wovon sie begleitet werden.

Ruhige Bewegungen mit einer solchen Anordnung und einer Proportion der Theile in dem bewegenden Gegenstande, die Veranlassung zu glauben geben, daß sie noch einige Zeit ohne Nachtheil fortdauren könnten, gefallen gemeiniglich. Zum wenigsten ist dies bey Thieren merklich der Fall; vorzüglich, weil sie eine der Natur des Thieres angemessene Vollkommenheit ausdrücken. Bewegungen aber, die durch Schwachheit, Unbehülflichkeit, Unvollkommenheit oder dem Anschein von Gefährlichkeit geprägt sind, kann man nicht schön nennen, weil sich ihnen unangenehme Vorstellungen zugesellen. Ein starker und schlanker Jüngling im Wettlaufe, oder ein muthiges Roß oder ein Windhund im vollen Rennen stellt ein Gemählde der ersten Art dar: und das Springen und Hüpfen des Rindviehes; das Schlagen eines großen ans Land gezogenen Fisches; das Wanken eines Kindes, das uns jeden Augenblick mit der Besorgniß, es fallen zu sehen, anfüllt,

anfüllt, und der Gang eines Mannes, den Arbeit, Gicht, oder Alter gekrümmt hat, oder den Fettigkeit faul macht, sind Beyspiele von der letzteren Art.

Mich dünkt, es ist Rousseau, der die Bemerkung macht, daß ein Weib beym Laufen nichts von der Anmuth hat, die sonst alle ihre Bewegungen belebt. Vielleicht mag das Schwimmen mit den Ellbogen und Rudern mit den Händen, die natürliche Folge ihrer Bestrebung mit aufgehobenen Armen den zärtlichsten Theil des weiblichen Baues zu sichern, ihrer Bewegung das Ansehen von Furchtsamkeit und Gezwungenheit geben. Oder vielleicht mag ihr darum in dieser Uebung etwas zu mangeln scheinen, weil unsere Sitten ihr eine größere Gewöhnung daran verbieten. Ovid sagt, Daphnes Schönheit wurde durch ihr Laufen erhöhet; aber er erklärt dies. *) — Virgil sagt bey dem Gemählde des reizenden Ganges seiner Camilla nicht ein Wort von der Grazie in ihrer Bewegung. **)

Der

*) Metam. I. 527.

**) Aeneid. VII. 810.

Der erste Dichter versichert in seiner Kunst zu lieben, *) daß Venus selbst Grazie hatte, wenn sie zur Unterhaltung ihres Freundes den lahmen Gang des armen alten Vulkans nachahmte. Das konnte vielleicht seyn. Denn eine solche Gebehrdung bey einer so liebenswürdigen Dame konnte eher den Begriff von Muthwillen als von Schwäche erwecken. Aber ich vermuthe, bloß sterblichen Schönheiten würde eine solche Gebehrdung nicht sonderlich kleiden: weil hierin dann etwas gar zu gewöhnliches ist. Denn keine Macht äußerlicher Reizungen wird ein feines Auge mit einer Bewegung oder einem Betragen aussöhnen, wenn man es gleich bloß angenommen weiß, das Mangel an Delikatesse oder an Geschmack verräth; so daß in der That ohne Gefühl und Geschmack selbst ein schönes Weib, das auf allgemeine Bewunderung Ansprüche macht, eine sehr schwere Rolle zu spielen hat. Aber wo diese in einer zierlichen Gestalt beysammen sind, sagen wir mit dem Dichter

Illam, quicquid agit, quoque vestigia flectit,
Componit furtim, subsequiturque decor **)

welches man umschreiben könnte:

„Wo-

*) Lib. II. 570.

**) Tibullus. Eleg. IV. 7.

„Wohin sie sich bewegt, begleitet die Gra-
„zie sie. Was sie auch thun mag, so ord-
„net die Grazie, ohne bemerkbare Absicht,
„ihre Form und mißt ihre Bewegungen ab."

Das Wogen der ungebrochnen Wellen im Meere ist schön, vielleicht seiner Ebenheit, Gleichmäßigkeit und ruhigen Ründung wegen; alles Umstände, denen sich die Idee einer grossen Bewegung ohne Schwierigkeit beygesellet. Diese muß aus mancherley Gründen weit angenehmer seyn, als eine träge oder schwache Bewegung mit einiger Unruhe. Daher ist das Fortseegeln eines Schiffes durch einen geschwellten, aber nicht stürmenden Ozean, von einer außerordentlichen Schönheit; denn es rührt die Einbildungskraft mit einer Fülle lachender Bilder; mit den Bildern der Kühnheit, der Kunst und des sicheren Muthes der Seefahrer; der Vollkommenheit des Mechanismus, dem ein so heftiger Widerstand wenig Gefahr drohet; und aller Vortheile der Schiffahrt und des Handels. Und in beyden Fällen schließt sich Erhabenheit an die Schönheit an, die Wirkung der Gegenstände auf die Seele des Zuschauers zu verstärken. Das wütende Weltmeer, das Wellenge-

birge aufthürmt, ist im höchsten Grade erhaben; und würde den Geist mit einem angenehmen Staunen erfüllen, der ihm ohne Besorgniß zusehen könnte; *) aber es veranlaßt zuviel Bilder von Gefahr und Schwierigkeit, als daß es das sanfte Entzücken zu erzeugen vermöchte, welches jede Betrachtung der Schönheit begleitet.

Herabhangende Fahnen und Flaggen sind ohne Bewegung Sinnbilder der Unthätigkeit, und daher nicht schön; als in so fern sie vielleicht dem Auge mit dem Glanze ihrer Farben gefielen und die Ideen von Frieden und Ruhe herbeyführten. Aber Fahnen und Flaggen, wenn sie im Winde flattern, ergötzen das Auge mit den wechselnden Schattirungen des Colorits und ihre ruhige Bewegung, stellen der Einbildungskraft daher Bilder des geschäftigen Lebens dar, und Bilder soldatischen Glanzes. Dryden hat dies mahlerisch und schön ausgedrückt:

The flag along spread ruffling to the wind,
And sangvine streamers seem the flood to fire:

The

*) M. s. die Bemerkungen über das Erhabene.

The weaver, charmd with what his loom
design'd
Goes on the ſea, and knows not to
retire *)

Er ſcheint ſich in dies Bild verliebt zu haben; denn an einem anderen Orte, wo er eine Fahne beſchreibt, in welcher der Kriegesgott abgebildet war, ſagt er mir ſeiner gewöhnlichen Stärke:

Red was his ſword, and shield, and
whole attire,
And all the godhead ſeend to glow
with fire;
Even the ground glitter'd where the
ſtreamer flew
And the green graſs was died with
ſangvin hue. **)

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob das Erhabene oder Schöne in dieſer Stelle beſonders hervorſteche.

Der ſchwere Schritt eines Pflügers iſt unbehülflich; denn er leitet uns auf die Vorſtellung körperlicher Kraft, die Arbeit geſchwächt oder nicht zu ſeinem Vortheil geſtärkt hat; auf die Vorſtellung ungebildeter Sitten, und an-

*) Annus mirabilis.

**) Knight's Tale.

derer Uebel, die ein Leben voll Arbeit und Armuth begleiten oder zu begleiten scheinen. Aber der Pflüger selbst fühlt niemahls den Mangel an Grazie in seinem Gange, weil sie auch allen seinen Freunden und Nachbahren fehlt, und er von keinem besseren weis. In der That sehen wir Landleute hierin einander gegenseitig nachahmen, und den jungen, hurtigen Mann aus freyer Wahl diese Bewegungen annehmen, die eigentlich ein natürlicher Ausdruck des Alters, der Schwäche, und der Mattigkeit sind.

Aber noch weit unanständiger ist das Einherstrotzen des feyerlichen Narren, und die Wendungen des Stutzers, bey dem jede Bewegung das Gepräge der Eitelkeit und der Ziererey oder eines ekelhaften Grades von Selbstgefühl und Selbstgenugsamkeit führt.

Cicero tadelt im Nahmen der Stoiker, (bey denen Anmuth und Würde in einer vollkommenen Gleichförmigkeit der Gebehrden für jede Gelegenheit bestand) jede Bewegung, welche die Gesichtszüge verändert, das Athmen vermehrt, oder irgend eine Störung des Gleichmuths verräth. *) Aber ich glaube, die heftigste

*) Cicero de Offic. Lib, I. §. 36.

tigste Bewegung wird Grazie haben, wenn sie eine gute Leidenschaft ausdrücken soll: wie die Bewegung des Kindes, das nach einer langen Abwesenheit an seinen Vater hinaufspringt, an seinem Halse zu hängen. Nichts wird das Auge beleidigen, das das Herz zu angenehmen Leidenschaften erwärmt oder der Phantasie freundliche Bilder gewährt.

Die Miene und diese Bewegungen, die wir im gemeinen Leben reizend nennen, begreifen verschiedene Theile, wovon ein jeder bey einer genauen Untersuchung in einer Verbindung mit angenehmen, Moralität, Geistes- oder Körpervollkommenheit betreffenden, Gedanken sich finden lassen wird. Eine reizende Miene verräth Gegenwart des Geistes und eine vollkommene Herrschaft über den Körper; zugleich ein artiges, heiteres und freyes Betragen, das weder durch Furchtsamkeit niedergedrückt wird, noch in Petulanz ausbricht; sondern immer zwischen dem rohen und gekünstelten, zwischen Hochmuth und Niederträchtigkeit, zwischen Anmaßung und Demuth die richtige Mittelstraße hält, welche eine Milde, einen Adel der Seele, Geist, eine liebe zärtliche Anhänglichkeit an andere, und

eine Vergessenheit seiner Selbst und noch andere Theile der Anständigkeit zeigt, und deswegen die gefälligsten Ideen darbietet, die mit eleganter Unterhaltung und feinen Sitten immer in einem Zusammenhange stehen. Und dies alles darf niemahls den Schein des Studiums und des Gesuchten haben, wenn es nicht die unangenehmen Bilder von Zwang und Verstellung erwecken soll. Aller Schulunterricht in Absicht körperlichen Anstandes zweckt allein auf Verbesserung oder Begegnung übeler Angewöhnungen und dazu ab, der Seele die Herrschaft über den Körper zu geben; muß aber nicht mehr im gewöhnlichen Menschenleben ausgeübt werden, als der formale Styl der Deklamation im freundschaftlichen Gespräche vorkommen darf.

Wahrscheinlich übertrafen die alten Griechen und Römer uns weit in Rücksicht der Gebehrden und des Anstandes. Denn ihr Körper wurde durch die beständige Uebung geschmeidig erhalten, und war nicht mit drückender Kleidung wie der unsrige beladen; außerdem erhielten sie (wenigstens die Männer,) Unterricht, mit Anmuth zu sitzen, zu stehen, zu gehen

und

und zu laufen. Und doch beklagt sich Cicero, und wir haben noch mehr Grund darüber Klagen zu führen, daß viele von den theatralischen Bewegungen und den körperlichen Uebungen widerlich wären, weil sie sich von Natur und Einfalt zu weit entfernen und zum Dekorum eines männlichen Charakters nicht passen. *)

Zu den Zeiten des Heroismus und der Fabel kannte man die Gottheiten an ihrem Gange und vorzüglich an ihren Bewegungen. Juno führt selbst ihren königlichen Einherschritt an.

Aſt ego, quae Diuum *incedo* regina — Iouisque
Et soror, et conjux —

Man sieht die stolze Miene und den stattlichen Schritt, womit die stolze Königin vom Olymp herabsteigt, in diesen Worten. Venus hat, ob sie gleich nicht eine so majestätische Person ist, doch einen gewissen natürlichen Gang, der sogleich ihren hohen Rang als Göttin verräth. Als sie den erborgten Charakter einer tyrischen Jägerin wieder ablegte, geschah dies nicht dadurch, daß sie sich wegwendete und das Glühen ihres rosigten Nackens enthüllte, oder ihr Haar himmlische Gerüche athmete, noch

*) Cicero de offic. Lib. I. 36.

dadurch, daß ihr Kleid bis zum Boden herabfloß, etwas das sie ihrem Sohne bekannt machen konnte: sondern als er sie in Bewegung sah,

Vera *incessu* patuit Dea.

erkannte er die Göttin am Gange. Dies mag ein Beweis dafür seyn, wie hoch die Alten Grazie im Gange schätzten, und in der That kann sie schwerlich selbst ein gewöhnlicher Zuschauer ohne alle Bewegungen der Seele wahrnehmen; selbst der, welcher darin keine Bedeutung zu finden versteht, muß aus der Harmonie der körperlichen Theile, aus der Ruhe und dem Frieden, der Stärke und Fassung, mit welchen sie sichtbar wird, ein hohes Vergnügen schöpfen.

Tanzen ist mit so vielerley freundlichen Vorstellungen von Jugend, Gesundheit, Regsamkeit, Frohheit und Schönheit vergesellschaftet, daß seine gewöhnlichen Bewegungen immer gefallen müssen, wenn sie nicht mit einigen Seltsamkeiten verknüpft sind, die immer unangenehmen Bildern von Häßlichkeit, Ungeschicklichkeit, Künsteley, Schaamlosigkeit oder anderen Unanständigkeiten nicht wenig Leben ge-

ben

ben. Doch es bedarf dieser Anmerkung nicht, weil es bekannt ist, wie weit sich die Bewegungen mancher Tänzer von aller Anmuth entfernen. Manches wird von der Artigkeit, guten Gestalt und Geschmeidigkeit des Tänzers abhängen; manches von der Ruhe, mit der die Bewegungen geschehen, und vieles von ihrer vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Ausdrucke und dem Rhythmus der Musik und den Regeln des Tanzes.

Eben so natürlich ist die Anmerkung, daß nicht alle Tänze gleichviel Grazie haben. Diejenigen, welche die Bewegungen, Gestalt, Gelenkigkeit zum grösten Vortheile des Tänzers zeigen, sind bekannt; aber einige Touren, besonders in der Menuet, scheinen, wie schon bemerkt ist, ihren Reiz eher von ihrer Schwierigkeit, als von ihrer Zierlichkeit und Annehmlichkeit zu bekommen. Die Menuet ist, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, dem Tänzer nicht so vortheilhaft, als der Tänzerin, deren volles und fließendes Gewand nicht allein der Gestalt eine Würde, und ihren Bewegungen eine ruhige Wellenform giebt, sondern auch den Uebelstand und (wie ich schon gesagt habe) die Verdrehung der Füße verdeckt.

Damit ich in dieser Materie nicht zu tiefsinnig werde (da ich wenig Kenner in dieser schönen Kunst bin) will ich allein noch die Bemerkung hinzufügen, daß mancher Tanz durch die Vereinigung einer Regelmäßigkeit mit einer scheinbaren Verwirrung gefällt, welche die Bewunderung rege macht, und uns einen vortheilhaften Begriff von der Geschicklichkeit beybringt, mit der er angelegt ist und ausgeführt wird. Manches musikalische Stück hat den nehmlichen Zweck und aus demselben Grunde auch die nehmliche Wirkung: z. B. Fugen, bey denen die verschiedenen Stimmen und Instrumente eine und ebendieselbe Arie immer in einiger Entfernung von einander anfangen und so durchführen, daß die eine das Echo oder die Nachahmung der anderen zu seyn scheint. Und doch ist der Einklang weder Mißton noch Verwirrung, die man eigentlich wohl erwartete, sondern vollkommene Harmonie. Dies setzt uns in ein angenehmes Erstaunen. Dies erhöhet unsere Bewunderung der Geschicklichkeit des Componisten und der Geschmeidigkeit der Spieler.

Ich getraue mir nicht, zu sagen, ob irgend ein Dichter so viel reizende Begriffe von

Schön-

Schönheit in ihrer größten Mannichfaltigkeit von Farbe, Gestalt, Anstand und Bewegung in irgend einem Gemählde dargestellt hat, als Gray in folgendem Bilde zusammenverbindet.

„Sanft rinnend verkünden die Ströme ih-
„rer Königin Ankunft. Wohin sie sich
„wendet, huldigen die Grazien ihr. Mit
„erhabenen Waffen, die durch die Luft
„schwimmen, schwebt sie leicht und lang-
„sam daher. Auf der warmen Wange
„und dem wallenden Busen glänzt die
„Blume junger Begierden und das
„Purpurlicht der Liebe."

Wie die menschliche Stimme der Ton ist, der auf dem geradesten Wege durch das Ohr zum Herzen des Menschen gelangt, so ist das, was in dem kleinsten Raume die reichste Mannichfaltigkeit und größte Abwechselung von Schönheiten darstellt, das menschliche Gesicht. Unsere Vorliebe für dies Meisterstück der Natur ist so groß, daß wir dem höchsten erschaffenen Wesen, das sich unserem Auge darstellen könnte, gewiß eine Aehnlichkeit mit dem "göttlichen Menschengesichte" geben würden. Und darum billigen

billigen wir die Bilder der Mahlerey und Dichtkunst, durch die uns Engel und personificirte Tugenden unter der Form schöner Männer und Weiber dargestellt werden.

Ich behaupte nicht, daß das Vergnügen, welches wir beym Anblick dieser wunderbaren Vereinigung sichtbarer Reize empfangen, ganz und gar Wirkung einer auf Erfahrung gegründeten und durch Gewohnheit fortgestellten Ideenverbindung sey. Aber ich glaube ganz frey versichern zu können, daß es zum Theil von dieser Ursach sich herschreibe.

Man wird mir wohl, denke ich, zugestehen, daß regelmäßige, mit feinen Farben erleuchtete Gesichtszüge, wenn ihnen aber Ausdruck fehlt, nicht sonderlich, und wenn sie einen bösen haben, ganz und gar nicht schön sind. Oder sollte man annehmen, daß ein solches Gesicht doch wohl seine Bewunderer fände, so muß es diese nur unter solchen (und es giebt deren übergenug) erwarten können, die nicht genug Scharfsinn haben die Seele im Gesichte zu lesen, und die folglich keine kompetente Richter menschlicher Schönheit seyn können. Von der

anderen Seite sind häßliche Gesichtszüge, wenn sie nur einen guten Verstand, und ein empfindliches, sanftes, frohes Temperament ausdrükken, nie denen unangenehm, die ihre Bedeutung zu entwickeln verstehen, sondern können im Gegentheil höchst angenehm und selbst wahrhaft liebenswürdig seyn.

Nun werden wir ohne Erfahrung nicht wissen, welcher Blick des Auges Güte des Herzens, oder welcher böse Eigenschaften anzeigt, und der erstere wird bei uns deshalb weder gefallende, noch der letztere mißfallende Nebenbilder erwecken können. Ja ohne Erfahrung können wir nicht wissen, welche Gesichtsfarbe Gesundheit und Jugend begleitet, oder welche des Gegentheil bezeichnet; noch können wir einen Grund haben, eine Farbe der anderen vorzuziehen. Aber nach der Erfahrung, daß gewisse Gestalten und Farben der Züge gemeiniglich gewisse angenehme Beschaffenheiten des Körpers und der Seele verrathen, so werden sie so fest in unserer Einbildungskraft oder unserem Gedächtnisse mit einander verknüpft, als die Worte einer bekannten Sprache mit den Gedanken, die sie bezeichnen; so daß das äußere

Zei-

Zeichen nicht sobald wahrgenommen ist, als ihm auch die dadurch angedeutete Idee sogleich nachfolgt.

Zum Beweise für dies Räsonnement dient die Bemerkung, daß Leute, die aus einem Mangel an Erfahrung oder natürlichem Scharfsinne, nicht die feinsten Kenner in Absicht der Seelengaben sind, immer mehr geneigt seyn können, sich durch regelmäßige Züge und eine muntere Gesichtsfarbe fesseln zu lassen, indeß erfahrenere und feinere durchdringende Beobachter nirgends ein eigentliches vollkommenes Wohlgefallen empfinden, als wo sie jene niedlicheren und bedeutenderen Grazien wahrnehmen, die ein Zeichen eines vollkommeneren Geistes und moralischer Tugend zu seyn scheinen.

Der auffallendste Zug im Gesicht, und das, worauf wir unsere Aufmerksamkeit am meisten richten, ist das Auge. Dies ist zusammen mit den Augenliedern, Augenwimpern und dem Augenbraun der Hauptsitz alles Ausdruckes. An diesem Fenster (wie der weise Mann es nennt) zeigt sich die Seele oft in ihrer wahren Gestalt, selbst wenn der Pförtner unten (ich meyne die Zunge,)

Zunge,) uns überreden will, daß sie gar nicht da sichtbar und sonst wo beschäftigt, oder daß es eine ganz andere Person sey, die da heraus sähe. Lächeln und Traurigkeit entdecken sich zum Theil am Munde, das erstere durch Erhebung, die letztere durch Herabdrücken seiner Winkel, und doch könnten wir ein lachendes Gesicht für ein weinendes halten, wenn wir auf das Auge nicht Acht haben. Dies kleine Organ, wenn es entweder von Freude glänzt oder in Kummer zerschmilzt; wenn es Unwillen blizt oder in Zärtlichkeit schmachtet; wenn es eine dem stätigen Lichte überlegene Stärke glühet, oder in Erguß der Güte und Dankbarkeit strömt, ist eins der angenehmsten, interessantesten Gegenstände des sichtbaren Weltalls. Es ist mehr darin, als Gestalt, Bewegung und Farbe; es ist Gedanke und Leidenschaft; Leben und Seele; Vernunft und Sprache. — Und was ist denn das nun, was die Schönheit dieses Zuges bildet? Und warum gefallen uns einige Bewegungen desselben mehr, als andere?

Venus sagt beym Shakspeare:

„Meine Augen sind dunkel und glänzend,
„und schnell in der Wendung." *)

d. h.

*) Shakspeare's Venus und Adonis.

d. h. sind schwarz, haben ein feines Wasser (um ein Gleichniß vom Demanten herzunehmen) und haben eine Mannichfaltigkeit im Ausdrucke.

Ein dunkelgefärbter Augenstern mag vielleicht natürlich mehr gefallen, als ein blässerer; weil er das Auge mit der Weisse des Apfels in einen auffallenderen Contrast setzt und ein glänzenderes Zurückwerfen der Lichtstrahlen macht; und glänzende Farben werden, wie ich schon vorher bemerkt habe, selbst von Kindern den dunkeleren vorgezogen. Und die Bewegung, folglich der Ausdruck eines blauen oder dunkelen Auges sind unmittelbarer, genauer zu unterscheiden und in einer größeren Entfernung erkennbar, als die eines helleren. Dies mag die Schönheit dieses Organs innerlich und absolut bestimmen, ohne daß sie weiter von den assoziirten Ideen moralischer Verstandes- und körperlicher Vortreflichkeit abhängig wäre.

Aber ein Auge kann dunkelgefärbt und doch nicht schön seyn. Seine Bewegungen können nur Schwäche, Unstätigkeit oder Ungleich-

gleichförmigkeit andeuten, welche, wie wir wissen, ein verdrossenes Temperament, eine herumschweifende, verwildete Aufmerksamkeit oder eine unveränderte Gleichheit und Mangel an Ideen begleiten, so erweckt es gewiß mißfallende Vorstellungen und giebt uns eher das traurige Gefühl verfehlter Befriedigung, als wahren Vergnügens. Dunkele Augen, die Seelenschwäche zu bezeichnen scheinen, sind selbst unangenehmer, weil sie mehr als solche auffallen, die bey der nehmlichen Bedeutung heller gefärbt sind.

Ein helles Auge von einem reinen Wasser ist meistens schön, wenn in seinem Ausdrucke nichts widerliches liegt; denn es bringt uns die Ideen von Vollkommenheit, Gesundheit und Munterkeit nahe. Und da man dies Organ von lebhaften Gedanken und Leidenschaften ein stärkeres Licht bekommen gesehen hat, so ist sein Leuchten bey seiner Erscheinung fähig, in der Seele des Zuschauers Gedanken von Lebhaftigkeit, von Scharfsinn, Froheit, Edelmuth, und anderen angenehmen Eigenschaften aufzuwecken. Was Wunder dann, wenn man es für schön hält!

Die "Schnelligkeit in der Wendung", die der Dichter schönen Augen nothwendig hält, deutet in der Seele eine Fähigkeit an, schnell von einem Gedanken zu einem anderen überzugehen; ein angenehmes Talent in der Begleitung von gutem Menschenverstande, und gerade das Gegentheil von Verdrieslichkeit, Unaufmerksamkeit und Dummheit. Der feste und unveränderte Glanz eines unbelebten Auges ist schrecklich. Er bringt uns auf die Vorstellung des Todes, und ist ein Blick, wie man ihn bey einem Geiste erwarten dürfte. So versteht es unser großer Dichter:

Shou haſt no ſpeculation in thoſe eyes
Wich thou doſt glare with —

ſagt Macbeth zum ermordeten Banquo. Das nehmliche ſagt Spenſer in einer der vortreflichſten Stellen der beſchreibenden Dichtkunſt:

—„Jedem zur Seite ſtanden die zitternden „Geiſter, mit trübem, erſchrockenem Mu„the, mit eiſernen Zähnen knirſchend, und „aus ſteinernen Augen ſtarrend." *)

In der That hängt die Schönheit des Auges vorzüglich von ſeinem Ausdrucke ab. Wenn es eine

*) Fairy Queen. Book I. canto. 5, ſtanza, 32.

eine freundliche Idee der Seele herbeyführt, wodurch sie belebt wird, so müssen wir in demselben Maasse Gefallen daran finden, als wir die guten Eigenschaften billigen, die wir darin ausgedrückt glauben. Und da Augen, ihre Farbe mag seyn welche sie will, gute Herzensgaben andeuten können, so können Augen von jeder, wenigstens von jeder gemeinen Farbe schön seyn. Der Ausdruck in einem dunkeln ist ohne Zweifel durchdringender und mehr sprechend, als der in anderen; aber ein angenehmer Ausdruck ist nicht in einer gewissen Farbe begränzt, noch von irgend einer ausgeschlossen. Und das nehmliche findet in Absicht auf einen unangenehmen Ausdruck statt. Augen vom reinsten Wasser und der besten Farbe werden mit Mißfallen angesehen werden, wenn man in ihnen die Sprache des Neides, des Stolzes, des Argwohns, der Grausamkeit und Narrheit wahrzunehmen glaubt.

Die Schönheit der anderen Züge kann auf denselben Grundsätzen sich stützen. Weiß und roth sind ohne Zweifel an sich selbst schön, und die Delikatesse und Zartheit, mit der sie auf einem blühenden Gesicht sich ausbreiten, ist zum

Erstaunen wirksam. Ob aber gleich nach unseren Begriffen keine Schönheit ohne eine solche Vermischung von Roth und Weiß in ihrer Vollkommenheit möglich ist, so rührt das Vergnügen bey der Betrachtung einer schönen Gesichtsfarbe, wie schon oben bemerkt ist, hauptsächlich von der begleitenden Vorstellung der Jugend, Gesundheit, Sittsamkeit, Gutmüthigkeit, mit denen sie in einem natürlichen Zusammenhange steht, her. Würde sie uns (wie dies wahrscheinlich bey einem gebohrnen Neger, wenn er sie zum ersten mahle sähe, der Fall seyn würde) von der Vorstellung einer Unvollkommenheit, Krankheit oder sonst einer Unnatürlichkeit im menschlichen Körper begleitet, so würden wir uns von ihr mit Abscheu wegwenden.

Was die Züge allein und ohne Hinsicht auf die Gesichtsfarbe betrift, so kann man die allgemeine Anmerkung machen, daß das, was wir Regelmäßigkeit nennen, einen Grund der Schönheit ausmache. — Aber warum ist dies so? — Nicht deswegen, weil es ein gleichförmiges Temperament und die Entfernung der Leidenschaften andeutet, welche Gesichtszüge unregel-

regelmäßig machen könnten? Jede übele Leidenschaft stört in einem höheren oder geringeren Grade die Ordung der Züge, und wenn eine sehr lange Nase gewöhnlicher, als eine von mäßiger Länge wäre, so würden wir der ersten sicherlich den Vorzug geben. Ein Zug sehr über oder unter sein richtiges Verhältniß erhoben oder verringert, das heißt über oder unter der gewöhnlicheren und als der schicklichsten Proportion, mißfällt durch das Aufrufen übeler Ideen von Ausschweifung, oder Mangel, Krankheit oder Unvollkommenheit.

Ein lächelndes Gesicht ist ein liebenswürdigerer Gegenstand, als eins unter den Verzerrungen des Lachen; zum Theil weil das erste weniger entstellt ist, und das letztere nicht lange ohne Schmerz in der Haltung bleiben kann; vorzüglich aber weil das eine die Tugenden guter Laune und Heiterkeit entwickelt, das andere, von der besten Seite genommen, der Ausdruck einer Fröhlichkeit ist, die keine Tugend ist, und dem verdrießlichen Leidenschaftlichen eben so gut einmahl, als dem Gutherzigen und Sanften anstoßen kann. Einige von unseren englischen Dichtern nennen Venus die Gelächterliebende

Dame; Aber Homer nennt sie mit weit größerer Beurtheilung, "das Weib, das lächeln liebt." *)

Jede Wendung der Gesichtszüge, die auf gute Herzensgaben deutet, ist dem Zuschauer angenehm. Aber wären die Naturgesetze in Hinsicht auf menschliche Physiognomie das Gegentheil von den itzigen, so glaube ich, würden unsere Ideen von Schönheit es ebenfalls seyn.

Ich will diese Untersuchung mit zwey Bemerkungen schließen. — Einmahl: daß menschliche Schönheit so fern davon ist, bloße Erhabenheiten und Tiefen in der Haut zu seyn, (um die Ausdrücke des schottischen Sprichworts beyzubehalten), daß sie ihren Ursprung und ihre wesentlichen Charaktere allein von der Seele herleitet. Deshalb können die meisten Menschen sie einigermaßen erhalten, die Lust haben, ihre Seelenkräfte zu bilden und guten Neigungen nachzugehen anfangen. Und ohne einen gesunden, munteren Verstand, ohne ein heiteres, wohlthätiges und edeles Temperament wird weder Feinheit in der Form, noch Delikatesse

der

*) M. s. Abhandl. über das Lachen. Einleitung.

der Hautfarbe, noch Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, jemahls die eigentliche Schönheit bilden, die allein einem scharfsichtigen Auge behagt, und allein einen verständigen Geist auf immer an sich zu fesseln vermag. Was für Ideen werden wir mit dem Nahmen eines artigen Dummkopfes, oder eines niedlichen vierschrötigen Weibes verbinden? Gewiß keine angenehmen, sondern weit eher diesen entgegengesetzte. "Schönheit" sagt Plutarch, "ist die "Blume und Blüthe der Tugend" — Sie ist auch äußerlich zierlich, eine Wirkung einer mit thätigen guten Natur.

Zweytens bemerke ich, daß Schönheit doch kein so unbestimmtes Ding ist, als mancher Philosoph sich einbildet. Die Menschen mögen in ihren Begriffen hierin von einander in Hinsicht auf sie, als einen Gegenstand der **Zärtlichkeit** und des **Wohlgefallens**, abweichen, und dies wird gewiß immer der Fall seyn, solange eine Verschiedenheit in ihren Gebräuchen, Vorurtheilen, Neigungen und Fähigkeiten statt findet. Aber es giebt dessenungeachtet ein Muster und einen Maasstab des Schönen. Warum würden wir sonst die Statüen als schön bewunderen, welche schon bey den Alten Gegenstände der Be-

wunderung waren? — Und woher sollte jenes genaue Einstimmen der Züge von Schönheit, die Homer, Virgil und Ovid mit einem so grossen Entzücken entwerfen, in unsere Begriffe rühren? Andromache mit trähnendem Auge lächelnd, *) würde izt noch ein eben so angenehmer Gegenstand seyn, als sie es vor dreytausend Jahren war; und Venus und Lavinia würden in Reynolds Copie vom Original des mantuanischen Dichters **) das Muster aller weiblichen Anmuth, aller weiblichen Zartheit seyn.

Um dies deutlicher zu machen, erlaube man mir die Eintheilung der Schönheit in diejenige, welche zum allgemeinen Geschmacke paßt, und diejenige, welche den verschiedenen Launen, und Phantasien der Menschen nur eine Befriedigung verspricht.

Auf diese Art finden einzelne Männer und Weiber oft an Dingen ein Wohlgefallen, worüber sich ihre ganze Bekanntschaft wundert; aber niemand erstaunt darüber, daß der Belvederische Apollo, der Antinous, die Medizeische Ve-

*) Δαιρυοεν γελασασα. Hom. Il. VI. 484.
**) Virg. Aeneid. I. 402. — XII. 64.

Venus mit Bewunderung angesehen werden. So kann jemand seinen Geburtsort vorziehen, der an innerer Schönheit tausend anderen weit nachstehen muß. Ein solcher Geschmack kann denen, welchen die Ursach fremd ist, seltsam vorkommen; aber niemand wird sich wundern, wenn man in den Szenen von Richmond oder Shooters-hill, von Canewood oder Taymouth, von Lochs-lomond oder den Seen bey Keswick bezaubernde Reizungen findet.

Des Cartes führt seine Partheylichkeit für schielende und zugleich triftige Gründe zu dieser Vorliebe an. Und mehrere andere dergleichen Fälle von einem besonderen Geschmacke in Absicht von Zügen, Gesichtsfarbe, und Gestalt, beruhen auf gleichen Grundsätzen. Wenn eine Person uns in irgend anderen Rücksichten gefällt, so werden die von seinen besonderen Eigenschaften, die anderen sehr gleichgültig oder auch wohl sehr unangenehm vorkommen, liebenswürdig vermittelst der angenehmen Ideen in unseren Augen werden, womit sie in unserer Einbildungskraft assoziirt sind. Aus diesem Grunde, glaube ich, sprach Anacreon sehr günstig von zusammenlaufenden Augenbrauen; ein Um-

stand, der den Critikern viel zu schaffen gemacht hat, weil sie den Dichter niemahls als einen Menschen, sondern immer nur als Schriftsteller betrachteten, und sich eingebildet zu haben schei-nen, er würde nichts von seinen eigenen Beson-derheiten erwähnen, was nicht auch durch den allgemeinen Geschmack seines Zeitalters sich ge-rechtfertigt fände. Ohne Zweifel hängt von ei-ner ähnlichen Association die Vorliebe mancher Menschen für einen längeren, mancher für einen kürzeren Wuchs ab; einiger für einen plumpen, anderer für einen schlanken Bau; einiger für eine erhabene, anderer für eine niedrigere Stir-ne; einiger für diese Farbe des Haares, für diese Gattung von Augen, anderer wieder für eine andere. Und sehr gemeiniglich wechselt hierin und in anderen Besonderheiten der Ge-schmack nach der Maasgabe, wie die Neigung gegen irgend einen Gegenstand auf einen an-deren übergehet.

Was ich unter Schönheit, die zum allge-meinen Geschmacke paßt, verstehe, unterschei-det sich von diesen Formen, die diesen und an-deren Phantasien und Vorlieben Befriedigung gewähren. Zufällig kann sie dies auch, wenn z. B.

jemand

jemand in eine Person verliebt ist, welche die ganze Welt für schön erklärt; aber noch öfter trift sich beydes nicht zusammen, denn jemand kann durch Eigenschaften gefesselt werden, die ihm höchst liebenswürdig und bewundernswerth, und anderen dies gar nicht oder doch weniger vorkommen. Es giebt aber gewisse Formen, und Stellungen, und Bewegungen des menschlichen Körpers, die jeden, der sie sieht, ergötzen, und wenn sie gleich nicht die zärtliche Zuneigung erwecken, die jemand gegen seinen Günstling hegen kann, doch von allen für bewunderungswürdig anerkannt werden. Mich dünkt, es wird mir hierin niemand widersprechen, der einige Zeitlang eine gute Copie der so oft angeführten Venus und des Apollo betrachtet hat.

Dies alles kann man bequem aus den Grundsätzen der Ideenverbindung erklären. Was im menschlichen Körper vollkommen ist oder scheint, muß gefallen, solange als nur körperliche Vollkommenheit nützlicher und angenehmer als der Mangel daran ist. Und solange nur Tugend und Gutmüthigkeit von den Menschen für schätzbare Eigenschaften anerkannt

werden

werden, so muß jeder Blick des Auges, jede Mine des Gesichtes ergötzen, welche die Ideen von Feinheit, guter Laune, Bescheidenheit, Edelmuth, Freundlichkeit, Freundschaftlichkeit, und Gutmüthigkeit erregt.

Aber hat jedes Individuum des Menschengeschlechtes die nehmlichen Ideen von körperlicher und Seelen-Vortreflichkeit? Und ist dies nicht, wie ist es möglich, daß irgend eine Gestalt von menschlicher Schönheit jedem einzelnen gefallen könne?

Ich antworte: daß Wahrnehmungen natürlich und Meynungen richtig seyn können, wenn sie sich auch nicht in jedem einzelnen Menschen finden. Hören und sehen ist natürlich; aber einige Menschen haben das Unglück, blind und andere taub zu seyn. Die erhabensten Melodien Händels können irgend einem sehr geschmacklos und seicht vorkommen, der kein musikalisches Gehör besitzt; aber Händels beste Melodien sind für alle reizend. Reinlichkeit, die beydes Gesundheit des Körpers und Delikateſſe der Seele befördert, verdient ohnfehlbar vor seinem Gegentheil den Vorzug, und doch

liebt

liebt der Hottentotte es mehr, im Schmutze wie ein Vieh, als wie ein Mensch zu leben. Nichts überzeugt mehr, als eine Demonstration des Euklids; aber die Vernunft muß zuvor ein wenig gebildet werden, ehe sie soviel begreifen kann. Ohne Fähigkeit, ein Ding zu begreifen, kann man überall nicht von ihm urtheilen; und um über ein Ding ein richtiges Urtheil zu fällen, muß die perzipirende Fähigkeit vorher gar sehr gebildet seyn.

Schönheit kann, gleich anderen Dingen, nicht ohne Anschauungsfähigkeiten überhaupt, und ohne erhöhete gebildete Fähigkeiten nicht genau wahrgenommeu werden. Wir können niemahls gültige Richter von menschlicher Gestalt seyn, ehe wir nicht eine Mannichfaltigkeit menschlicher Figuren gesehen und die körperlichen Verhältnisse, die zur Ausübung der Funktionen die bequemsten sind, nicht sogleich durch das Auge unterscheiden gelernt haben; noch über das menschliche Gesicht vernünftig urtheilen, wenn wir nicht schon eine Menge von ihnen gesehen, mit einander verglichen, die Wirkung jedes Zuges auf den anderen beobachtet und den Zusammenklang zwischen ge-

wissen

wissen Zuständen der Seele und des Körpers und gewissen Erscheinungen im Gesichte ausfindig gemacht; noch wenn wir nicht von der Natur die besondere Art eines durchdringenden Blickes (den nicht jeder hat,) erhalten haben, welcher uns von den Blicken und dem Betragen auf Gedanken und Temperament zu schließen in den Stand setzt.

Nach dem Maaße dieses durchdringenden Blickes, nach dem Maaße des Beobachtungsgeistes und der Erfahrung in diesen Hinsichten wird jemand mehr oder weniger, wie Terenz es nennt, elegans formarum spectator, ein richtiger Beurtheiler der Formen seyn. Und wir können sicherlich behaupten, daß unter Leuten, die in diesen Rücksichten alle gleiche Gaben besitzen, in Rücksicht auf menschliche Schönheit kein wesentlicher Unterschied in den Meynungen Statt finden werde.

Auch in der That nicht einmahl in Hinsicht auf irgend eine einzelne Gattung der Schönheit. Zwey ganz völlig gleich mit der Natur des Pferdes bekannte Personen werden kaum verschiedene Urtheile über die Schönheit dieser Thiergattung

tung fällen können. Bey jeder Klasse sichtbarer Dinge, die einer Unordnung fähig oder einer Verbesserung empfänglich sind, werden diejenigen Formen die freundlichsten Ideen erwekken und daher für die schönsten gehalten werden, welche die vollkommensten sind, oder der Vollkommenheit doch am nächsten kommen. Aber Vollkommenheit oder der Grad von Unvollkommenheit in irgend einem Individuo ist auch denenjenigen bemerkbar, welche die Natur seiner ganzen Gattung kennen; und mit der Natur vieler Gattungen können diejenigen nur vertraut seyn, die angebohrner Scharfsinn, und ein ausgedehnter, sorgfältiger Beobachtungsgeist sie mit Erfolg zu studieren in den Stand setzt.

Soviel vom Ursprunge unserer Begriffe von Schönheit. Sie scheinen in allen Fällen auf die Grundsätze der Assoziation zurückgeführt werden zu können, vielleicht den einzigen Fall ausgenommen, wo man Farben allein ihres Glanzes oder ihrer Delikatesse wegen schön nennt. Denn glänzende und zarte Farben, vorzüglich aber die erstern, werden von den Kindern lange vorher außerordentlich geliebt, ehe sie etwas von Anmuth in Gestalt, Bewegung oder An-

stand

stand wissen, oder über Nützlichkeit, Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der sichtbaren Dinge ein Urtheil zu fällen vermögen. Aber unser Geschmack bey dieser Gattung von Schönheit scheint doch in so fern von Assoziation abhängig zu seyn, als kein Grad des Glanzes, kein Grad der Milde uns jemahls mit irgend einer Farbe aussöhnen wird, die wir als Wirkung oder als die nothwendige Begleiterin unangenehmer Eigenschaften kennen.

Hält man diese Untersuchung für zu lang als ein Beyspiel, so betrachte man sie als eine Ausschweifung, die itzt geendet ist, und wovon ich itzt wieder zu meinem Gegenstande zurückkehre.

Fünfter Abschnitt.

Aeußerliche Associationen. — Rekapitulation.

Einige Leute erhalten große Fertigkeiten in dem, was man äußerliche Assoziation nennt. Ich nenne es so, weil der Körper dabey weit beschäftigter, als die Seele ist, und es weit

eher

eher äußere Dinge, als Ideen betrift. Sie knüpfen eine gewisse Handlung so fest an einen gewissen Gegenstand, daß sie jene nicht bequem ohne diesen verrichten können; obgleich ohne Angewöhnung kein natürliches Band beyde zusammenhängt. Ich habe einmahl eines Geistlichen erwähnen hören, der keine Predigt zu machen im Stande war, wenn er nicht dabey eine Elle in der Hand hatte. Ein anderer rollte während dem Studieren immer zwischen den Fingern ein Stück von einer Erbse herum, wovon er immer einen Teller voll bey sich stehen hatte. Ich kenne einen angesehenen Mann, der mit der Beyhülfe einer langen Nadel, die er beständig zwischen dem Daumen und Zeigefinger hält, an der allgemeinen Unterhaltung in einer Gesellschaft mit großer Wärme Antheil nimmt; hat er aber unglücklich einmahl seine Nadel fallen lassen, so ist es, als wenn im Augenblick seine Zunge erstarrete, und er wird nicht eher wieder ruhig, als bis man ihn mit einem anderen Gedankenspiele von der Art versehen hat. Locke führt einen jungen Mann an, der in einem gewissen Zimmer, worin ein alter Kasten stand, ganz vortreflich und mit auszeichnender Grazie tan-

zen konnte; der aber in einem anderen Zimmer, wo kein solches Ding sich befand, ganz lahm war. Der Tatler erwähnt eines noch wahrscheinlicheren Beyspieles von einem Advokaten, der bey seinen Reden und Verhandlungen immer ein Stück Bindfaden zwischen den Fingern hin und her zog, welches die Witzlinge seiner Zeit, nicht ohne Grund, den Faden seiner Rede nannten. Einmahl wollte sein Client sehen, wie er sich bey dem Verluste desselben benehmen würde, und stahl es ihm weg. Und die Folge davon war, daß der Redner mitten in seiner Rede stecken blieb, völlig verstummte und der Client seinen Prozeß verlohr.

Solche Fälle sind freylich etwas ungewöhnlich, aber es giebt genug Leute, die ähnliche Angewöhnungen haben. Man wird zuweilen einen Knaben, der seinen Catechismus herbetet, seinen Rock ein dutzendmahl auf und zuknöpfen sehen, und wenn er schreibt, schneidet er ohne Wissen und Willen die drolligsten Gesichter, als wenn er durch die Bewegung dieser Theile seine Feder in die gehörige Bewegung setzen zu können vermeynte. Es giebt Leute, die euch nicht eher einen guten Morgen bieten,

bieten, als wenn sie euch eine Priese Taback angeboten haben; und mancher kann weder einen vernünftigen Gedanken fassen, noch einen Laut von sich geben, wenn er nicht unaufhörlich an den Nägeln knauet, sich im Kopfe kratzt, oder in den Taschen herumfährt.

Man muß ja sorgfältig auf sich merken, um dergleichen alberne Gewohnheiten zu vermeiden, die uns von Dingen und Oertern ohne Noth abhängig machen, und ja die Erinnerungen unserer Freunde, solche Abgeschmacktheiten in unserer Gebehrdung abzustellen, mit allem Danke annehmen. Denn Unschicklichkeiten in unserem Benehmen, die wir nicht mehr bemerken, fallen anderen sehr in die Augen und sind ihnen merklich unangenehm; hören wir daher nicht bald auf die gegebenen Erinnerungen, so werden wir uns mit der Zeit völlig lächerlich machen. Man hat es Tonkünstlern und anderen, die öffentlich handeln oder reden müssen, gerathen, sich öfters vor einen Spiegel zu stellen, um nach ihrem eigenen Gefühl den Fehlern ihrer Gebehrdung abzuhelfen. Diese Regel ist in der That so übel nicht, doch würde ich in gewöhnlichen Fällen das Vertrauen auf das Urtheil eines

klugen Freundes anrathen; denn man hat Grund zu fürchten, daß wir oft zu nachsichtig und blind für unsere eigenen Schwachheiten seyn möchten, und man hat den häufigen Gebrauch des Spiegels, wenigstens beym männlichen Geschlechte, eher Grimassen als einen Geschmack an Zierlichkeit befördern gesehen.

Soviel von einer Operation der Seele, die von neueren Philosophen den Nahmen: Association der Ideen erhält. Man schreibt sie gemeiniglich der Einbildungskraft zu; darum habe ich hier von ihr gesprochen; aber die angegebenen Beyspiele machen es einleuchtend, daß sie auch zum Theil von den Gewöhnungen des Gedächtnisses, zum Theil von den Gewohnheiten der äußeren Sinne abhänge.

Diese Lehre gehört der neueren Weltweisheit nicht eigenthümlich zu. Aristoteles giebt bey Gelegenheit der Wiederbesinnung oder des aktiven Gedächtnisses mit seiner gewöhnlichen Kürze an, daß die Beziehungen, vermittelst welcher wir von einem Gedanken auf den andern geleitet werden, oder einem anderen (wie er sich ausdrückt) nachjagen, der nicht sogleich er-

scheinen

scheinen will, vorzüglich dreyfach sind: Aehnlichkeit, Contrast und Angränzung. Und diese Berechnung der assoziirenden Prinzipien unterscheidet sich in keinem wesentlichen Stücke von der oben angegebenen. Denn ich führte sie auf fünfe zurück: auf Aehnlichkeit, Contrast, Nachbahrlichkeit, Beziehung als Wirkung und Ursach, und Gebrauch oder Gewohnheit. Nun kann man die drey letzteren sehr gut auf die Angränzung des Aristoteles zurückbringen. Nachbahrlichkeit ist nichts weiter. Eine Ursach kann man, weil sie es in der That ist, füglich ihrer Wirkung benachbahrt nennen. Und zwey Dinge und Ideen können vom Gebrauch nicht so verwunden werden, daß das Erscheinen der einen die andere hervorbringe, wenn sie nicht beyde vergesellschaftet sind oder zu einer und derselben Zeit beyde gedacht werden.

Drittes Kapitel

Bemerkungen über das Genie.

Durch Gedächtniß erhalten wir Gelehrsamkeit, durch Einbildungskraft erfinden wir,

das ist: wir bringen unsere Urtheile und Ideen in Stellungen und Verbindungen, die sie vordem noch nicht hatten.

Durch Einbildungskraft also werden wir oft eines Urtheiles fähig gemacht, weil sie uns in den Stand bringt, bestimmte Begriffe von den Dingen in Natur, Kunst, und Wissenschaft festzustellen, die unsere Vernunft üben, und unsere Leidenschaften bilden.

Aber um unserer gewöhnlichen Sprache gemäß zu reden, schreibe ich der Einbildungskraft zwey von einander verschiedene, doch ihr zugleich beywohnende Eigenschaften zu: "erstens, die Kraft, Ideen wahrzunehmen und „zu bemerken, sie einfach, wie sie an sich selbst „sind, ohne Rücksicht auf ihre Realität, zu „fassen; und zweytens, die Fähigkeit, diese Gedanken; Ideen oder Notionen, die wir aus „Erfahrung oder aus Unterricht erhielten, in „neue Formen zu verbinden und in einem „neuen Zusammenhange bey einander zu stellen."

Das Talent der Erfindung, wenn es auf nützliche Zwecke angewandt wird, nennt man

Genie

Genie. Einbildungskraft mit einigen anderen Kräften des Verstandes vereiniget, blos als eine begreifende Fähigkeit wirkend, und als der Weg, auf dem uns angemessene Eindrücke des Schönen, Erhabenen oder Reizenden in der Kunst zugeführet werden, nennt man Geschmack. Ich will hier mich nicht auf eine sorgfältige Analyse des Geschmackes und des Genies einlassen, auch ist eine solche ängstliche Genauigkeit nicht nöthig. Denn diese Materie ist vollständig von einer treflicheren Hand bearbeitet, nehmlich durch die Meisterhand Dr. Gerhards, dessen Schriften und Unterhaltung (denn er war mein Lehrer in der Philosophie,) und dessen Freundschaft ich bey manchen Vorfällen des Lebens, wie ich hier frey äußere, außerordentlich viel schuldig bin.

Die Bemerkungen, die ich über Genie und Geschmack hier meinen Lesern darbiete, (da man sie beyde in der Abhandlung über Einbildungskraft nicht ganz übersehen darf,) sollen kurz, ihrer nur wenige, und vorzüglich praktisch seyn.

Erfahrung und guter Menschenverstand sind so gut als Einbildungskraft nöthig, die

menschliche Seele neuer Erfindungen, das ist, nützlicher Anordnungen der Dinge, oder Ideen empfänglich zu machen. Oft wird Einbildungskraft bey Träumen und in Krankheiten mit einer erstaunlichen Lebhaftigkeit rege, aber das ist kein Genie, weil es nicht durch Kenntnisse und Beurtheilungskraft geordnet wird, und keinen nutzbaren Zweck vor Augen hat. *)

Ich führe dies mit einer Hinsicht auf einen Streit an, der wenigstens so alt als Horaz ist, und in unseren neueren Zeiten nicht ganz ungewöhnlich vorfällt: — Daß Genie, besonders poetisches Genie, nichts mehr als eine gewisse Wärme der Phantasie, oder ein Enthusiasmus der Seele seyn soll, der an sich selbst schon hinreicht, und mit dem Urtheile oder dem Menschenverstande nicht in einem so nothwendigen Zusammenhange stehe, und daß er von ihnen zuerst wahre Richtung und Regelmäßigkeit erhielte. Unter dem Einflusse dieses üblen Begriffes, erzählt uns Horaz, verschlossen sich einige Dichter seiner Zeit in Zellen, vermieden alle

*) Dies muß mit einiger Einschränkung verstanden werden. M. s. die Abh. vom Träumen.

alle Gelegenheit der Beobachtung und der Geschäfte, und, wenn sie sich öffentlich zeigten, affektirten sie eine gänzliche Unachtsamkeit auf die Gebräuche der Welt, als wenn Unwissenheit, Rohheit sie in den Stand zu setzen vermöchten, die Menschen zu unterrichten und zu unterhalten. Horaz giebt uns einen ganz verschiedenen Unterricht; denn er erklärt den Menschenverstand für die Quelle alles guten Schreibens, und empfiehlt dem Manne von Genie das Studium der Natur, die Unterhaltung mit Menschen, die Bekanntschaft mit ihren Sitten und Charakteren, und mit den verschiedenen Arten, wie sie ihre Gesinnungen und Leidenschaften ausdrücken. *)

Und in der That, wenn wir uns einzelner Fälle erinnern, so wird offenbar werden, daß Geschichte der Litteratur sowohl wie die Natur der Dinge diese Bildung des Dichters andeuten. Künste und Wissenschaften verdanken ihre Verbesserung und das Genie seine glänzendsten Entwickelungen nicht Mönchen, Einsiedlern, und halbverständigen Enthusiasten, sondern sol-

*) Hor. Art. Poet. 295 — 310.

chen Männern, wie Homer, Sokrates, Sophokles, Demosthenes, Cicero, Cäsar, Bakon, Shakspeare, Milton, Klarandon, und daher Leuten, die Leben und Sitten sowohl als Bücher studierten, die Theil an dem geschäftigen Leben nahmen, und sowohl von der gesundesten Urtheilskraft, als von ihrem weit umfassenden Geiste die einleuchtendsten Proben gaben.

Zwey Dinge sind in Betref des Genies anmerkungswerth: zuerst, daß es nicht eine gemeine, sondern eher eine seltene Vollkommenheit ist; und zweytens, daß es in verschiedenen Graden und unter einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Formen erscheint.

1) Es ist nicht eine gemeine, sondern eher eine seltene Vollkommenheit. Jeder Mensch ist irgend eines Unterrichts empfänglich, aber wenige haben die Kraft nützlicher Erfindung. So will es unser Schöpfer und es ist gut, daß er nicht anders will. Das Leben gleicht oft dem Kriege, und die bürgerliche Gesellschaft kann in dieser Rücksicht mit einer Armee verglichen werden. Einige darin müssen befehlen, aber der größte Theil davon hat nichts zu thun, als zu gehor-

gehorchen. Wäre jedermann ein Erfinder und ein Plannmacher, so würde es eine Menge einander entgegenwirkender Vortheile geben, und ein solcher Geist der Unabhängigkeit und des Hochmuthes würde sich erheben und allgemein verbreiten, daß daraus unmöglich etwas anders als Verwirrung in der Thätigkeit des menschlichen Lebens entstehen könnte; und viele der niedrigeren Geschäfte, die zur Erhaltung des Ganzen nicht zu entbehren sind, gänzlich vernächläßiget werden würden. Denn wären alle Menschen sich in Fähigkeiten gleich, so würden sie auch alle auf einen gleichen Zustand Anspruch machen; ein Zustand, der, wie die Erfahrung eines jeden Zeitalters ausweist, völlig unerreichbar ist. Und wenn wir bedenken, wie nothwendig Subordination der Glieder zum allgemeinen Besten ist, so wird uns die Betrachtung zufrieden stellen, daß er, wenn er auch erreichbar wäre, unmöglich sehr vortheilhaft seyn würde. Eine gleiche Verschiedenheit, wie in der Form unserer Körper, wovon einige behend, andere unbehülflich, einige schwach und ander stark gebildet wurden, scheint nicht weniger, dem Plane der Vorsehung gemäß, die Seelenfähigkeiten zu klassifiziren,

fiziren, um uns zur Erfüllung der Pflichten, welche die Verschiedenheit der Stände uns anbefiehlt, und für den Nutzen des Ganzen aufgelegt zu machen.

2) Genie erscheint in verschiedenen Abstufungen und in einer großen Mannichfaltigkeit von Formen. Wie groß ist zuerst in Rücksicht auf Stufen nicht der Unterschied zwischen dem Verfasser der Iliade, und dem, der die Oden dichtete, welche den Nahmen Anakreons führen! Ohne Zweifel sind die, welche Künste und Wissenschaften erfinden, oder neue Wahrheiten durch Nachforschen (denn viele beträchtliche Wahrheiten waren Werke des Zufalls) entdecken, der höchsten Ehrenbezeugungen werth; und doch kann man ein großes Genie dazu anwenden, die Erfindungen anderer auszufeilen, zu berichtigen, oder schon lange bekannte Wahrheiten in ein so helles Licht zu setzen, daß sie nun darin sich allgemeiner verbreiten. Keiner von den Erklärern Newtons macht auf einen eben so großen Geist Anspruch, als diesen erhabenen Philosophen beseelte. Aber wer das Newtonianische System einem gewöhnlichen Kopfe verständlich entwickelt, hat Genie, und

macht

macht sich um die Menschheit verdient; denn diese Entwickelung ist ohne ein Talent, das in der That nicht gemein ist, solche Argumente aufzusuchen, und solcher Erklärungen sich zu bedienen, die mit Vergnügen gehört werden, und deutliche Ideen sowohl als volle Ueberzeugung erzeugen, nicht wohl möglich.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Genies sind unzählbar. Ein Mensch hat Genie in der Mechanik, ein anderer in der Baukunst, oder in der Mahlerey, Musik, Poesie, Geometrie, Arzeneikunst, Beredsamkeit, und es kann jemand in einer von diesen beträchtlich fortgehen, einer dieser Künste merkliche Verbesserungen geben, und in einer anderen ganz zurückbleiben, oder nur mit höchster Anstrengung fortkommen. Man weiß selbst Fälle von Leuten, die ein Universalgenie zeigten, und fähig waren, jede Kunst und Wissenschaft, worauf sie sich gerade legen wollten, mit neuen Entdekkungen und großen Wahrheiten zu bereichern. Diese Verschiedenheiten entspringen sicher aus angemessenen Gründen; aber worin diese bestehen, ist eben so schwer zu bestimmen, als warum einige Menschen groß, andere klein sind,

und einige Behendigkeit und andere Stärke erhalten haben.

Es giebt Künste und Wissenschaften, worin ein Mann von Verstand und Betriebsamkeit mit einigem Fleisse solche Fortschritte zu machen im Stande ist, die ihn mit Vortheil darin auftreten lassen. Und dies sind mehrentheils die nothwendigsten Künste. Denn das, was ein jeder Mensch verstehen muß, hat die Vorsicht gütig in jedermanns Sphäre gesetzt; und nur höchst selten wird uns ein Mensch vorkommen, der von Genie so gänzlich entblößt wäre, daß er für Haushaltungskunst, Schiffahrt, Gesetze, Rechtsgelehrsamkeit, Handlungswissenschaft, Krieg, oder ein anderes gemeines Geschäft des Lebens völlig unbrauchbar wäre. Aber einer Flotte oder einer Armee zu befehlen, einer Versammlung von Rechtsgelehrten vorzustehen, oder Gründe zur Vervollkommnung der Handlung und des Ackerbaues ausfindig zu machen, sind Dinge, die wohl nur wenigen zu Theil werden konnten, und für die unter tausenden nicht einer vollkommen geschaffen ist, selbst wenn er eine gehörige Erziehung dazu erhielte. Man kann des Genie's in den

schönen

schönen Künsten, vorzüglich in der Mahlerey, Baukunst und Poesie nicht entbehren; denn diese, als zum Leben nicht unumgänglich nothwendige Künste, sondern als bloße Zierden desselben, erhalten eher in Hinsicht auf das Vergnügen, als in Hinsicht auf inneren Nutzen ihren Werth. Und ein guter Kritiker vergnügt sich allein an den Gedichten, Gemählden, und Gebäuden, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben, und mehr als gewöhnliche Fähigkeiten des Dichters, Mahlers und Baumeisters verrathen. Horaz urtheilt von Poesie so: "es giebt „einige Dinge, worin Mittelmäßigkeit statt „finden kann. Man schätzt einen Redner, wenn „er auch weniger beredt als Messala ist, und „einen Rechtsverständigen, wenn er auch nicht so „gelehrt als Aulus wäre. Aber Mittelmäßigkeit in der Dichtkunst ist weder vor Göttern, „noch vor Menschen, verzeihlich *). Denn wie eine „langweilige Unterhaltung, elende Musik, und „ekelhafte Delikateſſen beleidigen, weil Vergnügen auch ohne sie möglich ist, so muß Poesie, „die zur Gewährung der reinsten Freuden erfunden ward, bey Mangel an Vortreflichkeit, zu

„gefallen

*) Hor. Ar. Poet. 368. — 370.

„gefallen aufhören und beynahe verächtlich „werden."

Man hat diese Verurtheilung strenge genannt; aber man wird sie schwerlich noch so nennen, weun man dies Urtheil Horazens an solche Männer gerichtet glaubt, die eigentliche Richter über diese Künste waren. Solchen Leuten muß das, was ihnen in irgend einem Grade fehlerhaft erscheint, in demselben Grade unangenehm seyn; und Dichtkunst kann daher auf keine Erreichung ihres Zweckes irgend eine Rechnung machen, wenn sie nicht in so weit fehlerfrey ist, daß sie dem Gefühle nicht wehe thut; etwas, das sie nie erlangen wird, wenn man ihr Werk nicht für vollkommen in seiner Art oder wenigstens über das Mittelmäßige erhoben glaubt. Dies ist bey den anderen schönen Wissenschaften und Künsten der nehmliche Fall. Eine erbärmliche Musik kann wohl zum Vergnügen eines ungeübten Ohres beytragen, und eine elende Mahlerey ein ungeübtes Auge betrügen; aber der Kenner wird lieber gar keine Musik hören, gar keine Gemählde sehen wollen, als sich durch schlechte beleidigen lassen.

Man

Man hat sich nicht wenig darüber gestritten, ob nicht die nehmliche Seelenkraft, die einem Manne in irgend einer Kunst neue Ideen giebt, durch eine eigene Erziehung dahin gebracht werden könnte, ihn in einer anderen Kunst gleich sinnreich zu machen. Der ganze Streit scheint, wie mancher anderer, daher ursprünglich zu rühren, daß man sich in den Worten nicht verstanden hat. Wenn die Gabe des sinnreichen nichts weiter heißt, als was man sonst gewöhnlich Fähigkeit und Gelehrigkeit nennt, so können wir die Frage bejahen, zum wenigsten in Absicht gemeiner oder verwandter Künste. Ein geschickter Tischler hätte eben so gut, wenn seine Erziehung dazu angeführt hätte, ein geschickter Schifszimmermann, Grobschmidt oder Uhrmacher werden; und wer als Prediger beredt ist, hätte es ebenfalls als Senator oder Advokat seyn können. Meiner Meynung nach sind dieselben Talente mit dem nehmlichen Erfolge auf moralische und natürliche Philosophie anwendbar; und wer eine zierliche Prosa schreibt kann mit dem gehörigen Vorrathe von Wissenschaften in mancherley Gattungen der Prosa, in Philosophie, Geschichte, Theologie und Politik etwas auszeichnendes leisten. Geometrie,

Mechanik und Astronomie stehen in einer so engen Verwandschaft und sind für den menschlichen Verstand so ähnliche Wissenschaften, daß wer sich in einer von ihnen auszeichnet, der anderen gewiß nicht unfähig ist. Der Grundsätze von diesen und ähnlichen Wissenschaften werden wenige gut erzogene und ziemlich fleissige Menschen ganz unempfänglich gefunden werden; sie müßten dann eine völlige Verstandesschwäche haben.

Gebrauchen wir das Wort Genie aber in dem gewöhnlichen Sinne, als einen Hang der Seele zu gewissen Künsten hin, mit einer bemerkbaren Kraft der Erfindung verbunden, so haben wir Gründe genug, jene Frage völlig zu verneinen; mit der Einschränkung in Rücksicht der Universal-Genies, die hin und wieder in der Welt erschienen seyn sollen. Homer war in der epischen Dichtkunst, Newton in der Geometrie und Philosophie, Livius in der Geschichte, Händel in der Musik, und Raphael in der Mahlerey außerordentliche Genies. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß einer von ihnen auf einem anderen Wege der Erfindung, als welchen er einschlug, sich so erhoben haben

würde

würde: daß Newton z. B. Homers Nebenbuhler in der Dichtkunst oder Händels in der Musik geworden seyn könnte; oder daß Raphael mit Livius in der Geschichtskunde, und Livius mit Raphael in der Mahlerey jemahls hätte um den Vorzug streiten können. Denn wie mancher Dichter, Mahler, Tonkünstler, Philosoph und Geschichtsschreiber, und unter ihnen wie mancher von beträchtlicher Fähigkeit versuchte es, diese erhabenen Meister zu erreichen und fand endlich, daß er etwas unerreichbares verfolge! Wie viele Befehlshaber stellten sich Cäsar und Annibal zum Muster auf, und wie viele kommen diesen im Genie der Kriegeskunst bey. Von allen Zeitaltern fanden sich die Redner geschätzt: und doch sind Demosthenes und Cicero noch immer die ersten.

Ein Mann von mittelmäßigen Talenten mag durch Unterricht in verschiedenen Künsten beträchtliche Fortschritte machen. Fließende Verse zu machen, ein Menschengesicht erträglich nachzubilden, irgend ein Instrument gut zu spielen, auch wohl ein paar Töne erträglich zusammenzuhängen, eine Geschichte oder eine philosophische Abhandlung zusammenzu-

schreiben, die sich angenehm lesen läßt, dazu gehört wahrlich nicht mehr Kopf, als in jedem Zeitalter, unter jedem Volke tausende haben. Aber um ein großer Mahler, Dichter, Tonkünstler, Geschichtschreiber und Philosoph zu werden, muß man nicht allein Fähigkeiten haben, die allen Menschen von Verstand gemein sind, sondern besonderes, auszeichnendes Genie, das der Unterricht erhebt, nie aber bilden kann. Man darf wohl mit Grunde annehmen, daß der Himmel alle die, welche er zu Erreichung großer Absichten bestimmt hat, mit großen Gaben ausstatte, und deshalb halte ich Ciceros Ausdruck nicht zu gewagt, wenn er behauptet: "ohne etwas von göttlicher Eingebung war niemahls ein Mensch groß."

Genie bindet sich an kein besonderes Geschäft, noch an einen eigenen Stand. Es findet sich in der niedrigen Hütte, wie im Pallast; in der Stadt, wie im Dörfchen; in der Werkstatt des niedrigsten Handwerkers und in der berühmtesten Schule eines Gelehrten. Denn da jede Kunst einer Verfeinerung fähig ist, richtete es die Vorsicht weislich so ein, daß in jeder Klasse der Künste ein Genie sich fände,

das diese Verbesserungen anzugeben vermöge. Aber man schlage die nicht nieder, die sich von solchen außerordentlichen Fähigkeiten nicht erhoben fühlen. Es ist nicht nöthig, daß jeder Seemann ein Sternkundiger sey, daß jeder einzelne Soldat die Theorie des Krieges verstehe. Genie und Größe sind am meisten das Ziel des Neides; beyde müssen bittere Kränkungen treffen, wenn sie sich dem größten Theile der Menschheit unbekannt sehen; und beyde sind dem rastlosen Sporne des Ehrgeizes ausgesetzt, der so oft die Glückseeligkeit stört, und mit keines Menschen Interesse befreundet ist. Mittelstraße in den Gaben sowohl als in der Ausstattung vom Glücke scheint denen der wünschenswürdigste Zustand zu seyn, die nur darauf ihre kleinen Wünsche beschränken, glücklich zu leben und nützlich zu seyn; und wer in irgend einem anständigen Berufe Fleiß und Nüchternheit ausübt, kann seine Rolle zu seiner eigenen Beruhigung und zum Nutzen für die Gesellschaft spielen.

Der Mann von Genie mag sich aber nicht einbilden, daß die Natur alles für ihn gethan habe und ihm folglich nichts mehr zu thun

übrig sey. In einem oder zweyen Fällen kann sich ungebildetes Genie zu einem beträchtlichen Rufe erhoben haben: aber wer wird behaupten, dasselbe Genie werde durch Cultur es nicht noch höher gebracht haben. Ich kenne dramatische Schriftsteller, die, im Vertrauen auf ihre natürlichen Gaben, welche sie, wie es scheint, für vortreflicher halten, als sonst eine Menschenseele es thut, alle Gelehrsamkeit verachten, weil Shakspeare wenig gelehrte Kenntnisse hatte: eine Einbildung, die, weit entfernt, ein Beweis ihres Genies zu seyn, ganz allein ein Beweis ihrer Narrheit und eine Apologie für ihre Trägheit ist. Shakspeare hatte freylich nur wenig Schulgelehrsamkeit; wir dürfen ihn deswegen aber weder für unwissend, noch für träg halten. Er muß unermüdlich gewesen seyn, die Charaktere der Menschen kennen zu lernen, die Formen der unbelebten und thierischen Welt zu beobachten, und seine Muttersprache zu studieren, die er völlig in seiner Gewalt hatte: und er scheint in einem ungemein hohen Grade die Gabe besessen zu haben, aus allen Fächern, die ihm vorkamen, das was zu seinem Dichtertalent paßte, auszulesen.

Homer,

Homer, Plutarch, Pythagoras, Thales, Herodot, und andere Alten brachten manches Jahr zu, von Ort zu Ort zu reisen, und alles, was ihr Genie weiter zu bilden dienen konnte, aufzusammeln Plato besserte in einem Alter von achtzig Jahren unaufhörlich an der Schreibart seiner Gespräche; an der Schreibart, die er schon bis zu einem Grade der Vollkommenheit ausgeschliffen hatte, der vor dieser Zeit in der Welt unerhört war. Cicero studierte sein ganzes Leben hindurch, und Cäsar, das erstaunlichste Genie, dessen nur die Geschichte erwähnt, schrieb an der Geschichte seiner eigenen Kriege mitten unter Gefahren und in dem Getümmel der Geschäfte, und hielt die Stunden nicht für verlohren, die er auf die Anlage zu einer lateinischen Grammatik verwandte. Was für eine hohe Idee müßten wir uns nicht schon von Livius Fleiße machen, wenn er auch nicht mehr als die fünf und dreyssig Bücher geschrieben hätte, die uns von seiner römischen Geschichte noch übrig geblieben sind und eigentlich wohl nicht mehr, als ein Viertheil des Ganzen ausmachen! — Ich füge noch hinzu, daß Milton sowohl einer der gelehrtesten Männer als eines der größten Genies neuerer Zeiten war;

daß Bakon und Newton tiefe Kenntnisse in der Geschichte und klassischen Gelehrsamkeit sowohl als in jedem Theile der Philosophie besaßen; daß Swift mehrere Jahre lang zehn Stunden täglich studierte: und daß Addison, ehe er die Akademie verließ, in lateinischer Litteratur ein so großer Meister war, daß wir von ihm einige der vortreflichsten lateinischen Verse haben, die nur seit dem Zeitalter des Augustus die Welt gesehen hat. — Das sind bey weitem noch nicht alle Beyspiele, um zu erweisen, daß die berühmtesten Männer jedes Volkes gleichviel Fleiß als Genie besaßen. Große Talente verdampfen ohne die Unterstützung des Fleißes, in leere, erfolglose Wünsche; oder erschöpfen sich in augenblicklichen, zwecklosen Anstrengungen, und gehen in Muthlosigkeit über.

Ich will mich in keine Untersuchung über die wirkenden Ursachen dieser Verschiedenheiten des Genies einlassen die unter den Menschen bemerkbar werden. Da Genie das Talent einer nützlichen Erfindung; da Erfindung das Werk der Einbildungskraft ist, so scheint hieraus der Schluß sich zu ergeben, daß alles, was die Einbildungskraft vermannichfacht, dem

Genie

Genie Verschiedenheit gebe. Hat die Phantasie den angebohrenen oder erworbenen Hang, von Ursache zur Wirkung, und von Wirkung zur Ursache überzugehen, so kann man das Genie, wenn es von einer genauen Beobachtung unterstützt wird, für philosophisch halten. Hat sie einen Hang, Aehnlichkeiten zu suchen und die einander ähnlichen Ideen auch an einander zu knüpfen, so kann dies Genie seine Gabe in irgend einer nachahmenden Kunst, als Mahlerey, Dichtkunst oder Poesie benutzen, wenn besonders ihm ein Geschmack an den Schönheiten der Natur, ein Temperament von feiner Zartheit des Gefühls und eine nachdenkende Seele hinzukömmt. Aber bey Leuten, die weniger romanhaft denken und mehr in die Unruhen eines geschäftigen Lebens verwickelt sind, oder die nicht frühe genug an einen Ueberblick der großen Naturerscheinungen gewöhnt sind, mag vielleicht das Uebergewicht des Prinzipiums, Aehnlichkeiten zusammen zu stellen, den Witz erzeugen, der größtentheils in der Fähigkeit bestehet, unerwartet Aehnlichkeiten in dem Anscheine nach völlig ungleichen Dingen zu entdecken. Ein behaltsames Gedächtniß in der Verbindung mit einer Gabe, die Ideen in Be-

zug auf Zeit und Ort an einander zu knüpfen, scheint das Genie für historische Erzählung zu bilden.

Man kann dies alles mit hinreichender Wahrscheinlichkeit anführen, aber darf nie hiermit den Knoten zu lösen sich einfallen lassen. Denn es entsteht dann die Frage: Woher kömmt es, daß eine Einbildungskraft weniger, eine andere mehr, dem Einflusse irgend eines assoziirenden Prinzipes unterworfen ist? Warum zieht Aehnlichkeit die eine; Nachbahrlichkeit im Orte und in der Zeit die andere; Beziehung zwischen Ursach und Wirkung die dritte so vorzüglich an? Ist diese Verschiedenheit eine Folge früh erworbener Gewohnheit? warum haben dann nicht alle Kinder gleiche Anlage des Genies, die Einer Erziehung genießen? — Oder hängt dies bloß von der Konstitution ab?

Ich glaube wirklich, zum Theil ist sie von der Konstitution abhängig, zum Theil von der Gewöhnung: aber daß beyde Ursachen bey der Bildung und Vervielfältigung des menschlichen Genies so innig in einander verschmelzen, daß man schwerlich in einem einzelnen Falle anden-

ten kann, in wie fern die eine oder die andere das Uebergewicht habe. Wir haben das Genie unter den niederdrückendsten Umständen unerwartet sich emporheben und über alle Macht des Unterrichts und des Beyspieles eine besondere Anlage des Temperaments und der Fähigkeit das Uebergewicht erhalten gesehen.

Die Leidenschaften bilden ohne Zweifel das Genie zum Theil mit. Man kann bey einem frohen und bey einem melancholischen Manne nicht die nehmlichen Talente erwarten, nicht dieselben Fähigkeiten in einem stolzen und gebeugten Geiste, in einem, der Einsamkeit liebt, und bey einem anderen, der am Geräusche und dem Glanze des gesellschaftlichen Lebens hängt. Witz und Laune werden, wenn sie wie bey Swift mit Menschenhaß, Stolz und Unwillen gepaart sind, in so stachlichte Ausfälle losbrechen, daß sie die Menschen unter einander sich hassen und verachten machen müssen; aber in der Verbindung mit Milde und Wohlwollen, mögen sie der gutartigen Scherzhaftigkeit ihr Entstehen geben, die wir bey Addison bewundern, und die das Temperament angenehmer machen, weil sie die Phantasie beleben.

Auch

Auch den Erfindungskräften können in der Jugend erworbene Gewohnheiten ihre Richtung geben. Sind die Kinder oft in der Gesellschaft von Seeleuten, Soldaten, Mechanikern, so sehen wir sie sich gewöhnen, mit mehr, als gewöhnlicher, Aufmerksamkeit dem Gespräche dieser Leute zuzuhören. Daher bekommen sie einige Begriffe von Schifsangelegenheiten, Soldatenmanoeuvern, mechanischen Merkwürdigkeiten; finden an ihnen Geschmack und werden ihnen geneigt: und diese Liebe wird, wenn sie Stärke genug hat und mit guten Gaben verbunden ist, ohne Zweifel ein besonderes Genie bilden. Wer an der Harmonie der Sprache Gefallen findet, und sehr früh die Werke, besonders guter, Dichter liest, verschaft sich mit der Zeit einen dichterischen Geschmack, der neben anderen günstigen Umständen etwas ähnliches vom Genie für Dichtkunst erzeugen will.

Unter mehreren zu einer Zeit lebenden Dichtern werden wir zuweilen eine Gleichförmigkeit im Genie wahrnehmen. Donne und Cowley führten in der Mitte des vorigen Jahrhundertes einen Geschmack am ungleichen Versmaaße und ein Durchspicken jeder Art von

Ge-

Gedichten mit kindischen Witzeleyen ein; Sprat und Otway hingegen und mehrere andere wurden modiger; und man sollte doch glauben, Ein Geist habe sie alle beseelt.

Doch ihre Seelen scheinen mir einen niedrigeren Rang zu haben, die sich durch frühe Gewöhnungen bildeten oder in Sklaverey geriethen; wahres originelles und auszeichnendes Genie ist ein Geschenk der Natur, obgleich durch angemessene Erziehung zu erhöhen und zu verschönern, und einigermaaßen durch übele Bildung zu verderben. Zu der Zeit, als Cowley die ganze Nation mit Witzeleyen angesteckt hatte, stand Milton auf und stellte seinem Lande ein Beyspiel der wahrsten, erhabensten Dichtkunst auf, wozu ihn zum Theil sein ausgesuchter, durch Bekanntschaft mit den Alten erworbener Geschmack, am meisten aber sein hohes, unvergleichliches Genie anleitete.

Und selbst Milton ward von den Vorurtheilen seines Zeitalters und von früher Gewöhnung zwar nicht zum Sklaven gemacht, aber doch etwas beherrscht. Und ich finde, daß alle Kritiker den Gebrauch des Zeitalters als

eine

eine Apologie für des Schriftstellers Fehler zulässig finden; woraus sich schließen läßt, daß dem allgemeinen Glauben der Menschen nach, auch die erhabensten Seelen der Gewalt des Beyspieles nicht ganz widerstehen können und zum Theil von den äußerlichen Umständen hingerissen werden. Der sehr gelehrte Verfasser: einer Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers, hat es bewiesen oder zum wenigsten sehr wahrscheinlich gemacht, daß dieser Vater der Dichtkunst die Größe und Erhebung seines Genies zum Theil den Sitten seines Zeitalters und den politischen und Kriegeseinrichtungen verdankte, mit denen er zum Glück sehr genau bekannt war.

Wenn ich oben sagte, daß die, welche durch frühe Gewöhnungen gebildet und Sklaven wurden, Genies niedriger Ordnungen wären, so hatte ich dabey nicht die Meynung im Sinne, daß ein großer Geist niemahls nachahmen würde. Virgil ahmt vielen Dichtern und besonders Homeren nach, dem er den Plan, mehrere seiner Grundsätze, Bilder und Ausdrücke im Aeneas abborgte; aber Virgils Schreibart, seine Manier, der Numerus seiner

Verse

Verse gehören ihm ganz eigenthümlich an, und zeichnen sich durch eine hohe Würde, Richtigkeit, und Delikatesse aus, von denen sich nichts im Homer und kaum etwas in irgend einem anderen Dichter antreffen läßt. Tasso ahmt dem Homer in seinen Planen, und dem Virgil in seiner Schreibart nach. Pope folgt dem Boileau und Dryden: aber sein eigenes Genie blickt aus allen Theilen seiner Werke hervor: er hat mehr Lebhaftigkeit, mehr Phantasie als der Franzose; er ist erhabener, mehr gleichförmig harmonisch, als sein englisches Muster. — Alle gute Dichter ahmen in der That einander mehr oder weniger nach; und ich mag nicht mit Gewißheit behaupten, ob nicht Homer sich zuweilen in einigen Stücken herabgelassen habe, dem Hesiodus nachzuahmen. *)

Aber

*) Man nimmt allgemein an, daß Homer vor dem Hesiodus gelebt habe. Ich hingegen bin zu der entgegengesetzten Meynung geneigt. Denn ich finde in dem letzteren nicht nur die Dichtkunst sondern selbst die griechische Sprache weit unvollkommener und ungebildeter, als beym erstern. Und hätte Hesiodus den Homer gekannt, so würde er gewiß seiner erwähnt und gewiß sich auf weit mehr Umstände in Hinsicht

Aber in den Schriften eines großen Kopfes ist doch immer wo er auch blos nachahmt oder selbst

sicht auf den trojanischen Krieg eingelassen haben. Sein Plan hätte sich diesem nicht entgegengesetzt; dahingegen Homer den Hesiodus schwerlich anführen durfte. Dieser Barde klagt, daß er das Unglück habe, im fünften Zeitalter der Welt zu leben; daß er wünschte, früher gestorben oder später gebohren zu seyn. Nun folgte dies Zeitalter, seiner eigenen Angabe nach, unmittelbar auf die heroischen Zeiten, in die der thebanische und trojanische Krieg fiel, so daß Homer, wenn er (wie Cicero und Dr. Clarke vermuthen) viele Zeitalter vor Hesiod gelebt hätte, auch vor dem trojanischen Kriege hätte gebohren seyn müssen; welches aber auf einen Unsinn hinausläuft. Clarke's scharfsinniger Beweis vermittelst der Prosodie des griechischen Wortes κακον; dessen erste Sylbe, wie er bemerkt, Homer immer als eine lange gebraucht, Hesiodus aber und die spätern Dichter bald lang bald kurz pronunziiren, ist, wie mich dünkt, nicht sonderlich überzeugend; denn solche Veränderungen der Pronunziation fallen in allen Sprachen vor. Herodotus und Varro lassen diese beyden ehrwürdigen Barden zu gleicher Zeit leben. Wenigstens scheinen ihr Leben nicht weit aus einander gefallen zu seyn. Und das allgemeine Kolorit ihrer Schreibart macht es einleuchtend, daß entweder einer dem anderen nachgeahmt habe, oder daß beyde

einem

selbst wo er nur übersetzt etwas ungewöhnliches und besonderes.

Aber wenn uns gleich die Auflösung der Verschiedenheiten unter den Geistesgaben in ihre nächsten Ursachen etwas in Verlegenheit setzt, so kann diese Verlegenheit sich doch nicht bis auf die Bestimmung ihrer Endursache, und auf die Absicht der Vorsehung bey ihrer Anordnung ausdehnen. Diese Verschiedenheit im Charakter und in den Geistesgaben führen die Menschen zu mannichfachen Beschäftigungen, die nicht nur zuwiderlaufenden Vortheilen entgegenkommen, sondern selbst eine Fülle von Vortheilen gewähren, das Menschenleben mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Künsten verzieren, und den Kreis unserer gesellschaftlichen Tugenden durch Eröfnung unzählbarer Quellen freundschaftlicher Mittheilungen unter den verschiedenen Individuen, welche die große Gesellschaft des Menschengeschlechts bilden, zu einer unermeßlichen Weite ausdehnen.

Wir

einem noch älteren Dichter gefolgt sind. — S. Hesiod Opera et D. vers. 172. — Cicero de Senectute. cap. 15. — Clark Annot. ad Hom. Iliad. Lib. 2. vers. 43.

Wir müssen bey der Betrachtung der Menge von Künsten, die das Leben erhalten, und der Menge von Künstlerzweigen, die sie treiben, uns mit einer hohen Bewunderung über die Verwickeltheit der menschlichen Gesellschaft erfüllt fühlen, über die Bildsamkeit der Menschenseele, über die Weisheit des Schöpfers, einer jeden Kunst ein Genie zu geben und jeder natürlichen Neigung Befriedigung zu versprechen. Wie viele Künstler beschäftigen sich nicht mit der Anfertigung aller Materialien zur Bereitung des gemeinen Artikels: Brod! der Bekker muß sein Mehl vom Müller und seine Bärme vom Brauer kaufen, und weder das eine noch das andere ist ohne Ackerbau möglich. Der Landwirth hängt in Absicht der Geräthschaften seines Handwerkes, von denen ab, die ihm den Pflug, die Egge, die Sense, die Sichel, den Wagen machen; und hierzu gehört wieder Eisen und Holz. An manchen Oertern kann man diese Bedürfnisse nicht anders als durch Hülfe des Kaufmanns und durch den Beystand der Schiffahrt erhalten. Der Seefahrer fährt mit einem Schiffe über das Meer, und ohne die Gattung von Wissenschaft, wozu Papier und Dinte erfodert wird, kann er sein Schiff

weder

weder führen, noch der Kaufmann seine Handelsgeschäfte betreiben. Die Papiermacherey erinnert uns an den, der die Leinewand webt woraus es gemacht wird; an den Spinner, der den Faden zieht und für den Weber dreht; an den Arbeiter, der dem Spinnrade den Flachs zubereitet; an den Pflüger, der den Flachs säet, sammelt, reinigt. Wenige oder Niemand von diesen Leuten können ohne Werkzeuge von Eisen arbeiten, und dies nützliche Metall muß, ehe es zu Instrumenten verarbeitet wird, durch die Hände des Bergmanns, des Schmelzers und des Schmidts gehen. Hierzu können wir noch hinzusetzen, daß kein Künstler ohne eine Wohnung, ohne Speisen, ohne Kleider, ohne eine Menge von anderen Bequemlichkeiten leben und fortkommen kann, mit denen ihn die Betriebsamkeit des Schusters, des Schneiders, des Lichtziehers, des Schreiners, des Gerbers, des Zimmermanns; der Fleiß des Schiefer- und Ziegeldeckers, des Steinhauers, des Glasers, des Maurers, und Baukünstlers versehen muß.

Aus diesem einen, nur oberflächlich verfolgten Beyspiele können wir uns einen Begriff

machen, wie ein Mensch dem anderen, eine Kunst der anderen in die Hände arbeitet. Hieraus lerne man Fleiß und Handarbeit schätzen. Der geringste Künstler ist, wenn er Ehrliebe und Fleiß besitzt, in der Gesellschaft hochachtungswerth und schätzbar: nicht allein weil er sich und die von ihm abhängen erhält, ohne dem Publikum zur Last zu fallen, und so einer Menge von Menschen Mittel zum Fortkommen darbietet und das Leben erleichtert; sondern auch, weil er seinen Theil zum Schatz des Nationalreichthumes und Nationalglanzes beyträgt, allen ihre Bedürfnisse verschaft, und den höheren Ständen ihre Bequemlichkeiten und Zierden verfertigen hilft.

Man erlaube mir dieser Spekulation etwas weiter nachzugehen. Wie wenige giebts unter der Menge von Beschäftigungen in der Gesellschaft, die wir als Lebensbeschäftigungen wählen würden! Wie viele giebts, deren Betreibung wir für ein wahres Unglück halten würden! Ja, es giebt ohne Zweifel einige, wobey wir uns in der That wundern können, daß ein menschliches Geschöpf sie treiben könne. Aber wir sehen keine nützliche Kunst untergehen,

keine

keine Künstler von Bedeutung im Mangel, weil sie immer Aufmunterung finden. Dies ist wenigstens nur selten da nicht der Fall, wo eine regelmäßige gesellschaftliche Verbindung schon lange gestanden hat.

Und beweist dies nicht drey Dinge? Zuerst, daß eine gütige und weise Vorsehung die Welt beherrsche? — Zweytens, daß das menschliche Genie eine Unendlichkeit von Formen annehme? — Und drittens, daß Glücklichkeit weder auf einen Zustand beschränkt, noch von einem ausgeschlossen sey? — Denn ist es die Vorsehung nicht, die dem Geist diese Bildsamkeit giebt? — Und wäre dies nicht, würde die Gesellschaft so glücklich seyn, würden die Künste so blühen? — Und wenn sich Glückseeligkeit nicht auch in den niedrigsten Ständen fände, würden Menschen einen Beruf wählen, der sie ihre Tage in Niedrigkeit und unter begränzten Glücksumständen verleben heißt.

Ich stehe dafür, mancher wird zu einer Lebensart genöthigt, der er niemahls Geschmack abgewinnt. Aber jede Beschäftigung kann sich Freywilliger rühmen, und in gewöhnlichen Fäl-

len finden sich beyde in keiner trostlosen, unbehaglichen Lage. Der gepreßte Matrose wird in kurzer Zeit so brav und lustig, als irgend einer seiner Mitgenossen. Und der Arbeiter, der in dem kleinen Dorfe, wo er gebohren ist, lebt und stirbt, und nie Gelegenheit findet, seine Lage mit einer bequemeren zu vertauschen, genießt meistentheils einer Gesundheit und erfreuet sich einer Glückseeligkeit, wovon der Reiche und Große keine Erfahrung hat und keinen Begriff bekömmt.

Es giebt wohl, wenigstens in diesem freyen Lande, keine Beschäftigung, die uns verworfener vorkäme, als das Handwerk derer, die mit dem Dichter zu reden,

„tief in Minen vergraben, die Schöp„fung einer Sonne vergessen."

Und ich habe dessenungeachtet, aus dem Munde eines Mannes von Gefühl und Beobachtungsgeist, des Oberaufsehers eines Kohlenbergwerkes, gehört, daß seine Leute weit lieber in ihren Schachten, dreyhundert Fuß tief unter der Erde, arbeiten, als im schönsten Sonnenscheine auf einer Wiese Heu machen würden. —

den. — Uns, die wir mit hohen Begriffen von Freyheit erzogen sind, mag es sehr Wunder nehmen, daß ein Mensch ganz und gar, oder selbst mit einem kleinen Grade von Ruhe unter einem Despoten zu leben im Stande wäre. Und doch sind die Unterthanen des Despotismus nicht immer elend. Man kann in Rußland sogut, wie unter einer milderen Herrschaft, fröhliche Bauren, heitere Gesellschaften und glückliche Familien antreffen. So mächtig ist die Stärke der Gewohnheit. So verschieden die Neigung der menschlichen Seele, daß Gefühl von Ehre und niedriger Fleiß mit Zufriedenheit unter einer jeden Regierungsform Mittel hat, sich beydes: inneren Frieden und heiteres Vergnügen zu verschaffen.

Wie? mag man mir einwerfen: Ist jede Form der Regierung, jede Beschäftigung des menschlichen Lebens der Glückseeligkeit gleich günstig? Warum strebt man denn so eifrig nach Freyheit? Warum bricht man in Klagen aus, wenn Strenge der Eltern und Aufseher, oder widrige Glücksumstände zu einer unangenehmen Beschäftigung zwingen?

Ich leugne den Schluß! Ich spreche von der Güte Gottes, daß er der menschlichen Natur eine solche Lenksamkeit gab, und sie in jedem Zu ande, in dem sie Zufriedenheit lernen kann, einigen Tröstungen, einiger Beruhigung empfänglich machte. Und hienge unser Glück mehr von unseren Umständen, als von unseren Herzen ab, so würde unsere Lage wahrlich höchst elend seyn; denn dann würde Gutes und Böses so wenig als Reichthümer und hoher Stand in unserer Gewalt, und das Verhältniß der Elenden gegen die Glücklichen würde so groß als das der Unterthanen gegen ihre Beherrscher seyn.

Aber es sey fern von mir, alle Regierungsformen für gleich gut zu erklären, oder zwischen einem anständigen Auskommen und Mangel, zwischen mäßiger und ausschweifender Arbeit, zwischen einer gesunden und ungesunden, oder einer angesehenen und niedrigen Beschäftigung allen wesentlichen Unterschied zu leugnen. Der menschliche Körper kann in dem Polarzirkel und im dürren Erdstrich sowohl als unter einem gemäßigten, milden Himmelsstrich leben und gesund seyn: Aber wer wird

unter

unter gleichen Umständen den letzten nicht vorziehen? Die Seele eines guten Mannes kann unter Unfällen und unter körperlicher Krankheit glücklich und ruhig seyn; wer wird aber darum behaupten, daß Gesundheit und Wohlbefinden nicht wünschenswerth sind, oder daß es der Mühe nicht werth sey, gegen den Druck Schutz und Rettung zu suchen, und dem Meuchelmörder, der unseren Körper angreift, selbst mit seinem Tode abzuwehren? Selbsterhaltung, Furcht vor Schmerzen, Begierde immer auf eine höhere Stufe der Glückseeligkeit zu steigen, die Achtung unserer Nebenmenschen zu gewinnen, und unser irdisches Glück zu befördern, wo unschuldige Mittel dazu hinreichend sind, sind Beweggründe zum handeln, wozu die Natur jeden Menschen ohne Widerrede berechtigt hat, und die, als Quellen der Tugend und der Vaterlandsliebe, an den heilsamsten Folgen nothwendig höchst reich seyn müssen.

Nichts kann den menschlichen Geist mehr erheben, als Freyheit. Freyheit ist ein Geburtsrecht jedes vernünftigen Wesens, dessen uns niemand ohne Grausamkeit, außer auf

Veranlassung unserer Verbrechen, die uns ihrer unwerth gemacht haben, berauben kann. Despotische Herrschaften sind daher ungerecht. Denn sie rauben dem Schuldlosen sein erstes Gut, und es kann für das Menschengeschlecht nie von vortheilhaften Folgen seyn, wenn Ungerechtigkeit triumphirt und Unschuld niedergedrückt wird. Thätigkeit und Genie blühen unter Begünstigung der Freyheit, und verschwinden in den Ketten der Tyranney; und ob gleich einzelne Individua dabey immer sich wohl befinden können, so wird doch die Gesellschaft in dem Verhältnisse blühen oder verfallen, als Genie und Fleiß sinken oder aufgemuntert werden.

Freye Wahl in Hinsicht auf irgend eine Beschäftigung ist ein Theil von des Menschen natürlicher Freyheit, dem Eltern und Aufseher nicht zu nahe treten sollten. Denn wenn es gleich möglich ist, in jedem Zustande glücklich zu seyn, so ist es gerade eben so möglich, dadurch in eine Beschäftigung hineingezwungen zu werden, die uns auf Zeitlebens elend macht. Und es ist sehr traurig, daß in diesem Lande seit einiger Zeit es nothwendig ist, Matrosen

zum Dienste des gemeinen Besten zu pressen, und daß traurige Umstände einen Mann von Geist in Dunkel ohne Hofnung begraben mögen, jemahls den Weg einschlagen zu können, wozu sein Genie ihn geschickt macht und zu dem er einen angebohrenen Trieb empfindet. Doch das letztere ist nur eins der mancherley Uebel, die, um unsere Blicke zu einer besseren Zukunft zu erheben, die Vorsehung an diesen unvollkommenen Zustand knüpfte, und findet sich einigermaßen durch die natürliche Geschmeidigkeit des menschlichen Geistes gemildert. Und das andere ist ein, wie manches andere, unvermeidliches Uebel unserer freyen Regierungsform, unserer angränzenden Lage an einen stolzen, mächtigen Feind, und der Abhängigkeit unserer Freyheit von unserer Seemacht.

Viertes Kapitel

Vom Geschmack und seiner Ausbildung.

Es giebt einige so zusammengesetzte Ideen, daß sie keine logische Definition zulassen. In diesem

diesem Falle muß man die Beschreibung zu Hülfe nehmen, und die wesentlichsten Eigenschaften, wenn man es bey allen nicht vermag, auseinandersetzen. Und kann ein Gegenstand überhaupt nur Licht erhalten, so kömmt es, glaube ich, nicht darauf an, ob Definition oder Syllogismus als eine eben so kurze überzeugende, und verständliche Methode zu seiner Erhellung beytragen.

Ich sagte oben: "Einbildungskraft, die, in „Verbindung mit einigen anderen Verstandes„kräften und als eine wahrnehmende Kraft wir„kend, angemessene Eindrücke des Zierlichen, Er„habenen oder Schönen in Natur oder Kunst „giebt, nennt man Geschmack." Diese Beschreibung mag, so weit sie geht, richtig seyn; sie ist aber zu eng beschränkt. Indem ich ihre Fehler aufsuche werde ich ihre Lücken ausfüllen. Man kann diese auf zwey zurückbringen.

Zuerst: Erhabenheit, Schönheit und Zierlichkeit sind nicht die einzigen Gegenstände des Geschmackes in Natur und Kunst. Denn es findet ein Geschmack bey der Nachahmung, bey der Harmonie, beym Lächerlichen statt.

Wer

Wer sich an Tugend, wer sich an Wahrheit, an Einfalt ergötzt, von dem kann man sagen, daß er Geschmack darin hat. Und diese Eigenschaften nicht unaussprechlich reizend finden; nicht ihr Gegentheil mißbilligen; gegen Harmonie unempfindlich seyn; Gefallen an elender Spaaßmacherey finden; erbärmliche Mahlereyen guten, und kindische Verzierungen männlicher Einfalt vorziehen, sind Zeugen eines schlechten Geschmackes; und in so fern sie Wahrheit übersehen und gegen Tugend gleichgültig sind, Beweise von beydem: einem niedrigen Geschmacke und einem niedrigen Charakter.

Zweytens: In so fern Zierlichkeit, Erhabenheit, Schönheit und die anderen erwähnten Gegenstände des Geschmackes alle gut und angenehm sind, so könnten wir, im Vertrauen auf die obige Definition, sehr leicht auf den Glauben gerathen, daß Geschmack bloß dem Vergnügen einen freyen Zugang verstatte und mit schmerzhaften Gefühlen außer allem Zusammenhange stehe. Aber es ist das Geschäft des Geschmackes, bey den Werken menschlicher Kunst, nicht allein das Vortrefliche sondern auch das Fehlerhafte zu unterscheiden, von dem einen Befriedigung und vom anderen Mißvergnü-

gen

gen nach dem Maaße zu erhalten, als jenes der Vollkommenheit nahe kömmt und dies von ihr abweicht. Den Blackmore und Milton mit einem gleichen Vergnügen oder mit der nehmlichen Gleichgültigkeit lesen; oder diesen nicht bewundern und jenen nicht abgeschmackt finden wird einen schlechten Geschmack oder gar eine völlige Geschmacklosigkeit andeuten. Eine gutmüthige Kritik kann ihre Anmerkungen auf die Schönheiten ihres Schriftstellers einschränken, aber es wird einer feinen Empfindung völlig unmöglich seyn, die Fehler nicht wahrzunehmen und nicht anstößig zu finden.

Da also diese Art von geistigem Scharfsinne, die wir Geschmack nennen, zu verwikkelt ist, als daß sie sich in einer kurzen Definition darstellen ließe, so will ich die Fähigkeiten, die bey Leuten von Geschmack sich vereinigt finden müssen, nach einander aufstellen.

Um Geschmack zu haben, scheint man zuerst eine lebhafte und richtige Einbildungskraft; zweytens die Kraft, sorgfältig zu unterscheiden; drittens die Fähigkeit, leicht, stark und angenehm vom Erhabenen, Schönen, Harmonischen, genau Nachgeahmten u. s. w., gerührt

rührt zu werden, haben; viertens Sympathie oder Empfindlichkeit des Herzens, und fünftens Urtheilskraft oder Menschenverstand besitzen zu müssen, etwas, welches das Hauptstück desselben ist und eigentlich alle andere begreift.

1) Guter Geschmack setzt eine lebhafte Einbildungskraft zum voraus. Dies Talent hilft des Verfassers Zweck leicht verstehen, den Zusammenhang und den Uebergang seiner Gedanken ausfindig machen, sich in denselben Gesichtspunkt stellen, von dem aus er die Dinge angesehen hat, und die mannichfachen Bilder, die der Künstler beschreibt oder darstellt, deutlich sehen und fassen.

In dieser Rücksicht haben die Seelen der verschiedenen Menschen auch eine mannichfache Verschiedenheit. Einige fassen die Beschreibung von etwas, das sie gesehen haben, oder ihnen nicht fremd ist, leicht und folgen einer planmäßigen und angemessenen Ideenreihe des Autors eben so bequem, aber sind unfähig, ungewöhnliche Gedanken und Bilder zu begreifen oder die zarten Faden der Ideenverbindung wahrzunehmen, welche Erstaunen machen, oder

die

die wandelbaren Operationen des Enthusias-mus oder sonst einer heftigen Leidenschaft nach-bilden sollen. Und doch gehören diese feinen unmerklichen Uebergänge zu den höchsten Schön-heiten der Dichtkunst. Der Philosoph legt ei-nen Plan an und folgt ihm, denn seine Ab-sicht ist bloß Unterricht. Der Redner verdeckt aber zuweilen und der Dichter sehr häufig seinen Plan und erregt in euch ganz von seiner eigentlichen Absicht entfernte Erwartungen, weil seine Absicht ist, zu gefallen, auf eure Leidenschaften zu wirken, sich eurer Phantasie zu bemächtigen; ein Zweck, den er nicht sicher-er erreichen kann, als wenn er etwas zugleich natürliches und erstaunliches darstellt. — Am Ende von Virgils Buche über die Landwirth-schaft hängt das Lob des Landlebens sehr eng mit dem ersten Theile des Buches, der von Bäumen und Weinstöcken handelt, zusammen; aber nicht jedem Auge ist der Faden bemerk-lich, und wer ihn nicht sieht, tadelt den Schrift-steller wegen Mangel an Methode. Das nehm-liche feine Verfahren wird am Ende des ersten Buches sichtbar, wo er einen zarten und doch natürlichen Uebergang von den Lehren des Ak-kerbaues zu den Wundern bey dem Tode des

Julius

Julius Cäsar und von da zu dem Elende eines bürgerlichen Krieges hat, nach welchem er wieder mit der gleichen Kunst den Faden zum Ackerbau aufnimmt und so das Buch schließt.

Die Sprache des Enthusiasmus und aller stark auf die Seele wirkenden Leidenschaften ist natürlich unzusammenhängend und kann ebenfalls denen sehr wohl so erscheinen, die nicht den Gesichtspunkt des Redners und keine Idee von dem Vorgange in dessen Seele auffinden können. Daher beklagt sich mancher bey Pindars Oden und einigen von Grays Gedichten, welche die Sprache des Enthusiasmus nachahmen, oft in der Verlegenheit zu seyn, zwischen neben einander stehenden Empfindungen keine Verknüpfung wahrnehmen zu können, indeß ein anderer, vielleicht weit ungelehrterer, ohne Schwierigkeit den Gang der Ideen begreift, der den Schriftsteller von einem Gedanken zum anderen, von einem Bilde zum anderen hinüber führt. Die letzteren sind ohne Zweifel die einzigen gültigen Richter über diese Oden, und diese Gültigkeit scheinen sie allein der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie verdanken zu müssen. Kurz, die Phantasie eines Kritikers muß durchaus fähig seyn,

mit der des Verfassers gleichen Schritt halten zu können, wenn er sich das Recht eines Urtheiles anmaaßen will, oder mit wahrem Vergnügen zu lesen wünscht. Seiner Kräfte der Erfindung bedarf er nicht, aber bey der Vorstellung der Dinge und Bilder, die jener ihm vorbringt, darf er um keinen einzigen Grad unter dem Schriftsteller stehen, ohne nicht in eben dem Grade an Gültigkeit und Recht, über ihn richten zu können, merklich zu verliehren. Können wir eines Dichters Bilder nicht fassen oder seinen Empfindungen nicht nachgehen, so verstehen wir ihn gerade so wenig, als ob er in einer uns fremden Sprache geschrieben hätte.

Doch wird die größte Lebhaftigkeit der Einbildungskraft nur wenig vermögen, wenn sie nicht durch Kenntniß der äußerlichen oder materiellen, der innerlichen oder moralischen Natur berichtigt und geordnet wird. Ohne die letztere findet gar kein Geschmack statt, weil man ohne sie unfähig ist, über Natürlichkeit und Unnatürlichkeit der Erzeugnisse und folglich über ihre Vortreflichkeit und Unvollkommenheit ein gegründetes Urtheil zu fällen. Um sich diese Kenntniß der Natur zu verschaffen, ist es nicht

nöthig,

nöthig, sich bis in die minutiae der Naturgeschichte zu versteigen, aber man muß die auffallenden Erscheinungen der Welt um sich her beobachten und sie in ihren mahlerischen Stellungen sehen, in denen sie die Seele am unwiderstehlichsten anziehen und die Leidenschaften am heftigsten aufregen.

Ich habe an einem anderen Orte *) als ein Mittel, in jugendlichen Seelen den Geschmack an den Schönheiten der Natur zu erwecken, fleißiges Studieren der besten beschreibenden Dichter, vorzüglich des Virgils, des Spenser, des Thomsons in Verbindung mit einiger Uebung im Zeichen empfohlen. Ich füge hier noch hinzu, daß Homer, Milton und Shakspeare ihren Geschmack verbessern und sie zugleich mit der moralischen Natur, das heißt mit den menschlichen Leidenschaften, und Charakteren vertrauet machen wird; ein Studium, worin man, wie Horaz sagt, **) nicht tiefer, als durch eine sorgfältige Beobachtung von Menschen und Sitten, wie sie in den Auftritten des thätigen Lebens erscheinen, eingehen kann.

*) Abh. über Poesie und Musik. Th. I. Kap. 2

**) Ar. poet. vers. 317.

Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ist, wenn gleich eigentlich Geschenk der Natur, doch einer beträchtlichen Erhöhung fähig. Das Studium der Werke der Natur und Kunst; Reisen in fremde Länder und Umgang mit Leuten von verschiedenen Ständen, Fähigkeiten und Sitten; Untersuchung neuer Szenen der unbelebten Welt, der Gebirge, der Thäler, der Ebenen, die sich entweder durch Regelmäßigkeit oder Wildheit, durch Größe oder Schönheit auszeichnen; Dies alles kann das Gedächtniß mit neuen Ideen füllen, die wohlgeordnet und bestätigt allen Seelenkräften neue Stärke geben können. Milton soll seine Phantasie durch häufiges Lesen alter Romane belebt haben. Und Leonhard da Vinci empfiehlt dem Mahler, alte Gebäude zu besuchen und die Steine aus zerbrochenem verwittertem Gemäuer zu beobachten, wo ein daran gewöhntes Auge sehr häufig Figuren wahrnehmen wird, die mit Wolken, Gefechten, sonderbaren Stellungen, Gewändern, lächerlichen Gesichtern und anderen Dingen eine entfernte Aehnlichkeit haben, welcher Idee der in einem anderen Buche geäußerte Gedanke gleicht, daß einige ohngefähre Kleckse mit einem in Tusche getauchten

Pinse

Pinsel zur Erfindung der Landschaften behülflich seyn können. *) Ueberhaupt kann jedes Ding, das uns auf etwas neues stoßen läßt, als ein Hülfsmittel der Phantasie angesehen werden; aber man muß in diese neue Ideen sorgfältig eine Methode bringen, sonst führen sie von der Liebe zur Natur ab und bilden einen Geschmack an ausschweifenden und abentheuerlichen Kompositionen. Lebhaftigkeit und Richtigkeit der Einbildungskraft leuchten im Homer sichtlich hervor; Spensern und Ariost fehlt es nicht an der ersten aber außerordentlich an der letzten Eigenschaft derselben.

II) Zuweilen können sich, ungeachtet einer lebhaften durch das Studium der Natur wohlgeordneten Einbildungskraft, doch übele Gewohnheiten der Trägheit und Unregelmäßigkeit im Studieren einschleichen, die ein verwirrtes oberflächliches Gemengsel von Kenntnissen erzeugen, welche der angebohrenen Kraft der Seele nicht wenig nachtheilig sind. Daher führte ich Deutlichkeit der Einbildungskraft als eine zweyte Foderung zum guten Geschmack an. Es

*) An Essay to facilitate the inventing of Landscapes. London. 1789.

giebt Leute die über jeden Gegenstand mit Genauigkeit und Ordnung denken, und andere, deren Ideen beständig oberflächlich und trübe sind. Die ersten verständigen euch auf einmahl von dem, was sie eigentlich meynen, und zeichnen sich durch eine klare Methode und einen lichtvollen Styl aus: die anderen kommen mit einem Schwalle unbestimmter und überflüssiger, verwirrt auf einander gehäufter Worte an, welche euch allenfalls wohl den Sinn bey gewöhnlichen Sachen erträglich verständlich machen, aber so bald nur etwas ungewöhnliches zum Grunde liegt, euch in Dunkelheit lassen und vielleicht völlig unmöglich machen, jemahls herauszukommen.

Die ersten sind offenbar nur die einzigen gültigen Richter von dem, was sie lesen, weil sie die einzigen sind, die es vollkommen verstehen. Warum entdeckt man bey jedem neuen Durchlesen des Homer, Virgil oder Milton immer neue vorher nicht entdeckte Reize? Nicht darum, weil nun eine genauere Bekanntschaft mit den Schriftstellern sie uns auch besser verstehen lehrt? Elegante Schriften haben eine solche Menge kleiner Grazien, die dem ober-

flächs-

flächlichen Leser entgehen und sich selbst nicht immer dem aufmerksamen im hellsten Lichte darstellen. Daher ist Gewöhnung an sorgfältiges Studium ein durchaus zu einer richtigen Kritik unentbehrliches Erforderniß.

Außerdem zwecken die meisten Arbeiten in den schönen Künsten darauf ab, beym Leser gewisse Bewegungen und Sympathien zu erregen. Und im Allgemeinen ist der Satz wahr, daß eine Bewegung in dem Maaße lebhaft ist, als der von der Seele wahrgenommene und wirkende Gegenstand Klarheit hat. Ein Mann mit dunkeler Wahrnehmung, muß daher ein Mann von stumpfem Gefühle seyn, und kann dazu keinen wahren Geschmack besitzen, weil er der glühenden Leidenschaften nicht empfänglich ist, deren Erweckung der Künstler zum Augenmerk hat, und die ihm in gesunderen Seelen auch wirklich gelingt.

Es ist bemerkungswerth, daß in jeder Sprache die zierlichsten Schriftsteller auch die deutlichsten sind So war es Homer und Xenophon in der griechischen, Cicero und Virgil in der lateinischen; zum klaren Beweise, daß Güte des Geschmacks und Deutlichkeit der

Wahrnehmung unzertrennlich bey einander stehen; da diese letztere Eigenschaft die unmittelbare Ursach einer deutlichen Schreibart ist.

Um sich die Gabe deutlicher Wahrnehmung zu verschaffen, ist das die beste Regel, mit Genauigkeit und Sorgfalt zu studieren, und mit Methode jedes vorzunehmen, wir mögen nun Bücher lesen oder Geschäfte treiben. Da ich diesen Gegenstand aber vorher schon weitläuftiger behandelt habe, will ich hier davon schweigen.

III) Ein Brett kann so gestaltet und angemahlt werden, daß es von einem Hunde für einen Menschen gehalten werden kann; aber es scheint nicht, daß dieser daran, als an einer Nachahmung Vergnügen fände. Thiere nehmen nichts von dem wahr, was wir Lächerlich nennen; denn Thiere lachen nie, scheinen auch keine Begriffe vom Unpassenden zu haben. Aber Thiere mit Gesicht unterscheiden Licht und wahrscheinlich auch Farben, aber nur der Mensch allein unterscheidet in den Farben und Figuren die angenehme Eigenschaft, die wir Schönheit nennen. Die hohe Pracht

des großen Sternenhimmels, eines erhabenen Felsengebirges, eines donnernden Wasserfalles, eines stürmischen Ozeans hat für kein Erdengeschöpf Reize, als nur für den Menschen. Neuheit gewährt vernünftigen Seelen ein wahres Vergnügen; niedrige Thierklassen scheinen sie mit Mißfallen zu sehen. Manche Thiere hören schärfer als wir, und viele von ihnen können vielleicht durch Töne aufgeregt oder besänftiget werden; aber keins hat für Harmonie einen Sinn: ja unter Menschen selbst, die mit gleicher Schärfe hören, haben einige ein musikalisches Ohr, andere nicht.

In diesen und ähnlichen Fällen scheint sich in der menschlichen Seele eine Art doppelter Sensation vorzufinden, wovon eine unmittelbar durch das äußere Ohr hineinkömmt, und die andere zum Theil von dieser, zum Theil von einer anderen Fähigkeit abhängig scheint.

Daß in unserer Konstitution wirklich etwas wie ein musikalisches Gehör, ein Gefühl fürs Schöne, ein Geschmack am Erhabenen und an Nachahmung, eine Liebe der Neuheit, und ein Hang zum Lächeln und Gelächter liege, wird

mir wohl niemand verneinen wollen. Und daß diese Sinne oder Gefühle zum Theil an das Ohr und an das Auge gebunden sind, und sich zum Theil doch sehr von diesen äußerlichen Sinnlichkeiten unterscheiden, fließt natürlich aus dem obengesagten. Man kann sie allenfalls: zweyte Sinne nennen. Einige Philosophen heissen sie: reflexe, andere: innerliche. Und die Freuden, welche sie geben, nennt Addison und Akenside: Freuden der Einbildungskraft. *)

Andere geben ihnen den Nahmen: **Bewegungen**, als wenn sie eine Art schwächerer Leidenschaften wären. Und diese Benennung ist in der That nicht ganz unpassend. Denn alle Leidenschaften werden von den Gefühlen der Freude oder des Schmerzes begleitet und drükken sich in der Seele und im Körper sinnlich und sichtbar aus. Und die Gefühle, von denen hier die Rede ist, sind alle angenehmer Art; und wo sie ohne Rückhalt wirken, entwickeln sie

*) S. *Hutcheson's* moral Philosophy; — *Serards* Essay on Taste; — den sechsten Theil des Spectator; — *Akensides* Pleasures of Imagination; — und *Lord Kaimes's* Elements of Criticism.

sie sich alle auch äußerlich. Zum Beyspiel, Betrachtung der Schönheit gleicht die Gesichtszüge zu einem Lächeln aus. Erhabenheit füllt uns mit Bewunderung und hohem Staunen, und Neuheit setzt uns oft in Erstaunen; alle diese Leidenschaften aber prägen sich sehr deutlich im Gesichte ab. Lächerliche Gegenstände fodern uns zum Lachen auf, welches so gut fürs Auge als für das Ohr empfindbar ist. Und die mannichfachen Vergnügungen, die aus der Nachahmung entspringen, wirken mannichfach, der Natur des nachgeahmten Gegenstandes und der Geschicklichkeit des Nachahmers verhältnißmäßig, auf die Gesichtszüge.

Aber der Nahme, den wir diesen Gattungen von Perzeption beylegen, ist keine Materie von Wichtigkeit. Wenn ich sie zweyte Sinne nenne, so will ich damit nicht gesagt haben, daß ich die Sprache anderer Schriftsteller, die einer anderen Phraseologie sich bedienen, fehlerhaft fände.

Also ist die dritte zu einem guten Geschmacke nothwendige Eigenschaft: Schärfe der zweyten Sensation, oder mit anderen Worten ausgedrückt:

drückt: "eine Fähigkeit, leicht, stark und angenehm vom Erhabenen, Schönen, Harmonischen, genau Nachgeahmten, u. s. w. gerührt zu werden."

Auch in dieser Rücksicht finden sich die Fähigkeiten unter den Menschen verschieden ausgetheilt. Einige haben weder von Harmonie noch Melodie weder in der Sprache, noch in der Musik ein Gefühl. Einige, welche das Erhabene und Schöne außerordentlich entzückt, haben wenig Geschmack oder Genie für das Lächerliche: — davon ist Milton ein Beyspiel, der in der großen und eleganten Mahlerey sich so sehr auszeichnet, dessen Versuche im Lächerlichen aber selbst lächerlich sind. — Andere finden einen außerordentlichen Gefallen an jeder Art lächerlicher Zusammenstellung, und scheinen dagegen für Schönheit oder Größe wenig Empfindlichkeit zu haben: — davon ist Swift ein Beyspiel, und der Verfasser des Hudibras ein anderes. Gleichmäßig im Erhabenen und Lächerlichen hervorstechend zu seyn ist ein seltenes Talent: doch besaß es Shakspeare in einem sehr hohen und Pope in einem niedrigeren Grade. Auch Homer soll so wohl im komischen als im

feyer-

feyerlichen Style ausgezeichnetes Verdienst gehabt haben, wiewohl dies aus keinem Theile seiner uns noch übrigen Werke sonderlich sichtbar wird. Einige Schriftsteller, unter denen Homer der berühmteste ist, zeichnen kein Gemählde weder von einem Theile der moralischen oder der materiellen Natur, worin das Original nicht in den kleinsten Zügen lebte; andere, wie Ariost, haben einen Reichthum an ausschweifenden und unnatürlichen Dichtungen. Die ersten haben offenbar sowohl mehr Geschmack bey der Nachahmung, als auch eine bessere Urtheilskraft, als die letzteren. — Der Sinn für Harmonie gestaltet sich ebenfalls so verschieden. Pope hatte ungeachtet alles sanften Flusses seiner Verse kein musikalisches Ohr. Milton schreibt, so melodisch sein Vers ist, die rauheste Prose; und Addison, dessen Prose die sanfteste und angenehmste von der Welt ist, macht keinen melodischen Vers.

Einige dieser Verschiedenheiten mögen sich freylich von der Allgewalt der Gewöhnung ableiten lassen. Mancher, dem ein musikalisches Gehör angebohren ward, mag niemahls daran gedacht haben, dies Talent zu erhöhen, und

mancher

mancher mag wohl dazu niemahls Gelegenheit gehabt haben, und wir finden selten ein wahres Vergnügen in der Musik, wenn wir in unseren früheren Jahren nicht dazu gewöhnt sind. Ueberdem ist die Sanftheit des Tones in der Prosa, die man hier Harmonie nennt, gar sehr von musikalischer Harmonie und Melodie verschieden: zur ersten gehört eine bequeme Aussprache, denn wir nennen die Worte niemahls harmonisch, die wir nur mit Mühe hervorbringen: die letztere aber hat mit Artikulation nichts zu thun, und man kann aus diesem Grunde einen Geschmack an einer haben, ohne zugleich an der anderen Gefallen zu finden. Auch kann man sich darüber kaum wundern, daß, wer einen harmonischen Vers macht, eine unmelodische Prose schreibt; denn das letzte kann Wirkung der Eile und der Sorglosigkeit, oder Mangel an Uebung seyn.

Ferner: Je mehr wir uns im früherer Jugend gewöhnen, auf das Große und Erhabene zu achten, erhabene Poesie lesen, oder mit Personen von feyerlichem Betragen umgehen, desto schwieriger wird dem leichten Flinkern des Witzes und der Laune der Eingang in

unserer

unserer Seele gemacht. Und man kann unmöglich von dem, der an einem wilden Romane mehr Gefallen, als an der Einfalt der Natur und alter Schriftsteller findet, einen Geschmack für richtige Nachahmung erwarten. Diese Verschiedenheit mag von verschiedenen Ursachen herrühren, deren Zerlegung hier zu weitläuftig seyn würde. Unsere Lebensart, unser Studium, unser Umgang, der Geschmack des Zeitalters und der Gesellschaft, der wir angehören, haben auf die Verbesserung und Verschlimmerung aller unserer Geisteskräfte und vorzüglich des Genies und Geschmackes einen entschiedenen Einfluß. Ich nehme hier Geschmack und Genie zusammen. Denn es sind befreundete Kräfte und in so naher Verwandtschaft, daß man den Geschmack beynahe passives Genie und das Genie aktiven Geschmack nennen möchte.

Die menschliche Seele bleibt sich immer gleich. Aber ein Zeitalter bildet einen, ein anderes einen anderen Theil der Fähigkeiten mehr aus; und die Beschäftigungen der Menschen, der Zustand der Litteratur, die Gestalten des Geschmacks und der Charakter der Nationen arten sich diesem gemäß auch anders. In der

Mitte

Mitte des letzten Jahrhunderts war der bey weitem größere Theil der englischen Schriftsteller gelehrt und ernsthaft; aber auf zierlichen Ausdruck sehr unaufmerksam. Unter Karln dem zweyten stürzte sich alles in das entgegengesetzte Extrem; alles ward faselnd, oberflächlich und undelikat; niemand als ein Witzling und ein Epigrammatist war ein Mann von Geschmack; so daß, wenn die Revolution nicht dazwischen gekommen wäre, es um unsere Litteratur so gut als um unsere Gesetze und Freyheiten gethan gewesen wäre. Unter der Regierung der Königin Anna und Georgs des ersten wurden Witz, Gelehrsamkeit und Eleganz glücklich mit einander verbunden. Und in den neueren Zeiten scheint der öffentliche Geschmack durch richtigen Ausdruck, und historische und philosophische Untersuchungen am wirksamsten befriedigt werden zu können.

Aber soviel Einfluß auch die Gewöhnung auf die Bildung des Genies und Geschmacks haben mag, so muß man doch niemahls vergessen, daß es sowohl in der Seele als im Körper mitgebrachte, ursprünglich angelegte Verschiedenheiten gebe. Es giebt Leute, die

sich nie dahin bringen können, Musik angenehm zu finden, und einige sind der Poesie eben so abgeneigt. Einige Dichter, Tonkünstler und Mahler sind im großen Style ausgezeichnet vortrefflich, andere sind glücklicher im Lächerlichen; auch wird keine Klasse von Künstlern einer andern ein Recht zugestehen, für zweye Regeln festzusetzen. Und deshalb kann man gar nicht erwarten, daß Geschmack bey verschiedenen Menschen ganz genau sich gleich sey, oder bey einem einzigen Individuo in seiner höchsten Vollkommenheit sich antreffen lasse.

Es können schon einige dieser zweyten Sinne eine Art von Geschmack bilden; aber zur Vollkommenheit dieses Talentes ist die Konkurrenz aller anderen nöthig. Bey einem so vollkommen gebildeten Manne wird jeder Gegenstand seiner Betrachtung, er mag durch seine Neuheit an sich ziehen, durch seine Größe Erstaunen erregen, durch seine Schönheit reizen, durch seine nachahmende Eleganz gefallen, oder durch das unerwartete Unpassende ergötzen, die Gattung und den Grad innerlicher Befriedigung erzeugen, welchen der aufgeklärteste Theil der Menschen den gefallenden Eigenschaf-

ten des Gegenstandes angemessen finden wird. Aber eine solche Vollkommenheit des Geschmakkes existirt nirgends, als in der Einbildungskraft, da auf der ganzen Erde kein Mensch ist, der einige Gegenstände des Geschmackes nicht mehr als andere bewunderte, nicht genauer beobachtete, und folglich über sie besser zu urtheilen verstände. Wir haben sehr selten von einem Manne gehört, der in Musik, Mahlerey, und Dichtkunst, oder nur in zweyen von diesen Künsten gleiche Talente besäße. Der epische Dichter verachtet den Epigrammatisten, der auf seiner Seite allen erhabenen Styl für affektirt und seicht erklärt; der Architekt ist vielleicht beyden gleichgültig, und der Componist schöner Symphonien vielleicht allen dreyen. Es giebt hiervon freylich Ausnahmen, aber im allgemeinen ist es wahr: daß

„nur Eine Wissenschaft Ein Genie ausfüllen
„wird, so weit ist Kunst, so enge der
„menschliche Geist begränzt. Er ist nicht an
„besondere Künste gebunden, aber in diesen
„oft nur in einzelnen Theilen beschränkt."

Man kann sehr leicht begreifen, in wie fern eines Autors Geschmack in dieser Rücksich

sicht fehlerhaft seyn könne. Wenn er, während daß er sich zu erheben bestrebt, dem Leser indeß mit seiner niedrigen Sprache und seinen kriechenden Bildern mißfällt (wie dies bey Blackmore meistens der Fall ist) so ist dies ein Zeichen seiner Geschmacklosigkeit im Erhabenen. Wenn er das niedrige und ekelhafte gern zu beschreiben scheint, und uns unsaubere Anspielungen und schmutzige Bilder vorsetzt, (wie dies bey Swift und Juvenal gar oft der Fall ist), so giebt er einen Beweis seiner Seele ohne Empfindung für Anstand, und daß er entweder sowohl völlig leer an Gefühl und Sinn fürs Schöne sey, oder, was noch weit schlimmer ist, ihm absichtlich nicht folge. Sind seine Bilder aus der Natur unbestimmt und nicht genau; sind sie mit unnöthigem Putze überladen; oder scheinen sie nicht die Kinder seiner eigenen Beobachtung, sondern den Werken anderer gestohlen zu seyn, (allen elenden Poeten und Mahlern gemeine Fehler) so leuchtet daraus seine Unbekanntschaft mit der Natur oder wenigstens sein Mangel an Talent und an Geschmack zur richtigen Nachzeichnung ein. Wenn der Schall seiner Verse (wie bey Donne und Hobbes) durch seine Rauhheit das Ohr

beleidigt, oder (wie bey Waller und Lansdowne) immer in einem gleich sanften Fluße fortrieselt, ohne sich der Veränderung des Gegenstandes anzuschmiegen oder das Ohr mit denen Abwechselungen des Steigens und Fallens zu vergnügen, welche auch die regelmäßigste Versifikation zuläßig findet, so kann man sicher auf seine Nachläßigkeit im Schreiben oder auf seinen Mangel an wahrem Geschmacke für harmonische Zusammensetzung schließen. Wenn er in seinen komischen Szenen durch unnatürliche Gebehrdung Gelächter erregen will (zuweilen bey Sterne und Smollet der Fall) und euch an die Stelle von Laune, unanständige Possen aufdringt (häufig bey Aristophanes und Rabelais vorkommend), wenn er da, wo er dem Witze nachläuft, bloße gemeine Späßchen oder Wortgeklingel fängt (wobey ich nicht ohne Schmerz den Milton in einer oder zweyen Stellen zum Beyspiel anführen muß), oder wenn er (wie Congreve und Vanburgh) Verbrechen und Unfälle zu Gegenständen der Fröhlichkeit und des Gelächters machen will, so können wir hieraus die sichere Folgerung ziehen, daß es ihm an einem richtigen Gefühle fürs Lächerliche fehle oder dies absichtlich unterdrücke, um dem Geschmacke

schmacke des Zeitalters, oder den Sonderbarkeiten seines eigenen Temperamentes zu schmeicheln.

Aber man erinnere sich auch daran, daß man das Werk eines Künstlers nicht nach zufälligen Fehlern charakterisiren darf. Diese kann man eher der Schwäche menschlicher Natur zuschreiben, die bey dem besten Menschen zu Fehltritten, bey dem weisesten Manne zu Irrthümern, bey dem aufmerksamsten zu Nachlässigkeitssünden hinneigt. Wer kann die Natur mit Shakespears Stärke mahlen? Wer mit Homers und Miltons Erhabenheit? wer mit Horazens Eleganz? — Und doch ist Shakspeare nicht immer natürlich; Homer und Milton zuweilen niedrig; und Horaz hat einige Verse geschrieben, die eines guten Menschen und guten Dichters gleich unwürdig sind. Hat ein Schriftsteller einen Reichthum an Schönheiten, so vergesse man seine Fehler. Wenn er Beweise seines guten Willens und eines erfindenden Genies in irgend einem Theile einer Kunst und Wissenschaft giebt, so hat er auf unsere Hochachtung Ansprüche. Wenn er aber immer in den nehmlichen Fehler verfällt, und nach dem nehmlichen

ihm unerreichbaren haſcht, ſo ruft er die Kritik zu einer ſtrengen Beurtheilung auf. *)

Auch muß man noch daran denken, daß man von einem Werke keinen höheren Grad und abwechſelnde Mannichfaltigkeit des Vergnügens erwarten darf, als der Schriftſteller geben will. Dichter, die niemahls auf Größe Anſprüche machen, können in der Elegie, im Schäfergedicht und in jedem tieferen Zweige der Kunſt doch vortreflich ſeyn, und niemand wird den Theokrit und den Tibull tadeln, daß ſie nicht ſo viel Größe als Homer haben; ſie würden aber zu tadeln ſeyn, wenn ſie Größen in Gedichte hineinbringen wollten, die keine eigentlich zulaſſen dürfen. Jedes Werk muß ſchön in ſeiner Art ſeyn; eine jede Art von Werken beſitzt eine eigenthümliche Schönheit.

Hierzu kömmt noch, daß obgleich alle ſchöne Künſte auf Gewährung des Vergnügens dadurch abzwecken, daß ſie dieſen zweyten Sinnen ſchmeicheln, ſo ſollte es doch auch nicht weniger ein Zweck des Künſtlers ſeyn, Liebe zur Tugend zu befördern; ein Zweck, der durch Entfaltung und Darſtellung des moraliſch häßlichen

*) Hor. Ar. poet. verſ. 347 — 360.

lichen sowohl als durch mahlerische Darstellung des moralisch schönen erreicht werden müßte. Deshalb sind in der Satyre und in jeder anderen ähnlichen Schreibart, welche die Aufregung unseres Unwillens gegen das Laster beabsichtigen, widerliche Bilder die besten. Denn ob sie gleich an sich selbst von vergnügenden Reizen entblößt seyn müssen, so kann man ihnen doch als Beweisen von den guten Absichten des Verfassers, und als Mitteln, gute Bewegungen in der Seele des Lesers hervorzubringen, seinen Beyfall nicht versagen, so wie herbe Arzneyen sicher eingegeben und schmerzhafte Operationen angewandt werden können, um den Körper von einem Uebel zu befreyen. Aber eben so wie wir den Arzt tadeln, der seinem Kranken mehr Schmerz macht, als nöthig ist, so müssen wir dem Satyriker Vorwürfe machen, wenn er alle Mäßigung bey seinem Gegenstande vergißt, und Bilder uns vorführt, die entweder zu jedem Gebrauche bey irgend einer Gelegenheit zu niedrig, oder die widerlicher sind, als der Anlaß erfodert. Flatterhaftigkeit und Witzeley sind ohne Zweifel Gegenstände der Satyre, aber gewiß keine so schwarze Verbrechen, als wie Pope sie darstellt,

wenn er seinen Abscheu in der unsaubersten Anspielung, die nur jemahls geschrieben ist, gegen sie ausgießt; eine Anspielung, deren Wiederhohlung das Gefühl des Anstandes verbietet, und wovon der Autor selbst seinen Freund sagen läßt,

„dies garstige Gleichniß, diese säuische
„Zeile kehrt die Eingeweide mir um.

Die meisten unserer Wahrnehmungskräfte sind einer Erziehung empfänglich. Der Geruch eines Parfumeurs, das Gefühl eines Polirers, das Gesicht eines Mahlers, der sich um die sichtbaren Erscheinungen der Dinge bekümmert, und das Gehör eines Blinden, der zu seiner Sicherheit sich oft auf diesen Sinn verlassen muß, sind feiner und mehr geschärft, als dieselben Sinne anderer Menschen, weil sie mehr Uebung erhalten, und auf die Nachrichten, die sie zuführen, sorgfältiger geachtet wird. Eine Abweichung vom Viereck oder einer senkrechten Linie wird von einem Bauverständigen und Tischler weit eher bemerkt, als von einem gewöhnlichen Auge. So verbessern auch Mahler ihre Ideen vom Erhabenen, Schönen und zierlich

lich Nachgeahmten durch das Studium der am meisten bewunderten Gemählde und der besten Denkmähler alter Kunst. Und jeder Tonkünstler weiß, daß durch Uebung in der Musik unser Gefühl für Harmonie zu einer Stufe von Vollkommenheit erhoben wird, wovon die, welche sich um dies Talent niemahls bekümmerten, keine Vorstellung haben. Zartheit des Geschmakkes in Rücksicht auf Witz und Laune wird durch dieselben Mittel erworben. Der Pöbel ergötzt sich an bäurischen Scherzen, weil er es nicht besser versteht; aber ein anderer, der sich an eine elegante Conversation oder an den Styl feiner Schriftsteller gewöhnt hat, wird sehr bald einen Unterschied zwischen Artigkeit und Unfläterey machen, und die elenden Possen verachten lernen, gegen die er, bey geringerer Erfahrung, einen nicht so lebhaften Widerwillen empfinden würde. *)

Die zweyten Sinne können daher durch das Studium der Natur, der besten Werke der Kunst und dadurch ausgebildet werden, daß man von jedem Theile der Kunst und der Sit-

*) Abh. über Poesie und Musik. Th. 1. Kap. 3. — Abhand. über das Lachen. Kap. 4.

ten alles, was durch Unanständigkeit und Niedrigkeit anstößig wird, von sich in einer beträchtlichen Entfernung erhält.

IV) Eine vierte Foderung zum guten Geschmack ist Sympathie, oder die Empfindsamkeit des Herzens, die uns in eines anderen Lage versetzt, und uns zum Theil die süßen oder schmerzhaften Bewegungen mittheilt, die in einem ausgebreiteteren Umfange die wirkliche Lage selbst erregen würde.

Menschliche Freuden theilen sich in körperliche Vergnügungen und in Freuden der Seele. Die ersteren haben wir mit den Thieren gemein, die letzteren gehören dem vernünftigen Wesen ganz eigenthümlich zu; jene sind nur von kurzer Dauer, diese bleibend; durch jene mag sich eine Begierde befriedigen, aber diese allein geben uns das, was uns wahrhaft beglückt.

Die schönen Künste haben entweder die Vergnügung der Seele oder die Befriedigung der Sinne zur Absicht. Denn obgleich die Töne der Musik dem Ohre schmeicheln, und die Farbenmischung der Mahlerey das Auge vergnügen, so sind sie doch nur von einem geringen

Werthe,

Werthe, wenn sie die Seele unbefriedigt lassen. Nun können dem Geiste ganz allein solche Dinge gefallen, die gewisse Leidenschaften und Aufwallungen erregen; denn ein Mann, jeder Leidenschaft unempfänglich, der nicht hoffet, nicht fürchtet, sich nicht freuet, sich nicht bekümmert, ohne Begierde und Mißfallen, ist auch keiner Glückseeligkeit fähig. Und deshalb muß es allen schönen Künsten und vorzüglich der Dichtkunst zur Hauptabsicht werden, der Seele solche Leidenschaften und Bewegungen mitzutheilen, die ihr ein wahres Vergnügen gewähren.

Das Trauerspiel erfüllt uns mit süßen Freuden, weil es uns Mitleid, eingebildete Schreckniße und andere erhabenere Bewegungen einflößt; und das Lustspiel, weil es auf die Thorheiten der Menschheit ein solches Licht wirft, daß sie Verachtung erwecken und Lachen erregen. Das epische Gedicht wirkt wie die Tragödie, auf unsere höhere Leidenschaften, macht uns das Große bewundern, uns über das Glück des Guten freuen, um den Unglücklichen zärtlich bekümmert, und setzt die Seele durch das Schweben zwischen Hofnung und Furcht, durch den Wechsel dieser Leidenschaften im Fort-

gange

gange der Geschichte in die süßesten Bewegungen. Wahre Satyre gefällt, weil sie die Liebe zur Tugend und Wissenschaft erwärmt, und sie kann dies Ziel dadurch erreichen, daß sie die menschlichen Laster durch die genaueste Zergliederung unserem Unwillen unterwirft oder ihre Narrheiten unserem Gelächter aussetzt. Lyrische Poesie ist auf eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen anwendbar, kann auf mancherley Leidenschaften angelegt werden, und sie erhebt diese durch eine gefällige Ausschweifung in der Wahl ihrer Worte und Bilder, durch eine besondere Wildheit in der Zusammensetzung und Harmonie, bis zum Enthusiasmus. Selbst wenn Dichtkunst unbelebte Natur mahlt, wird sie wenig gefallen, wenn sie das Herz ungerührt läßt; und ein Schriftsteller von Gefühl stellt mit Klugheit die Wahl unter den Erscheinungen an, die des Lesers Phantasie zu fesseln und seiner Seele solche Gedanken zuzuführen, die sein Wohlwollen, Mitleiden, seine Zufriedenheit, Zärtlichkeit, Bewunderung, sein Erstaunen und andere angenehme Bewegungen aufzuregen, vermögen. *)

Kurz

*) Abhandl. über Poesie und Musik. Th. 1. Kap. 3.

Kurz, alles sollte in der Dichtkunst Pathos athmen; alles Leidenschaften, nicht bloß Melancholie und Zärtlichkeit, sondern unsere Neigungen überhaupt, zu erwecken fähig seyn, so daß der Leser, wenn er die edele Gabe der Seele, die ich anderswo unter dem Nahmen Sympathie *) beschrieben habe, nicht besitzt, kein wahres Vergnügen aus einem Gedichte zu schöpfen im Stande ist, so bekannt ihm auch Sprache und Versifikation, so bekannt ihm auch die gewöhnlichen Erscheinungen, mit denen die Natur auftritt, seyn mögen.

Und doch ist ein solcher Mangel bey den Lesern von Gedichten nicht ungewöhnlich. Den einen reißt der Gang der Fabel völlig fort; dem anderen ist nichts, als moralische Gesinnung, etwas werth; der dritte sieht nur auf Styl und Numerus; ja ich habe von einem gehört, dessen einzige Freude bey der Lektüre des Virgils war, dem Aeneas auf der Karte nur immer nachzureisen; und von einem anderen, der in Virgils Gedicht von der Landwirthschaft nichts schmackhaftes fand, als einige Leh-

ren

*) das. Kap. 7.

ren vom Ackerbaue. Der wahre Dichter aber rührt das Herz, sein Gegenstand mag seyn, welcher er will; und der wahre Kritiker hat ein Herz, das jeder Rührung fähig, das der Bewunderung, der Zärtlichkeit, der Freude, des Wohlwollens, des Mitleids, Patriotismus uns jeder anderen Leidenschaft empfänglich ist, die der Schriftsteller einflößen will, das seine Harmonie in ihrer vollen Wirkung empfindet, und den schönen oder erhabenen Ideen, die das Werk schmücken, niemahls verschlossen bleibt.

V) Das zuletzt erwähnte Erfoderniß zur Bildung eines guten Geschmackes ist Urtheilskraft, oder Menschenverstand; in der That das Hauptstück dazu, und würklich beynahe der Inbegriff aller vorher angeführten Stücke. Ich verstehe hier unter Urtheilskraft eine solche Verfassung der Seele, die den Menschen zu einem Aufmerken auf das Reelle in den Dingen aufgelegt und fähig macht, Wahrheit zu erkennen und Wahrheit ausfindig zu machen. Vermittelst dieser Fähigkeit, auf Kritik angewandt, vergleichen wir dichterische Copien mit den Originalen in der Natur, und bemerken,

worin

worin sie einander ähnlich sind, und von einander abweichen; vermittelst ihrer schätzen wir die Richtigkeit der Gesinnungen, die Wahrscheinlichkeit der Vorfälle, und den Grad der Aehnlichkeit erdichteter Charaktere mit denen der wirklichen Welt, und die Zweckmäßigkeit und Schicklichkeit der Theile zum Ganzen. Vermittelst ihrer, verbunden mit einer Hinsicht auf den Plan des Werks, erkennen wir, ob er einfach ist und natürlich, oder verwirrt und unnatürlich, und ob der Verfasser, sowohl bey der Anordnung des Ganzen, als bey der Anlage und dem Baue eines jeden dazu gehörigen Theiles nach der Regel verfahren ist.

Um jedem Mißverständnisse entgegenzukommen, muß ich die schon bey einer anderen Gelegenheit gemachte Bemerkung wiederhohlen, daß in fast jeder Kunst sich zwey Gattungen von Regeln, die zum Wesentlichen und die zum Schmuck abzweckenden, ein Ansehen erworben haben. Die ersten resultiren allemahl aus der eigentlichen Form des Werkes und sind zur Erreichung des vom Künstler festgesetzten Zieles durchaus nothwendig. Die letzten stützen sich eher auf die angenommene Mode, als auf

die Natur, und machen auf keine höhere Geburt Anspruch, als auf den Gebrauch eines großen Schriftstellers, der gerade itzt in der Mode ist. Die Verletzung einer wesentlichen Regel ist ein Beweis für den Mangel des Gefühls beym Schriftsteller und folglich für den Mangel an Geschmack; denn wo kein Gefühl ist, kann auch kein Geschmack seyn. Uebertretung einer Vorschrift zur bloßen Verzierung oder Mechanik des Stücks, kann sehr wohl mit der gesundesten Urtheilskraft bestehen; oft selbst ein Zeichen eines guten Geschmackes und eines erhabenen Genies seyn.

Great Wits sometimes may gloricasly
offend,
And rise to faults trae critiks dare not
mend: —
— From vulgar bounds with brave di-
sorder part,
And Snatch a grace beyond the reach
of art.

Ich bin um so sorgfältiger, diese Regel recht auszuzeichnen und bey ihr zu verweilen, weil die französischen Kritiker im allgemeinen

von

von ihr gar keine Begriffe zu haben scheinen. *) Was einer festgesetzten Regel oder der Mode zuwiderläuft, wird ohne weiteren Prozeß als geschmacklos abgeurtheilt. Die natürliche Folge hieraus ist dann, daß ganz allein französische Schriftsteller Geschmack haben, weil niemand anders sich nach der französischen Mode richtet, und Shakspeares Arbeiten mußten ganz nothwendig abgeschmackte Farcen seyn, weil sie gerade einen Plan und eine Schreibart haben, die kein Kritiker von Paris jemahls gut geheissen hat. Man hat Kritik sonst wohl für eine Unterhaltung und einen nützlichen Theil einer Philosophie des Geistes angesehen; aber wahrhaftig, nach dieser Behandlung ist sie weit unter dem Kreise menschlicher Untersuchung, weit tiefer, als Haarkräuslermoden und Muster von Schuhschnallen.

Fol-

*) Ich hätte eigentlich sagen sollen: die französischen Kritiker dieses Zeitalters. Denn wenige Länder haben mehr gelehrte Leute gezogen, als Frankreich. Ich spreche hier nicht von den Stevens, nicht von den Daciers, Rollins, Fenelons; sondern von denen Schriftstellern, die von Voltairen gelernt haben, zu verwerfen, weil sie beneiden, und zu beurtheilen, was sie nicht verstehen.

Folgende sind einige der wesentlichen Regeln aller Composition, denen man von keiner Seite zu nahe treten darf.

1) In Philosophie und Geschichte muß man auf Wahrheit in der Auseinandersetzung der Begebenheiten die strengste Rücksicht nehmen: und die Schlüsse müssen nach Angabe des Menschenverstandes und einer gesunden Schließkraft daraus gezogen werden.

2) Bey Werken der Erdichtung muß man eine ähnliche Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit nehmen, und keine Begebenheiten aufführen, als solche, die nach der allgemeinen Meynung des Volkes, dem man sie vorführt, sich wohl zugetragen haben können.

3) Erdichtete Charaktere müssen ihrer Lage, ihrem Alter, Stande und anderen Umständen angemessen, besonders aber nach Angabe der Leidenschaften und Gesinnungen, die sie haben sollen, sprechen und handeln.

4) Aeußerliche Dinge müssen in Geschichte und Dichtkunst beschrieben werden, wie sie sich

in

in der Natur wirklich finden. Doch ist der Dichter nicht verbunden, alle ihre Eigenschaften aufzuzählen, sondern darf sich allein an diejenigen halten, die zu seinem Zwecke mit hinführen.

5) Die Schreibart eines Schriftstellers muß immer lichtvoll seyn und einem aufmerksamen Leser von seiner Meynung eine sogleich begreifliche Darstellung machen. Sie muß aber auch so zusammengesetzt seyn, daß sie dem Ohre bey der Pronunziation keine unangenehme, sondern angenehme Eindrücke giebt. Doch läßt sich von jeder Gattung des Styls Deutlichkeit und Harmonie nicht in demselben Grade erwarten.

6) Jedes Gedicht, es mag kurz oder lang, ein episches oder eine Tragedie, ein Gespräch oder eine kurze Abhandlung seyn, muß ein Ziel vor Augen haben, und alle seine Theile müssen zu seiner Erreichung mit hinwirken. Hat es dies Ziel nicht, so hat es keine Bedeutung; hat es mehr als eins, so verwirrt man durch ihre Menge die Aufmerksamkeit; sind einige seiner Theile zu diesem Endzweck entwe-

der nicht passend oder ihm gar zuwider, so sind sie unregelmäßig oder überflüssig, und hätten sollen weggeschnitten oder verbessert werden. Von dieser Einheit sind zwey Gedichte Homers vollkommene Muster. Jedes von ihnen enthält eine reiche Mannichfaltigkeit in Handlung, Konversation und Begebenheit: aber jeder Umstand zweckt in dem einen auf die Wiedereinsetzung des Ulysses in seinem Reiche, und im anderen auf die Entwickelung des Zorns des Achilles und seiner traurigen Folgen ab.

7) Jedes Gedicht sollte eine moralische oder wenigstens eine unschuldige Absicht haben. Nur ein böses Herz kann ein unmoralisches Buch hervorbringen oder an ihm sich ergötzen. Tugend und guter Geschmack sind so eng in einander verschmolzen, daß eine Beleidigung der ersten niemahls dem letzten gefallen wird.

8) Wie unter einem jeden Volke gewisse lange befolgte Gewohnheiten mit der Zeit das Ansehen von Gesetzen erhalten, so giebt es auch in der Kunst Regeln, die bey ihrer ersten Entstehung sehr willkührlich oder sehr gleichgültig waren, aber mit der Zeit, da sie von

den

den besten Schriftstellern unveränderlich beobachtet wurden, als wesentlich angesehen werden. Dies wird durch ein Beyspiel deutlicher werden. Homer, der das epische Gedicht erfand oder doch wenigstens verbesserte, bediente sich in seinen beyden Gedichten, des Versmaaßes das wir Hexameter nennen. Es kann wohl schwerlich die Frage seyn, ob er nicht, ohne fehlerhaft zu werden, ein anderes Sylbenmaas nehmen konnte. Seine Wahl war völlig willkührlich. Da sie aber glücklich ausgefallen war, und der Gebrauch, den Homer davon machte, in dieser Rücksicht zum Gesetz für die alten Dichter wurde, so wird izt der Hexameter, und ward schon zu Horazens Zeiten *) und wahrscheinlich schon lange vorher, als ein zu einem griechischen und lateinischen Heldengedichte wesentlich nothwendiges Stück angesehen. Zum Theil aus dem nehmlichen, und zum Theil, wie Aristoteles bemerkt, aus dem Grunde, weil er zu gekünstelt und dem Conversationstone zu unähnlich würde, wird der Hexameter nicht im griechischen und lateinischen Drama geduldet. In die alte Trogedie und Komedie führten die besten Schriftsteller Jamben, Trochäen

*) Hor. A. poet. vers. 73.

und Anapästen ein. Wählte daher auch ein englischer Dichter in einem dramatischen oder epischen Gedichte ein anderes Sylbenmaas, als unsere fünffüßigen Jamben, so würde er ein Gesetz übertreten haben, das anfänglich zwar willkührlich gewählt, nachmahls aber durch den Gebrauch, Chaucars, Spensers, Shakspeares, Miltons und aller unserer großen Dichter, wesentlich und unveränderlich ward.

Diesem will ich nun noch einige Fälle von bloß mechanischen Gesetzen des Gedichtes geben.

1) Daß eine regelmäßiges Trauer- oder Lustspiel aus fünf Akten und nicht mehr oder weniger bestehen müsse, ist eine Regel, von der sich kein besserer Grund als dieser angeben läßt, daß sie von guten Schriftstellern befolgt und von Horaz angegeben ist. Auch hat man sie nicht unveränderlich und immer befolgt. Die italienische Oper ist nach ihrer Reform von Metastasio eine schöne Gattung dramatischer Dichtart und hat nur drey Akte, und es giebt bey uns manches gute ernsthafte und komische Stück von der nehmlichen Eintheilung, zuweilen selbst nur von zwey Akten oder gar einem. Es ist wahr, ein dramatisches Stück

soll

soll nicht zu lang seyn, weil sonst sowohl der Zuschauer als der Schauspieler ermüdet; nicht zu kurz, weil es ihm sonst an Interesse fehlen würde; auch ist es vernünftig, zur Erhohlung des Schauspielers und Zuhörers der Vorstellung einige Zwischenräume einzuschieben; daß diesen Absichten aber nur die Vertheilung in fünf oder drey und nicht die in vier Akte ein Genüge leisten könne, ist ein schwer zu beweisender Satz.

2) Die meisten der französischen und griechischen Trauerspieldichter beobachten die **Einheit der Handlung in Zeit und Ort**; d. h. sie nehmen an, jeder Theil der Handlung habe sich an einem und demselben Orte ereignet, weil die Vorstellung nur auf einer einzigen Schaubühne geschieht; und sie beschränken die Zeit der Handlung ebenfalls auf wenige Stunden, weil auch die Vorstellung nicht länger dauret. Versetzung der Szene von einem Orte zum anderen, aus einem Hause auf die Straße, aus der Stadt auf das Land, oder aus einer Stadt und einem Lande in eine ganz entfernte Gegend ist Verletzung der Einheit im Orte. Uebertretung der Einheit in der Zeit

geschieht durch solche Vorfälle in der Fabel, die einen größeren Zeitraum als wenige Stunden, oder als höchstens einen Tag und eine Nacht erfodern.

Ohne Zweifel mag wohl zuweilen Beobachtung dieser Regeln die Handlung der Wahrscheinlichkeit näher bringen; aber sie legen dem Genie des Schriftstellers schwere Fesseln an, und können öfters weit größere Unwahrscheinlichkeiten veranlassen, als alle die seyn können, die ihrer Vernachlässigung folgen. Ist der Gegenstand des Stückes zum Beyspiel eine Verschwörung und der Schauplatz eine Straße, so müssen die Verschwornen, um die Einheit im Orte zu erhalten, auch frey auf öffentlicher Straße handeln, wo sie jeder Mensch hören und beobachten kann; in der That ein sehr unwahrscheinlicher Umstand, der sich gewiß, man mag zu seiner Vertheidigung sagen was man will, nimmermehr zutragen kann. Sicherlich würden die meisten Zuhörer sich befriedigt und das Ganze weit natürlicher finden, wenn der Schauplatz bey einer solchen Gelegenheit von der Straße in ein Privatgemach verlegt würde.

Auch

Auch sind die Unwahrscheinlichkeiten, welche aus der Vernachläßigung dieser Einheiten entstehen, so groß nicht, als man sich gemeiniglich einbildet. Während daß wir im Theater sitzen, ist es unserer Seele gerade so bequem, der Szene aus der Stadt aufs Land, und aus einer Gegend in die andere zu folgen, als es uns beym ersten Eintritt ward, uns den Schauplatz auf einem gewissen Platze in Rom oder in Egypten zu denken. Und wenn wir uns überreden können, daß der Schauspieler, den wir sehen und dessen Nahmen und Person wir kennen, plötzlich zum Cato oder Cäsar oder sonst einem alten Helden geworden sey, so kann man sich auch wohl sehr leicht überreden, daß der Abend, den wir im Schauspielhause zubringen, den Zeitraum von mehreren Tagen oder Jahren begreife.

Aber wirklich giebts gar nichts dergleichen bey dramatischer Vorstellung, als die eigentliche Täuschung seyn soll, wovon die Kritik schwatzt. Wir sehen den Schauspieler nie ganz für die Person an, deren Charakter er annimmt; wir glauben uns niemahls in fremde Länder versetzt oder in das Alterthum zurückgeführt;

unser Vergnügen strömt aus anderen Quellen, und sogar vorzüglich aus der Ueberzeugung, daß alles Erdichtung sey. — Shakspeare übertrat in jedem Stücke Einheit im Orte und in der Zeit. Er versetzt oft den Schauplatz aus einem Lande in ein anderes, und der Zeitraum seiner Handlung beschränkt sich nicht auf Tage und Wochen, sondern dehnt sich auf Monate und Jahre aus. Aber wer ihn versteht, wird hierin nichts anstößiges finden. Und hieraus läßt sich, wie ich glaube, der Schluß folgern, daß die Regel, welche den Dichter an strenge Observanz für die Einheiten in Ort und Zeit bindet, keine wesentliche sondern nur eine mechanische Anleitung in der Composition sey. *)

Was die Verfeinerung des Geschmacks in diesem Stücke betrift: — so will ich hier nur die einzige Bemerkung angeben, daß alles, was unsere Kenntnisse sowohl von Menschen als von Dingen berichtigt und in eine Methode bringt, als ein Mittel zur Schärfung unserer Beurtheilungskraft angesehen werden darf. Geschichte, Geome-

*) Man sehe Johnsons Vorrede zum Shakspeare; und Calsabigi's Dissertazione su le Poesie dramatiche del S. A. P. Metastasio.

Geometrie und Grammatik, und die Theile der Weltweisheit, welche klare Begriffe geben und sie immer mit zureichenden Beweisen belegen, haben hier einen ausgezeichneten Nutzen; mit denen sich nachher noch eine solche vertraute Bekanntschaft mit Leben und Sitten verbinden muß, als den Menschen zur Betreibung von Geschäften und zum gesellschaftlichen Leben aufgelegt macht. Trägheit und Gewöhnung, oberflächlich zu studieren, sind dem Verstande höchst nachtheilig; eine Anmerkung, die ich schon oft genug gemacht habe, aber kaum oft genug wiederhohlen kann. Und nichts droht dem Geschmacke und der Urtheilskraft mehr Gefahr, als die Spitzfindigkeiten alter und neuerer Metaphysik, die ihre Zwiste auf Worte einschränken und nichts als Zweifel und Dunkelheit aus ihren Untersuchungen herausbringen. Denn sie erschöpfen die Kräfte des Geistes ohne Grund; sie ersticken alle Sehnsucht nach wahren Erkenntnissen; sie ziehen die Aufmerksamkeit von allem, was das Menschenleben betrift, von allen Dingen in Kunst und Natur ab, die das Herz erwärmen und die Phantasie beleben; sie verderben alle Verstandeskräfte,

beflecken alle gute Grundsätze, und vergiften die Quellen alles Menschenglückes.

Geschmack findet, in so weit er von der Bekanntschaft mit Regeln abhängig ist, in der Lektüre guter kritischer Werke, und in der Vergleichung mit den Schriftstellern, die sie erläutern, ein nicht unbeträchtliches Verbesserungsmittel. Gesundes Urtheilsvermögen mag indeß freylich größtentheils in der Konstitution begründet seyn, und niemand wird sich wahren Geschmack erwerben, wenn ihm die Natur nicht Gefühl mitgegeben hat.

Soviel vom Geschmack überhaupt und seiner Verbesserung. Es ist wohl nicht nöthig, erst noch hinzuzusetzen, daß man, um in einem von diesen Zweigen der Kunst vollkommen zu werden, welche Gegenstände dieses Erkenntnißvermögens sind, Theorie mit Praxis verbinden müsse. Nur ein Mahler ist über ein Gemählde ein gültiger Richter; niemand, der weder Prosa noch Verse geschrieben hat, ist zu einer unwiderruflichen Kritik über Sprache und Versifikation berechtigt; und ein wahrer Musikkenner muß selbst Musiker und mit den Gesetzen

der

der Harmonie vollkommen bekannt seyn. Zu jeder Kunst werden gewisse Materialien und Instrumente erfodert, und allein die, welche sie selbst gebraucht haben, dürfen über einen Künstler ein entscheidendes Urtheil fällen.

Doch kann man, ohne auch selbst bis zur Praxis gekommen zu seyn, sich in den schönen Künsten Geschmack in einem so hohen Grade erwerben, daß er zu einer reichen Quelle großer und mannichfacher Vergnügungen wird. Die Freuden des Geschmacks sind unseres Bestrebens werth; denn sie sind unschuldig und nützlich. Wer seine Muße dem Studium der Natur und Kunst widmet, wird eben deswegen geschätzt; hat viele Arten einer anständigen Aufheiterung in seiner Gewalt, die denen völlig fremd sind, welche ihre Zeit der Sinnlichkeit und dem Streben nach Reichthümern opfern.

Aber Geschmack gewährt noch einen grössern Vortheil. Er ist der Tugend hold. *) Ja

ich

*) Ein Künstler vom höchsten Range hat diese Materie in ein so helles und in ein so reizendes Licht gesetzt, daß ich wohl völlig

ich hätte die Liebe der Tugend ihm wesentlich zukommend nennen sollen. Leute von Genie haben lig entschuldigt werden kann, wenn ich die ganze Stelle hierhersetze. Keiner von meinen Lesern würde mir wohl Dank wissen, wenn ich sie nur im geringsten abzukürzen versuchen würde.

„Jede Veranstaltung, welche die Vergnügungen der Seele, in ihrer Absonderung von denen der Sinne zur Absicht „hat, ist als eine zweyte Schule zu betrachten, in welcher die Seele verfeinert und „höheren Zwecken vorbereitet wird.

„Man erlaube mir eine kurze Uebersicht „des Fortschreitens der Seele zu dem Gegenstande hin, anzustellen, welcher der „wahre Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit „ist, oder doch seyn sollte. Der Mensch, „auf der untersten Stufe seiner Bildung, „kennt keine Befriedigungen, als die seiner „Sinne, kennt keine Bedürfnisse, als die „seines Hungers. Wenn sich nachher die „Gesellschaft in mehrere Stände zertheilt, „und einige von diesen die Arbeit für die „anderen übernehmen müssen, dann fangen diejenigen, welche ein höherer Stand „über die Arbeit hinwegsetzt, an, sich nach „Geistes-Unterhaltungen umzusehen. So „machten die Herren der Heerden, während die Hirten ihre Schaafe weideten, „die ersten Beobachtungen in der Sternkunde, und so soll die Musik ihren Ursprung einem Manne verdanken, der in

seiner

haben zu oft schon ihre Talente zum Unglück des Menschengeschlechtes verwandt; aber es wäre die

„seiner Bequemlichkeit den Schlägen eines „Hammers zuhörte.

„Wenn die Sinne in unserem niedrig„sten Zustande zu unserer Erhaltung uns „leiten müssen, so werden sie nachher, wenn „die Erhaltung einmahl sicher ist, unsichere „Führer. Ueberfluß drohet dem immer Ge„fahr, der von keiner anderen Regel seiner „Handlungen weis, als ihm das Bedürf„niß seiner Sinne angiebt. Und es wird „daher zum Glücke des Einzelnen nothwen„dig, und noch weit nothwendiger zur Si„cherheit und zum Wohl der Gesellschaft, „daß die Seele sich bald zu der Idee allge„meiner Schönheit und zur Betrachtung „allgemeiner Wahrheit erhebe. Diese Rich„tung führt sie immer zum Nachsuchen „von etwas vortreflicherem, als sie gefun„den hat, fort, und erhebt sie über die ge„meinen Sinne des Lebens durch das an„gehende Gefühl seiner höheren Bestimmung, „seiner Empfänglichkeit für edlere Freu„den. In dieser stufenweisen Erhöhung „der Menschennatur trägt jede Kunst ihr „Theil zum großen Vorrathe geistiger Ver„gnügungen bey. Was nur immer unsere „Gedanken von bloß sinnlicher Befriedigung „wegwendet; was nur immer uns lehrt, „unser Glück in uns selbst zu suchen, muß „die Würde unserer Natur irgend eine „Stufe höher heben.

„Viel-

die Frage, ob ein verderbtes Herz sich überhaupt mit einem feinen Geschmacke vertrüge.

Ihre

„Vielleicht giebt es keinen überzeugen„deren Beweis für den Adel des Menschen, „als, daß ein gebildeter Geist alles Begränzte „verachtet. Die Seele strebt immer weiter, „Schritt vor Schritt, durch stufenweise „Gradationen der Veredelung, bis zur „Vollkommenheit fort, zu diesem, dunkel „doch nicht in einer unerreichbaren Weite „gesehenen Zustande, auf den wir immer „zugehen müssen, weil wir ihn niemahls „erreichen. Aber die Arbeit ist sich selbst „die schönste Belohnung. Eine Wahrheit „führt uns auf die andere. Unser Vermö„gen wächst immer, obgleich die Natur „niemahls erschöpft wird. Unsere Kunst „gehet, wie alle Künste, welche sich an „die Einbildungskraft wenden, eine niedri„gere Seelenkraft an, die sich schon etwas „der Sinnlichkeit nähert. Aber sie gelangt „nur durch den Sinn und die Phantasie „zur Vernunft, denn der Gedanke schrei„tet nur so fort, daß wir durch den Sinn „wahrnehmen, daß wir durch die Phantasie „zusammensetzen, und durch die Vernunft „unterscheiden. Und jemehr wir unsere „Kunst, ohne ihr den natürlichen und „wahren Charakter zu nehmen, von jedem „grobsinnlichen Dinge säubern, desto mehr „erheben wir sie an Würde und Nutzen; je „mehr wir sie zu bloßer Sinnlichkeit herab„sinken lassen, desto mehr beflecken wir ihre

natür-

Ihre Untersuchung würde wenigstens gegen die Laster sichern, welche die Seele erniedrigen, und

„natürliche Schönheit und ziehen sie vom „Range einer freyen Kunst herab; ein Um„stand, dessen sich jeder Künstler immer „wohl erinneren möchte. Man halte ihm „die Wahrheit vor, daß er im Staate ge„rade so viel Aufmunterung verdiene, als „er sich als Mitglied desselben tugendhaft „brauchbar mache, und in seinem Kreise „zum allgemeinen Wohl und zur Vollkom„menheit der Gesellschaft beytrage.

„Die Kunst, wozu wir uns bekennen, „hat Schönheit zum Gegenstande. Ihre „Entdeckung und ihr Ausdruck macht un„ser Geschäft aus. Aber die Schönheit „der wir nachgehen, ist allgemein und gei„stig. Es ist eine Idee, die allein in der „Seele statt findet. Weder das Gesicht „sieht sie, noch die Hand drückt sie aus. „Es ist eine Idee, welche im Busen des „Künstlers wohnt, die er immer ganz mit„theilen will, und die er doch niem hls „ganz mittheilt; die indeß doch in so weit „mittheilbar ist, als sie die Gedanken des „Zuschauers aufregt und seinen Gesichts„kreis ausdehnt, und die durch eine stu„fenweise Erhebung der Kunst sich so weit „vertheilen kann, daß ihre Wirkungen sich „allgemach und unmerkbar zu allgemeinen „Wohlthaten ausdehnen, und unter die „Mittel treten können, den Geschmack „einer ganzen Nation zu verfeinern.

und würde durch die Richtung, die sie dem Blicke zur Natur hin giebt, uns oft auf die Betrachtung des erhabenen Wesens leiten, das die Quelle aller reinen Glückseeligkeit ist, und das Muster aller Vollkommenheit ausmacht.

Einige haben behauptet, daß der Geschmack völlig eigensinnig sey, daß er nicht von Natur und Vernunft, daß er allein von der Mode und der Phantasie der Menschen abhänge. Und es ist wirklich gegründet, daß die Neigungen der Menschen zu gewissen Kleidermoden zum Theil vom Gebrauche bestimmt werde, verschiedene Länder auch verschiedentlich von einander abweichen

„Wenn dies auch nicht geradesweges zur „Reinigkeit der Sitten führt, so geht es „doch wenigstens ihrer gänzlichen Verderb„niß dadurch entgegen, daß es die Seele „von den Begierden losmacht und sie durch „stufenweise Erhebung bis zur Betrach„tung der allgemeinen Wahrheit und Har„monie leitet, von Stufen zu Stufen, die „beym Geschmack anfiengen und vielleicht „in der Tugend sich endigen.

Sir Iosua Reynolds Rede bey der Eröfnung der königlichen Akademie, am 16ten Oktober 1780.

weichen und in einer und derselben Gegend sich unaufhörlich verändern. Und es ist schon angeführt, daß eine natürliche Verschiedenheit in Absicht des Geschmackes für Schönheit sich finde, weil das sowohl an unserem eigenen Geschlechte als an anderen Dingen uns am angenehmsten ist, welches die meisten angenehmen Ideen erweckt, und mit der größten Verschiedenheit von Beruhigungen und Freuden verknüpft erscheint.

Aber wir haben auch gesehen, daß es bey Schönheit, so wie bey anderen Dingen, die ein **mehr** oder **weniger** zulassen, ein Muster der Schönheit gebe, und Geschmack, als ein Gegentheil der Laune, in der Natur seine wirkliche Begründung habe. An Neuheit und Nachahmung einen Gefallen finden; guten Gemählden den Vorzug vor elenden geben; Harmonie lieber als Rauhheit; regelmäßige Form lieber als Verzerrung haben; natürliche Darstellung menschlicher Sitten, vorzüglich in dem Zustande der ursprünglichen Einfalt, wo sich der Charakter völlig entfaltet, schätzen: an menschlichen Begebenheiten ein Interesse finden: mit freudiger Entzückung auf die Sonne, den Mond,

die Sterne, das weite Gewölbe des Himmels, große und regelmäßige Gebäude, auf hohe Felsen und Wasserfälle, Hayne und Flüsse, Gebirge und den Ozean, Blumen und auf das holde Grün des Sommers, und den reinen Glanz des winterlichen Schnees zu blicken; — ist gewiß jedem vernünftigen Wesen natürlich, das bey diesen Dingen mit Vergnügen verweilt und sich nur einigermaßen durch Kenntnisse und Nachdenken aufgeklärt fühlt. Denn diese letzte Bedingung muß man niemahls vergessen: weil, wie oben schon bemerkt ist, ohne wahrnehmende Kräfte überall keine Wahrnehmung, und ohne erhöhete Fähigkeiten keine genaue Beobachtung statt haben kann.

Leugnet man diesen und ähnlichen Erscheinungen in Natur und Kunst innere Reizungen ab; und behauptet man, daß andere frühe Gewöhnung sie uns in einem gleichgültigen oder selbst widerlichen Lichte dargestellt haben würde, so antworte ich mit der einzigen Frage: Woher kömmt es, daß die Gedichte eines jeden Zeitalters, eines jeden Volkes, die gewiß Vegnügen zur Hauptabsicht hatten, einen Reichthum an solchen und ähnlichen Mah-

lereyen besitzen, und warum waren schöne Künste in allen gebildeten Landen immer ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit?

Wahrheit bleibt sich allenthalben gleich und unveränderlich: und doch, was kann abgeschmackter seyn, als die mancherley Meynungen, die in der Welt von jeher für wahr galten. Wurde nicht lange vorher, ehe Newtons Philosophie sich verbreitete, die des des Cartes bewundert? Wird diese nicht selbst in einiger Gegend Europens für die einzige wahre gehalten? Ein Theil der Weltweisen leugnete das Daseyn der Materie; ein anderer die Existenz der Bewegung; ein dritter die des Geistes; ein vierter die eines jeden Dinges. Welche endlose Menge von Theorien über Menschennatur erschien und verschwand in diesem Jahrhundert! Wie oft wechselten die Meynungen und Grundsätze unter den Gottesgelehrten, Aerzten und Moralisten? Ja! hat man nicht in unseren Tagen die größte aller Verstandesverrückungen, die grösse Verderbtheit, der selbst der Teufel nicht fähig ist, ich meyne den Atheismus, von einigen eitelen und elenden Menschengestalten unterstützt gesehen? Und doch wird kein ver-

ständiges Wesen behaupten wollen, daß theologische, philosophische und moralische Wahrheiten, alles wahren Grundes beraubt, sich nur auf Mode und die Grillen der Menschen stützten.

Und wenn in Hinsicht auf Materien, die eines klaren Beweises fähig sind, Unwissenheit, Affektation und Irrthum eine Zeitlang die Seelen beherrschten, welche mehr erwarten ließen; Wie kann man sich wundern, einen übelen Geschmack herrschen, und den Blackmore dem Milton, den Lucan dem Virgil, den Plinius dem Cicero vorgezogen zu sehen! — Doch was auch immer für periodische Verrückungen sich der litterarischen Welt bemächtigen mögen, so heben doch Einfalt und wahrer Geschmack bald ihr Haupt wieder empor und bestätigen ihre Wahrheit durch längere Dauer. Werden Homer und Virgil an ihrem Ruhme nur etwas verliehren, wenn wir der allgemeinen Stimme der Menschen die Spöttereyen des Zoilus, Bavius und Mevius entgegensetzen? — Gewiß nicht. Zwey Jahrtausende haben sie für die größten Dichter erklärt; alle die sie verstehen, erklären auch noch jetzt sie dafür; und da die Natur sich niemahls verändert, können wir

wir auch keine Zukunft für möglich halten, die sie als schlechte oder mittelmäßige Schriftsteller betrachten könnte.

Fünftes Kapitel

Noch etwas von der Einbildungskraft. — Einige Regeln, ihr eine gehörige Richtung zu geben.

Ich bemerkte oben, daß manche Schmerzen und Freuden von zufällig gebildeten, und durch Wiederhohlung festgestellten Ideenverbindungen abhängig wären. Hier will ich nun weitläuftiger zu erweisen mich bemühen, daß unsere Glückseeligkeit hauptsächlich auf alles das beruhe, was auf unsere Einbildungskraft wirke, und daß daher eine gehörige Richtung derselben allen Menschen eine Materie von größter Wichtigkeit seyn müsse. Ich werde einige Vorschriften bestimmen, denen üblen Assoziationen zuvorkommen, die der Ruhe des Menschen durch den Aberglauben nachtheilig sind, den sie in Hinsicht auf Träume, Vorbedeutungen, auf

Geister und ähnliche Dinge in ihm erzeugen. Ich werde einige Regeln von mehr allgemeiner Natur festsetzen, die der weiteren Anordnung dieser eigensinnigen Seelenkraft dienen mögen.

Die Einbildungskraft bedarf engerer Fesseln, wenn sie sich in eins der Extreme wirft und dem Leichtsinne oder der Schwermuth nachgeht. Der erste ist der Jugend eigen; die zweyte dem männlichen und greisenden Alter. Diese wirkt nachtheiliger, als die erste, auf Menschenglückseeligkeit; aber beyde sind mit einer Menge von Uebeln enge verbunden.

I) Die Seelen, welche der Gefahr des Leichtsinnes am meisten ausgesetzt sind, haben eine fröhliche, sanguinische Temperatur, verbunden mit einem großen Theile von Eitelkeit, und sind bey jeder Gelegenheit jeder Aussicht eines glücklichen Erfolges, und jeder Hofnung höherer Glückseeligkeit, welche Menschen in dieser Welt erwarten dürfen, empfänglich. Sie sind die Narren der Schmeichler, und halten jede gemeine Höflichkeit für eine Verbeugung gegen ihre erhabenen Verdienste. Geschichte, Philosophie und einfache Natur, sind für ihren

Ge-

Geschmack nicht, aber sie verschlingen mit Heißhunger die Romane, welche Glückseeligkeit lachend mahlen oder Elend unglaublich übertreiben. Sie entwerfen hunderterley Plane, von denen nur höchst wenige ausführbar sind, und sehen auf die arbeitenden Sterblichen mit Verachtung herab, welche gesunden Menschenverstand zum einzigen Führer haben, alle ausschweifende Hofnungen verlachen und sich um nichts weiter als die gemeinen Geschäfte des menschlichen Lebens bekümmern.

Da die Leute dieses Schlages in ihrer Dummheit, wenigstens eine Zeitlang, sich glücklich finden, so möchte es ungerecht scheinen, ihnen Vorlesungen über Weisheit zu halten. Denn diese können sie nur, wenn sie überhaupt eine gute Wirkung äußern, in ihren eigenen Augen herabsetzen, und müssen ihnen daher eine ausgezeichnete Befriedigung rauben. Wenn man indeß daran denkt, daß der Leichtsinn selten sich nicht bald früher, bald später verächtlich macht; sich um desto traurigeren Unfällen aussetzt, je weniger diese ihn darauf vorbereitet fanden; Talente, die bey einer besseren Richtung nützlich werden konnten, in einer Menge

von Planen ersäuft; und oft, um eigenem Stolze zu schmeicheln, ein Betragen veranlaßt, das anderen nicht anders als höchst mißfallend seyn kann; — wenn man an das Entstehen dieser und anderer Uebel aus diesem Leichtsinne denkt, so wird ein Versuch zur Heilung desselben nicht mehr als Grausamkeit sondern als wahre Menschenliebe vorscheinen.

Zur Heilung hat man schon einen beträchtlichen Schritt gethan, wenn man dem Kranken Liebe zur Natur und zur Wahrheit eingeflößt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus lasse man ihn Geometrie, Geschichte und die Theile und Systeme der Weltweisheit studieren, die Wohlwollen und Demuth dringend anempfehlen, und auf die Beobachtung des Lebens und menschlicher Sitten führen. Schmeichler und Romane müssen auf immer verbannt, oder wenn man ihm von den letzteren einige lassen will, so können es nur solche seyn, welche die Geschäfte und Schicksaale des Menschengeschlechts mit Einfalt und Wahrheit zeichnen, und keine Begierden entflammen oder abendtheuerliche Hofnungen aufregen. Der Nutzen mechanischer Künste für das allgemeine Wohl; die Ehrwürdigkeit

digkeit der Redlichkeit und des Fleißes selbst in den niedrigsten Ständen, und das Elend, das fantastischer Hoffnung immer auf dem Fuße nachfolgt, sind Punkte, die man nicht zu ernstlich einschärfen kann.

Ein glücklicher Umstand ist es, wenn er mit klügeren oft in Gesellschaft kömmt; denn er muß hier, wenn ihn nicht Eigenliebe völlig geblendet hat, nothwendig Vergleichungen anstellen, die seiner Eitelkeit schwerlich schmeicheln und ihn gegen andere Menschen eine gehörige Achtung einflößen können. Wenn er sich aber immer in einiger Entfernung von solchen Gesellschaften hält, oder die Unterhaltung mit niedrigern oder seinen Bewunderern ihr vorziehet (ein gemeines Symptom dieser Krankheit) so ist zu seiner Heilung nur noch wenig Hoffnung übrig; sein Eigendünkel und seine Verachtung der übrigen Welt wird ihn in seiner Narrheit so verhärten, daß Unglück selbst kaum Kraft genug haben wird, ihn davon loszumachen. Unglück ist in der That eine strenge Ermahnung, denn keine andere ist zur Beförderung der Selbstkenntniß so wirksam, welche die Mutter der Demuth ist; keine andere zur

Erzeu-

Erzeugung des Mitfühlens der Schwächen anderer Menschen, welches das Herz zur Verträglichkeit und Gutmüthigkeit stimmt, die wilden Leidenschaften abweiset, und die regellose Phantasie von ihren Ausflüchten zurückhält.

Die Gewohnheit, jedem Dinge einen drolligten und lächerlichen Anstrich zu geben, ist ein ebenfalls gefährlicher Leichtsinn der Einbildungskraft, und an den vorhergehenden durch die Bande der Eitelkeit geknüpft; denn niemand wird ihn haben, der von seinen eigenen Talenten nicht eine sehr hohe Meynung besitzt.

Cicero macht die sehr gute Bemerkung," „daß der Mensch weit mehr zu Erreichung ernsthafter als lächerlicher Zwecke da sey. Fröhlich„keit und Scherz sind wie Schlaf und jede „andere Erhohlung wohl zu verstatten, aber „nur erst nach der Erfüllung unserer ernsthafteren Pflichten." *) — Natürlicher Witz und ungekünstelte Laune sind unterhaltend und nützlich; denn sie bringen Leben in die Unterhaltung und machen einen Menschen dem anderen theuer; sie sind oft die einzigen Mittel,

Laster

*) de Offic. Lib. I. Cap. 29.

Laster und Thorheit außer Fassung zu setzen; und wer hierin Talente hat, bedarf keiner Anstrengung, sie sehen zu lassen, denn sie werden ohne seinen Willen sich sichtbar machen. Wer aber immer nach Witz hascht und sich dadurch jeder Gesellschaft willkommen zu machen einbildet, muß in Wahrheit nicht fühlen, wie oft seine Possen beleidigen, und daß das Lächeln, welches sie oft abzwingen und sich vielleicht auch erhalten, weit öfter ein Kind der Gefälligkeit, als des Beyfalles ist. Gewiß, nichts ist eine ermüdendere Plage, als übelangebrachter Scherz; und wenig Kunstgriffe entdecken sich leichter und werden herzlicher verachtet, als die, welche uns aus Nachdenken und Studium entstandenen Witz für natürlichen geben wollen.

Die Parodie eines kurzen Gedichtes gefällt zuweilen; aber nur eine schon etwas verderbte Seele kann ohne allgemeines Mißbehagen und häufige Anfälle von Ekel den ganzen Scarron oder selbst die beyden Bücher von Cottons travestirtem Virgile durchlesen. Und der Eindruck, den solche lange fortgesetzte Beschäftigungen zurücklassen, ist gewiß nicht wünschenswerth. Witz am unrechten Orte, und

das Erhabene oder Lehrreiche, nicht in einem leichten Ausbruche von Lustigkeit, sondern mit Ausdauer und sichtlicher Mühe herabgewürdigt und in Dunkelheit gestellt zu sehen, führt uns eher den Gedanken von Bosheit, als von Kurzweiligkeit zu. Es kann ein gutmüthiges Lächeln für einen Augenblick aufwecken, auf den Köpfen des Sokrates und Cicero einen Hut oder eine Perrüque zu finden: aber wir werden schwerlich weder dem Herzen noch der Phantasie eines Bildhauers viele Lobsprüche schuldig zu seyn glauben, der ein Jahrlang an einem solchen marmornen Putze arbeitete, um sie an so ehrwürdige Stirnen zu kleben. — Und überdem sind zu weit verfolgte Parodieen niemahls von Unanständigkeit frey; und werden Charakter eines Hanswurstes auf einige Zeit annimmt und ihn nicht sehr bald wieder ablegt, schwebt in stündlicher Gefahr, sein Betragen unmoralisch so wohl als unpassend werden zu sehen.

Ein anderes aus diesem Leichtsinne der Seele entspringendes Uebel, wiewohl eine sehr natürliche Folge desselben, ist die Entweihung geheiligter Gegenstände. Der habituelle Spaßmacher schont nichts. Die Ausdrücke der Bi-

bel,

bel, und die Lehren der heiligen Schrift reichen ihm gelegentlich Stoff zum Lachen dar; etwas, das nicht alle in sein eigenes Herz verderbt, und seine Einbildungskraft sowohl berauscht als vergiftet; sondern seinen Scherz auch dem Vernünftigen anstößig und dem Dummen verführerisch macht. — Doch habe ich oben schon mehr als einmahl von der Gefahr gesprochen, die Verknüpfung lächerlicher Ideen mit heiligen Wahrheiten immer mit sich führt.

Kein anderer Schriftsteller ist besser als Addison mit der Natur und den Gränzen wahrer Laune bekannt. Wer hierüber einen vollständigen Unterricht wünscht, muß ihn in seinen Werken suchen. In seiner Fröhlichkeit ist nichts profanes und unschickliches. Er ist da vollkommen ernsthaft, wo er es seyn muß; und in seinem unschuldigen, bezaubernden Lächeln ist nichts, was beleidiget. Seine Philosophie ist nicht tief, aber immer klar und harmonisch, vernünftig, männlich und angenehm. Und wenn Schriften, in dem Verhältnisse, als sie Nutzen gewähren, auch gut sind, und wenn das der höchste Vortheil ist, den sie zu gewähren vermögen, wenn sie das Herz bessern, den

Geschmack verfeinern, das Temperament sanfter und geschmeidiger machen, so ist Addison unter allen nicht inspirirten Schriftstellern, zum wenigsten Prosaisten, der trefflichste und angenehmste.

II) Eine düstere Einbildungskraft ist wahrlich ein schreckliches Unglück, wenn sie gar keine Zügel verträgt. Ein Mensch fühlt in dieser jammervollen Stimmung nicht nur Angst und Furcht im vollesten Maaße, sondern er ist auch im Stande, sein Gewissen, Himmel und Erde gegen sich verschworen zu glauben. Thorheit ist eine Verstandesschwäche; aber diese Art von Raserey, die uns eigene Ideen als Wirklichkeiten vorstellt, ergreift oft die, welche in gemeinen Geschäften des Lebens und überhaupt von jedem anderen Gegenstande als dem, der sie zerrüttet, passend und vernünftig sprechen und handeln können.

Vernünftige Vorstellungen behalten gegen diese Krankheit selten ihre Wirksamkeit. Die verwirrte Phantasie des unglücklichen Leidenden verführt ihn zu abgeschmackten Grundsätzen, die, weil er sie in Sinnlichkeit und Gedächt-

niß

niß gegründet glaubt, kein Vernunftschluß entfernt; so wunderbar geschärft auch oft seine Schlußkraft ist. Außerdem wird sein schon zu empfindliches Nervensystem durch diesen Widerspruch noch heftiger gereitzt, und jeder Vortheil, den er im Wortwechsel gewonnen zu haben glaubt, bestärkt ihn in seinen Begriffen und verlängert die Dauer seines Uebels.

Dies Unglück ist dann um so bejammernswürdiger, wenn es mit religiösen Schrecken vereinigt ist. Wenn der Kranke wiederfahrenes Unrecht auch nur ahndet, wird Unwillen seinem Geiste neue Kräfte ertheilen, und er kann dann ein melancholisches Vergnügen aus der Betrachtung seiner eigenen Unschuld und des Scharfsinnes schöpfen, mit dem er sich an seinem Gegner zu rächen einbildet. Ist aber sein Seelenzustand von der Art, daß er ihn mit einer ängstlichen Furcht vor Uebeln diesseits und jenseits erfüllt, so ist es mit aller Tröstung zu Ende, und die Nacht der Verzweifelung umfängt von allen Seiten den Kranken.

Die Heilung dieser Krankheit gehört, da sie Seele und Körper zugleich befällt, auch in das Gebiet der Arzneykunst und Moral, die Arzneyen und körperliche Bewegung, um Ver-

stopfungen und übelen Säften entgegenzuarbeiten, in Hinsicht auf Körper, und ein Getümmel von Geschäften und Vergnügungen, um die Seele zu einer neuen Richtung zu zwingen, dem Kranken verordnen müssen. Doch ist diesem Uebel, wie manchen anderen, leichter zuvorzukommen, als es gründlich zu heben. Man erlaube mir daher die Empfehlung folgender Präservative, die nicht allein dazu dienen, unserer Phantasie Ordnung zu geben, sondern auch unseren Leidenschaften und unserer moralischen Natur überhaupt gegründete Gesetze vorschreiben. Denn Leidenschaften, und Einbildungskraft wirken wechselseitig auf einander, und dieselben Vorschriften werden beyden dienlich seyn.

Zuerst sey unsere Lebensordnung thätig, gesellschaftlich und mäßig. Angenehmes Nichtsthun und Einsamkeit klingen in Schäfergedichten vortrefflich; aber wir sind für Gesellschaft und Arbeit gemacht, und unser Leben wird unnatürlich und daher auch unglücklich, wenn wir uns der Trägheit ergeben und den Umgang unserer Mitbrüder meiden. Nichts bringt in das Leben eine angenehmere Abwechselung, als Thätigkeit, und nichts zerstreuet alle schmerzhaften Gedanken so thätig, als die

Miene

Miene und der Zuspruch eines Freundes. Nicht einmahl mit unseren Freunden allein dürfen wir umgehen, denn eine Unterhaltung mit Fremden gewährt zur Milderung unserer Gemüthsart und zur Verfeinerung der Sitten uns beträchtliche Vortheile. Denn sie verlangt eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit auf alle Höflichkeiten einer gesellschaftlichen Verbindung; sie zwingt die Seele zu neuen Anstrengungen, die dem Stillestehen der Seelenkräfte, welches die Phantasie verpestet, wirksam abhelfen; sie ergötzt uns durch eine dargebotene Mannichfaltigkeit in Charakteren und Vorfällen, und befördert, wenn wir uns angenehm zu machen bemühen, welches nichts weiter als unsere Schuldigkeit ist, unsere irdische Vortheile durch Erweiterung des Kreises unserer Bekanntschaft und unseres Einflusses. — die Früchte der Nüchternheit sind Gesundheit, Frohsinn, lenksame Leidenschaften, heller Scharfsinn, vernünftige Grundsätze, die Achtung anderer und langes Leben; gewiß nebst einem guten Gewissen die größten Seeligkeiten auf Erden, und in gewöhnlichen Fällen auch ein wirksamer Schutz gegen die Krankheiten der Einbildungskraft.

Zweytens hänge man immer wohlwollenden und heiteren Neigungen nach, sey zur

Gutmüthigkeit, heiteren Laune, Nachsichtigkeit, Aufrichtigkeit und zu der Stimmung geneigt, von jedermann günstig oder wenigstens nachsichtig zu denken; vermeide Prozesse, Streitigkeiten und Zwiste jeder Art, die sowohl gegenwärtige Unruhen erzeugen, als durch Erschöpfung der Lebensgeister nachher Schwermuth und Trübsinn veranlassen. Man unterdrücke ausschweifende Angst, übermäßige Reue und Kummer, welche die Seele entkräften und sie jeden Genusses unempfänglich machen. Befällt eine von diesen Bewegungen die Seele zu oft und ist sie besonders mit traurigen Empfindungen verknüpft, so strenge man alle Kräfte an, sie zu entfernen, und vermeide, wie eine Pest, die unnatürlichen Leidenschaften des Neides, des Argwohns, Eifersucht, die oft zur Raserey führen und der Seele nur blutige, düstere und wütende Bilder geben.

Menschenhaß selbst ist eine Art von Krankheit: Man weiche mit Abscheu jedem Gedanken aus, und werfe jedes Buch weg, die ihm günstig sind. Sind keine edelere Beweggründe zu diesem Verfahren da, so lasse man sich wenigstens durch Swifts Schicksaal von dieser Stimmung abschrecken. — Swift hatte Gelehrsamkeit,

keit, Genie, Witz, Laune, Ruhm, und besaß die Freundschaft einer Menge vortreflicher Leute: aber sein Menschenhaß war gränzenlos, und nahm immer mit dem kommenden Alter mehr an Wuth zu, bis er ihn zuletzt in den jammervollen Zustand versetzte, der am furchtbaren Elende alles andere übertraf.

Auch der Stolz ist ein Gift für die Glückseeligkeit sowohl, als für die Tugend, und hat Kraft genug, die Einbildungskraft völlig in Unordnung zu bringen. Und in der That ist es eine sehr häufig bestätigte Beobachtung, daß Tollheit weit öfter aus Stolz, als aus irgend einer anderen moralischen Ursach entstehe, und daß eine demüthige, zufriedene Seele von dieser schrecklichen Krankheit nur selten befallen wird. Da von dem Stolz und der Eitelkeit der Dünkel erzeugt wird, so sollten wir sorgfältig auf uns Acht haben und es als ein Gefahrdrohendes Zeichen ansehen, wenn wir Berichtigungen unserer Ideen nicht mehr gern haben und unsere Meynungen von denen des vernünftigsten Theiles der Menschen abweichen. Dies ist ein klarer Beweis, daß im Verstande nicht alles in Ordnung ist, und es ist kein Wunder, daß die Phantasie, wenn der Ver-

stand in irgend einem Grade verwirrt ist, in demselben Grade unlenksam wird.

Drittens wird es, um der Schwermuth, dieser Tochter einer zügellosen Phantasie, zuvorzukommen, vorzüglich den Gelehrten, die an dieser Krankheit leiden, ein Gesetz werden müssen, ihre Blicke nur auf die Gattung der Wissenschaften zu richten, die angenehm, praktisch und nutzbar, und die zur Anfüllung von jeder müssigen Stunde des Lebens vollkommen hinreichend ist. Und alle diejenigen vermeide man, welche übele Leidenschaften begünstigen. — Von der Art ist metaphysischer Zwist, der gewöhnlich auf Aerger und Unzufriedenheit hinausläuft. — Von der Art sind die misanthropischen Schriften von Hobbes, Rochefaucault und Mandeville; worin menschliche Natur so ungerecht als ein niedriges Gemisch von Selbstsucht, Bosheit und Hochmuth dargestellt wird. — Von der Art sind mehrere Satyren Swifts, die keinen anderen Gesichtspunkt vor Augen zu haben scheinen, als zwischen den beyden Geschlechtern einen wechselseitigen Abscheu zu stiften, und die Gesellschaft durch den Argwohn zu trennen, den sie dem Nachbahr gegen den Nachbahr einflößen. — Hieher gehören die

Träu-

Träume unserer modernen Epikuräer, die den natürlichen Menschen für eine Art von Vieh halten, die sich durch nichts über andere Thierklassen, als durch eine größere Gelehrigkeit und eine ausgebreitetere Bosheit erhebt. — Und ohne Ausnahme schlagen in diese Gattung alle die Schriften ein, welche Unglauben und Atheismus nähren, von denen, zur Schande des Jahrhunderts, in diesem Zeitalter weit mehrere, als in irgend einem anderen erschienen; ein Umstand, der uns kein Wunder mehr nehmen wird, wenn wir auf die Zerstreuung, den leichtfertigen Witz, auf die falschen Verfeinerungen und die völlige Vernachlässigung wahrer Gelehrsamkeit einen Blick werfen, durch die sich izt einige Theile Europas so schändend auszeichnen. Nichts kann einen Mann, der nach christlichen Grundsätzen erzogen und nicht durch Künsteley und Ausschweifungen verderbt ist, heftiger bekümmern, oder seine Seele in einen dunkeleren Trübsinn hüllen, als wenn er die Zukunft, die uns die süßesten Hofnungen gewährt, durch Zweifel verzerrt sieht.

Es giebt noch eine andere Art von Büchern eines sehr verschiedenen Charakters, mit einer Fülle guter Empfindungen und aus der

Feder der schätzbarsten Männer, welche aber derjenige doch nicht in die Hand nehmen darf, dessen Einbildungskraft schwermüthige Szenen gern an sich fesseln. Hieher gehören einige von Trauerspielen und Trauergeschichten (unter denen ich nur Youngs Rache, und Richardsons Clariffa nennen will), die den Geist mit einer Reihe von Schrecken und Bekümmernissen ausser sich setzen; und hieher gehört größten Theiles auch ein Werk, das sonst der Litteratur Ehre macht, Youngs Nachtgedanken. Diese traurigen Kompositionen ziehen jugendliche Seelen so leicht zu sich hin, denn in der Jugend ist der Geist noch warm, und Unfälle und Kummer sind ihm noch neu; aber sie erfüllen die Seele mit schwermüthigen Ideen, von denen man vielleicht nachmahls in gewissen Krankheiten des menschlichen Baues, sich vergeblich loszumachen suchen könnte, und Leute von einem zarten Baue und großer Empfindlichkeit sollten daher, wie ich glaube, nur ihnen sehr selten nachhängen. Dem Eitelen und Schwindelkopf aber können sie sehr wohlthätig werden; denn ihre Empfindlichkeit wird so leicht nicht verwundet, aber nicht denen, die schon zerknirschten Herzens sind, und die Salo-

mon nicht meynt, wenn er sagt:" Es ist besser „in ein Trauerhaus als zu einem Schmause „zu gehen: — denn ein kummervolles Antlitz „bessert das Herz."

Es wird vielleicht izt eine sehr unnöthige Warnung seyn, die ich doch nicht zu geben unterlassen kann, um meinem Gegenstande eine völlige Genüge zu leisten, daß man nur mit Mäßigung studieren müsse; eine Warnung, welche vorzüglich diejenigen angehet, deren Phantasie wegen einer Schwäche des Geistes unbiegsam geworden ist. Ich will mich über das Elend nicht weiter verbreiten, das ein übermässiges Studieren zur Folge hat. Tissot hat diesen Gegenstand vortreflich behandelt, ob man gleich sein Buch nicht einem jeden zum Durchlesen empfehlen kann, weil es der Fälle, welche der Verfasser anführt, so viele und so schreckliche giebt, daß sie die kranken Studierenden abschrecken dürften. Ich will hier die einzige Bemerkung hinzufügen, daß zu übertriebene Geistesanstrengung mit der Zeit die stärksten Nerven erschüttere und die Seele der Schwermuth zum Raube übergebe. Der Mangel an frischer Luft und körperlicher Uebung, verbunden mit gestörter Verdauung, muß nothwen-

dig den Körper zu Grunde richten, und die Seele verliehrt, in eine einzige Richtung lange gezwungen, gleich einem zu lange gespannten Bogen, ihre Schnellkraft und bleibt, ohne das Vermögen, sie wieder zu erhalten, starr in der verzerrten Positur stehen. Ein einziger Ideenhaufen schwebt ihr dann unaufhörlich vor, der von einer unangenehmen Gattung einen unveränderten Wechsel von Schrecken und Kummer ihr zuführt. Wenn es erst so weit gediehen ist, wird die Verwirrung beunruhigend: Alles Studieren muß dann, oder zum wenigsten jedes Studium bey Seite gesetzt werden, das entweder zu ernsthaft oder mit irgend einem Bande der Verwandtschaft an die Gegenstände oder an ihre Behandlungsart geknüpft ist, die zur Krankheit die erste Veranlassung waren, und man muß der Seele neue Beschäftigungen geben, sie aus ihrer trüben Ideenreihe herauszureissen und ihr angenehmere, gebahntere Pfade zu eröfnen.

Halten es daher Personen eines delikateren Körperbaues für ihre Pflicht, sich einige Zeitlang auf gelehrte Spekulation einzulassen, so thun sie wohl, ihr Tagewerk soviel als möglich abzukürzen; und von dem Augenblicke, daß sie ihre Papiere aus der Hand legen bis zum folgen:

genden Tage, wenn sie wieder zu arbeiten anfangen, an ihre Materie nicht einen Augenblick denken; die Zwischenzeit in einer fröhlichen Gesellschaft verbringen, oder sie mit Leibesübung, mit dem Lesen von Dichtern, Geschichts- und Reisebeschreibern und anderen Schriften der Gattung auszufüllen, welche die Seele mit einer Mannichfaltigkeit von Bildern erheitern und keine Anstrengung der Geisteskräfte verlangen. Musik ist unter diesen Umständen sehr heilsam und auch einige der besten Romane, besonders aus dem komischen Fache können mit großem Nutzen gelesen werden. Auch Botanik gewährt dem Studierenden eine nutzbare Erhohlung, da sie ihn ins freye Feld führt und so ihn frische Luft, eine gelinde Bewegung und ein edeles Vergnügen genießen läßt. Doch ist der Landbau unter allen Beschäftigungen die natürlichste; ist für Körper und Seele die günstigste und für die Gesellschaft die wohlthätigste.

In einigen Ländern findet sich ein jeder junge Mann durch ein Gesetz verpflichtet, ein Handwerk zu lernen. Man erzählt von Achmet, einem türkischen Kayser, daß er elfenbeinerne Ringe machte, wie die Türken an den Daumen tragen, wenn sie Spieße werfen. Wir finden

im

im Homer, daß Ulysses, obgleich König und Held, ein vollkommener Schreiner und ein erträglicher Schiffszimmermann war. Ich habe öfters diesen Gebrauch allgemeiner gewünscht. Zum wenigsten würde er dem Gelehrten sehr nützlich werden und manchem Uebel, das einer denkenden und sitzenden Lebensart anklebt, vorbeugen können. Man schäme und ekele sich nicht, eine Axt oder einen Meissel zu führen, den Hammer und den Amboß zu gebrauchen. Eine erworbene Fertigkeit in irgend einer gesunden mechanischen Kunst, die mit litterarischer Ehre vollkommen wohl bestehen kann, eröfnet uns eine unerschöpfliche Quelle immer neuer Erhohlung, und man bedarf dann, um die Seele nach der Ermüdung des Studierens loszuspannen, der gefährlichen Vergnügungen nicht, die nur böse und heftige Leidenschaften aufregen.

Zuletzt lasse man diejenigen, welche ihrer Phantasie eine immerwährende Heiterkeit und Gesundheit wünschen, Frömmigkeit üben, und sich dadurch vor Aberglauben so bewahren, daß sie sich von Gottes anbetungswürdigem Wesen richtige Vorstellungen machen, und den diesem Gegenstande angemessenen Neigungen, der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit nachgehen. Der Aberglaube ist wild und düster: aber wahres

Chri-

Christenthum giebt der Gottheit einen hellen Glanz und hat für die Menschheit die süßesten Tröstungen. Dies lehrt uns, daß nichts sich ohne seine Zulassung ereigne, ohne Zulassung des größten, weisesten und besten Wesens; daß alle Unfälle des Lebens sich in Seeligkeiten auflösen; daß der Mensch zwar ein sündliches Geschöpf sey, daß ihm aber Gott die Mittel zur Erhaltung der Vergebung und der Glückseeligkeit in die Hände gegeben habe, daß wenn wir dem Evangelium gehorchen, dem an sich selbst vortreflichsten am besten bewiesenen aller „Systeme, unsere leichten Bekümmernisse, die „nur einen Augenblick dauren, eine ewige See„ligkeit uns erwerben," daß, wenn diese kurzen vorübergehenden Auftritte verschwinden, ein endloser Zustand beginnen wird, wo die Tugend triumphirt und alle ihre Trähnen auf immer abgewischt werden, wo soviel Seeligkeit seyn wird, als das erhabenste Wohlwollen nur wünschen kann, nicht mehr Bestrafungen statt finden, als die vollkommenste Gerechtigkeit billiget. — Wer dies alles glaubt, und diesem Glauben gemäß seine Handlungen abmißt, muß auf die Unfälle dieses Lebens wie auf Kleinigkeiten herabsehen, und wird seiner Einbildungskraft, wäh-

rend daß er seine Leidenschaften gezügelt erhält, die erhabensten und entzückendsten Aussichten immer gegenwärtig erhalten, die ein menschliches Wesen nur zu wünschen, nur zu begreifen vermag.

Die göttliche Allmacht muß uns immer Gefühle der tiefsten Ehrerbietung, Gefühle einer heiligen Furcht einflößen. Durch die einfachsten oder durch beynahe keine Mittel erreicht sie die weitesten, wichtigsten Zwecke. Dieselbe Gabe der Einbildungskraft kann die Gottheit jedem von uns selbst schon in dieser Welt zur Quelle der ausgesuchtesten Glückseeligkeit und des jammervollesten Elendes machen, wenn sie ihr entweder die schimmerndsten Gegenstände der Hofnung einbildet, oder sie mit der Verzweifelung schaudershaftesten Bildern füllt. Was für eine hohe Seeligkeit sind heitere Vorstellungen und eine gesunde Einbildungskraft! und wer mag behaupten, seine Einbildungskraft und Gedanken für immer, oder nur irgend einmahl in seiner Gewalt zu haben. Daraus lerne man Demuth; daraus lerne man die Gottheit vor allen Dingen schätzen. Und bey dem Versuche, die Regeln richtig zu gebrauchen, die sie uns vorschrieb, oder uns gnädigst entdecken ließ, um unsere Natur zu reinigen und zu verbessern, flehe man Ihn um Hülfe an, der allein diesen Versuch mit einem Erfolge bekrönt.

Ueber

Ueber

das

Träumen.

Ueber das Träumen.

Die Natur thut nichts umsonst, aber die Unvollkommenheit unsers Verstandes macht uns oft die Endursachen mißkennen, und Dinge für unnütz erklären, deren Nutzen wir nicht begreifen; ein Urtheil, das in manchen Fällen eben so lächerlich und abgeschmackt ist, als wenn ein Blindgebohrner dem Lichte Nutzen und den Farben Schönheit absprechen wollte. Wie viel Räder, wie mancherley Handwerkszeug hat nicht die Werkstatt eines Uhrmachers oder eines anderen Künstlers der Art, von deren Anwendung ein Landmann durchaus nichts begreift; wie viele Theile des menschlichen Körpers sind allein für den Zergliederer kein Räthsel, und wie manche noch für den geschicktesten in dieser Kunst? Hätten wir darum ein Recht, anzunehmen, daß nur einer dieser Theile überflüssig und gebrauchlos sey? —

Ein König von Spanien soll die Anordnung des Planetensystems getadelt haben, mit

dem frevelhaften Zusatze: er wäre im Stande eine regelmäßigere Welt zu machen. Diese alberne Anmaßung war, natürlich nichts, als Unwissenheit. Denn er fand da Fehler, wo er den Nutzen nicht begriff. Wäre er mit wahrer Astronomie vertrauter gewesen, so würde er über die Regelmäßigkeit, mit der die himmlischen Körper sich ihren Verrichtungen unterziehen, in das tiefste Erstaunen versunken seyn.

Wirklich, je tiefer wir in die Natur eindringen, desto höher steigt unsere Bewunderung. Und stoßen uns unter den Werken Gottes auch Dinge auf, deren Nothwendigkeit und deren Bedeutung wir nicht deutlich zu entwickeln vermögen, so thun wir am besten, unsere Unwissenheit frey zu gestehen; denn was sind wir, daß wir die Vertheilungen der unendlichen Weisheit zu tadeln wagen dürften!

Die Erkenntniß des Menschen wächst allgemach und stufenweis. Wie manches Ding kennen wir, das unseren Vorfahren fremd war; was für uns izt wenig Werth hat, ist unseren Nachkommen vielleicht unschätzbar; manche Gegend ist jezt noch unbewohnt, welche vor dem

Ende

Ende der Welt vielleicht Millionen von Menschen faßt, welche die Mutter neuer Künste und Wissenschaften, neuer wunderbarer Erfindungen wird.

Diese Bemerkungen müssen wir bey philosophischen Untersuchungen nie aus den Augen verliehren, am wenigsten aber dann, wenn wir uns mit Auffindung und Erklärung der Endursachen befassen. Unsere Kenntniß von diesen wird immer mit unserer Kentniß der Natur im Verhältniß stehen: denn Unbekanntschaft mit der Gestalt und mit dem Baue der Dinge, muß zugleich Unwissenheit der Endzwecke seyn, wozu sie gemacht sind, und der Vortheile, die sie gewähren. Um daher den Nutzen einer Maschine ausfindig zu machen, die wir nie gesehen haben noch sonst kannten, wird es unser erstes Geschäft seyn müssen, in ihre Natur einzugehen, das heißt, ihre Bildung, ihren Zusammenhang, und die Absichten der einzelnen Theile zu untersuchen. Sind wir hierzu zu bequem oder zu ungeschickt, was für ein Recht könnten wir dann noch haben, sie für zwecklos und unvollkommen zu erklären? wahrscheinlich dasselbe Recht, welches ein Blinder hätte, Fehler in

meiner Bildung zu finden, oder ein Tauber, mit einer Symphonie musikalischer Instrumente unzufrieden zu seyn.

So wenig natürliche Erscheinungen uns auch bekannter sind, als das **Träumen**, so giebt es doch auch nicht viele, die wir so wenig begreifen. Es ist eine Eigenschaft, eine Handlung der Seele, die, wie wir sicher behaupten können, weder dem Willen, noch dem Verstande gehorcht, die aber, wie wir eben so gewiß annehmen dürfen, nicht ohne Nutzen seyn kann, so unbekannt er vielleicht uns auch immer bleiben mag.

Ich will meine Leser nicht mit den Meynungen der Alten über die unmittelbare Quelle der Träume ermüden. Epikur nahm an: daß eine unzählbare Menge subtiler Bilder, von denen einige Ausflüsse von Körpern wären, andere von sich selbst in der Luft gebildet würden, andere von mannichfaltigen Dingen verschiedentlich zusammengesetzt wären, sich immer um uns herum bewegten; daß diese Bilder von der unendlichsten Feinheit sich in unsern Körper drängten, bis zur Seele gelangten, und da die

Fähig-

Fähigkeit des Verstandes bildeten, die wir Einbildungskraft nennen, und der er sowohl die Träume, als auch die Gedanken beym Wachen zuschreibt. — Aristoteles scheint zu der Meynung geneigt zu seyn, daß jeder Gegenstand sinnlicher Empfindung einen gewissen Eindruck auf die menschliche Seele oder auf sonst einen Theil unseres Körpers mache, der noch einige Zeit nach der Entfernung des Gegenstandes, zurückbleibe, und der, wenn ihn nachher im Schlafe die Seele wiederfindet, die Bilder und Gesichte zusammensetze. Eine nähere Untersuchung dieser Grundsätze wird sehr deutlich zeigen, daß sie sich entweder auf nichts Verständliches zurückbringen lassen, oder eine Art von einer materiellen und körperlichen Natur den menschlichen Gedanken geben, die mir höchst unbegreiflich vorkömmt *).

Ich will auch die Zeit nicht damit verderben, daß ich die fünf verschiedenen Arten von Träumen hier aufzähle, welche von einigen alten Philosophen angenommen, und be-

*) S. die Abhandl. vom Gedächtnisse. Zweytes Kapitel, Erster Abschnitt.

sonders vom Macrobius angeführt werden *). Träume sind freilich immer verschiedener Art und mannichfaltigen Charakters, allein ich begreife darum nicht, warum man sie nicht eben so gut in funfzig als in fünf verschiedene Gattungen eintheilen könnte.

Ohne erst einen Versuch zu wagen, in wie weit man wohl die wirkenden Ursachen dieser Phänomene zu ergründen im Stande sey; ein Versuch, der aller Wahrscheinlichkeit nach, doch niemahls einen glücklichen Erfolg erwarten dürfte, will ich mich blos damit begnügen, einige zerstreute Bemerkungen vorzüglich mit einem Hinblick auf ihre Endursach hinzuwerfen, und die Vorurtheile in dieser Rücksicht umzustürzen, welche so oft weiche Seelen in Unruhe setzen. Ich behaupte nichts geradezu. Denn von einem solchen Gegenstande, über den niemahls irgend ein Versuch genau angestellt werden kann, weil die Phänomene gerade dann erscheinen, wenn wir zur Beobachtung am unfähigsten sind, können unsere Kenntnisse sich nie höher, als zu Wahrscheinlichkeiten erheben.

1) Zuerst

(* Somn. Scip. L. I. cap. 3.

1) Zuerst bemerke ich: daß das Träumen, so gemein es auch ist, doch nicht allgemein bey allen Menschen statt finde. Locke führt eine Person von seiner Bekanntschaft an, die vor ihrem sechs und zwanzigsten Jahre nie träumte. In dieser Zeit bekam sie ein heftiges Fieber, und träumte damahls zum erstenmahle. Eine ähnliche Bemerkung hat Aristoteles, wenn er sagt: daß bey den Leuten, die nicht eher träumen, als bis sie erwachsen sind, gewöhnlich gleich nach den ersten Phänomenen dieser Art eine Veränderung im Körperbaue vorgehe, die sich auf den Tod oder irgend eine Krankheit beziehe *). Plutarch spricht von einem Kleon, einem seiner Freunde, der ein sehr hohes Alter erreichte, ohne jemahls in seinem Leben geträumt zu haben, und setzt hinzu: er habe dasselbe vom Thrasymedes gehört **). Ich selbst kenne einen

*) Aristotelis Histor. Animal. lib. IV. c. 10.

**) de Orac. sub fin. — Plinius spricht von einer ganzen Nation in einem entfernten Theile von Afrika, (er nennt sie Atlantes) die niemahls träumen sollten; aber in eben diesem Kapitel führt er auch die Troglodyten auf, die in Höhlen wohnen, und von Schlangenfleisch leben; die Egipanen, deren

Herrn, der nie träumt, als wenn seine Gesundheit in Unordnung gerathen ist, und es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß es viele Leute gebe, die sich selten ihrer Träume bewußt sind, daß hingegen manche immer träumen, sobald sie nur schlafen.

Die Philosophen, welche ein ununterbrochenes Denken der Seele annehmen, wollen auch, daß wir immer im Schlafe träumen, und daß, wenn wir anderes Glaubens sind, allein der Umstand daran Schuld seyn könne, daß wir unsere Träume wieder vergessen. Aber daß alle Menschen ganz gleichmäßig träumen sollten, ungeachtet sich einige selten und andere niemahls ihrer Phantome erinnern, ungeachtet wir oft viel und oft wenig träumen, ist eine Behauptung, der alle Bestätigung fehlt, wenn Erfahrung ein fester Grund ist, worauf unsere Erkenntniß sicher fußen darf. Ich wiederhohle es daher, daß Träumen zwar gemein, aber nicht allgemein sey. Ich berufe mich hier blos auf Erfahrung, ohne irgend weiter etwas dadurch erklären zu wollen, und ich behaupte nichts weiter,

ren Gestalt mit der des Gottes Pan überein kömmt, und die Blemmyen, die ihre Augen und Mund, (denn sie sind kopflos) auf der Brust tragen. Hist. nat. v. 8.

weiter, als daß aller Wahrscheinlichkeit nach Träumen jedem Körperbaue nicht unumgänglich nothwendig zukomme. Träume bringen in die menschlichen Gedanken eine Mannichfaltigkeit, welche, wie sogleich bemerklich wird, mancher Seele zur süßesten Unterhaltung dienet, doch nicht jede, zum wenigsten nicht jede in einem gleich hohen Grade, ergötzt. Wie manche Körper nur eines geringen Maaßes von Nahrung und wenigen Schlafes bedürfen, eben so gebrauchen auch manche Seelen mehr und manche weniger Träume, um sich zu erhohlen.

2) In Träumen nimmt man seine Gedanken für wirkliche Dinge. So lange als der Traum dauert, erscheinen sie als Wirklichkeiten (zum wenigsten ist dies meistentheils der Fall); aber der Augenblick des Erwachens führt uns auch augenblicklich die Empfindung zu, daß alles dies nur ein Phantom und eine Einbildung war, und daß im Wachen unsere Gefühle, mit allen, die davon abhängen, allein nur wirklich sind.

Einige Schriftsteller, welche thun, als wenn sie nicht an die Existenz eines Körpers

glaubten, und welche behaupten, daß wir nichts wahrnähmen, als die Ideen unserer eigenen Seele, haben dies für ihre Theorie benutzt. "Wenn wir, "sagen sie," in unseren Träumen ge„täuscht werden, warum denn nicht auch im „Wachen. Wenn Ideen im Schlafe den nehm„lichen Eindruck auf uns machen, als körper„liche Gegenstände, sind dann diese Dinge, die „wir izt für körperliche Dinge halten, nicht auch „blos Ideen?" — Dies Räsonnement beweist zu viel, wenn es ja etwas beweist; denn wenn uns beym Wachen so unsere Empfindungen täuschen, daß wir eine Idee für einen Körper zu nehmen anfangen, so ist das eine Verwechselung zweyer ganz verschiedener, einander höchst unähnlicher Gegenstände, so werden uns alle unsere Seelenkräfte überhaupt auch irre führen können, und schwarz wird weiß, Laster wird Tugend, Wahrheit wird Unwahrheit werden. Und giebt man mir dies zu, so folgt daraus, daß unsere Sinne und unser Verstand betrügliche Fähigkeiten sind; daß wir nach den Gesetzen der Natur etwas zu glauben verleitet werden, was wirklich nicht so ist; daß unser Schöpfer, dies erhabene Wesen, unsere Täuschung nothwendig zur Absicht haben müsse, und

wir

wir doch einen hinreichenden Vorrath von Scharfsinn haben, den ganzen Betrug zu durchschauen; daß wir daher weder etwas glauben dürfen, noch vernünftigerweise etwas glauben können und selbst kaum etwas nur einige Wahrscheinlichkeit hat; alles Sätze, die zum äußersten Pyrrhonismus führen, die allem Wissen auf einmahl ein Ende machen, die alle menschliche Grundsätze umstoßen.

Aber in der That haben die Täuschungen in unseren Träumen, so häufig sie auch seyn mögen, keinen Einfluß weiter auf die Gewißheit unserer Ueberzeugung oder auf die Unumstößlichkeit unserer Grundsätze. So lange, als der Schlaf dauert, können wir einen Traum wohl für etwas Wirkliches halten, aber keinen wachenden Menschen werden seine Sinne so irre leiten, eine Wirklichkeit für einen Traum anzusehen. Die Gesetze unserer Natur zwingen uns, ohne im geringsten auf unseren Willen zu achten, zur Annahme alles dessen, was wir wachend empfinden, als einer Wirklichkeit, verwerfen aber die Realität von allem, was wir uns aus unseren Träumen erinnern, und geben es nur als etwas Eingebildetes zu. Ich bedarf

darf wohl keiner Gründe zum Erweis dieses Satzes, denn daß ich in diesem Augenblicke wache und nicht schlafe, ist offenbar; beweisen kann ich es aber nicht, weil ich nichts einleuchtenderes weis, womit ich es beweisen sollte; doch es darum bezweifeln, wäre unrecht. Dies ist das Gesetz der vernünftigen, zum wenigsten der menschlichen Natur. Meine Ueberzeugung hiervon ist, wie der Einfluß, womit die physikalischen Gesetze auf meinen Körper wirken, nothwendig; ich kann mich eben so wenig glauben machen, daß ich träume, und daß alles, was rund um mich her ist, ein Traum sey, als daß ich durch bloße Anstrengung meines Willens meinen Körper in die Lüfte erheben und zu den Wolken emporbringen könnte *).

Aristoteles **) macht die Bemerkung, und wer hat sie nicht mit ihm gemacht, daß wir uns unter anderen Dingen im Traume selbst vorstellen: unser Traum sey blos ein Phantom. Doch sehr gemein ist der Fall nicht. Meistentheils nehmen wir bey Träumen Ideen oder Gedanken für wirkliche Gegenstände an, und empfan-

*) S. An Essay on Truth. Part. II. Chap. II. Sect. 2.

**) Aristot. de Insomn. cap. 3.

fangen von ihnen beynahe auf dieselbe Art Eindrücke. Nur wenn wir einen Traum zurückrufen, erinnern wir uns an eine besondere Verwirrung in dem Gange der Empfindungen, die unter unseren Gefühlen im wachenden Zustande nicht statt findet. Während der Traum fortdauret, unterscheiden wir sie nicht, und sie erscheint nur als Begleiterin der Wiedererinnerung unserer Träume.

3) So ausschweifend auch einige von unseren Träumen seyn mögen, so regelmäßig und so außerordentlich täuschend sind andere. Wir träumen oft von unseren Geschäften *) wenn die Seele ruhig und der Körper gesund ist. Die Leidenschaften, welche die Seele wachend beschäftigen; die Gegenstände und die Ursachen dieser

Be-

*) Et quoi quisque fere studio deinctus adhaeret,
Aut quibus in rebus multum sumus ante morati,
Atque in qua ratione fuit contenta magis mens,
In somnis eadem plerumque videmur obire;
Causidici, Causas agere, et componere leges;
Induperatores, pugnare, ac praelia obire.
Nautae contractum cum ventis cernere bellum,
Nos agere hoc autem, et naturam quaerere rerum
Semper, et inuentam patriis exponere chartis.

Lucretius IV. 959.

Bewegungen stellen sich gern wieder im Schlafe dar, allein erscheinen größtentheils etwas verstellt und verzerrt, mit einer Begleitung von schmerzhafteren Nebenumständen, wenn wir unruhig sind, und von freundlicheren Ideen, im Gefühl unserer Behaglichkeit.

Die Dichter merken mit Recht hierauf; denn sie bemühen sich bey der Schilderung der Träume ihrer Helden und Heldinnen, sie ihrem wirklichen Zustand ähnlich zu machen. Dido, vom Aeneas verlassen, träumt, daß sie eine lange Reise allein mache, und die Tyrier in einer Einöde aufsuche.

— Longam, incomitata, videtur,
Ire viam, Tyriosque deserta quaerere terra.

Hier vereinigt der Dichter in einem Gemählde melancholischen Unglücks, die beyden Leidenschaften, welche sie den Tag über erfüllten, Liebe gegen ihr Volk und Gefühl ihres Elendes. — Eloisa, von ihrem Freunde auf ewig getrennt, träumt, wieder in seinen Armen glücklich zu seyn, aber im folgenden Augenblick sagt sie:

„Mich dünkt, wir wandern durch schreck„liche Einöden und jedem fließen die Träh-

nen

„nen über das anderen Elend; wo rund
„um einen verfallenen Thurm blasser Epheu
„kriecht, und moosbehangene Felsen über
„die Tiefe herabnicken. Plötzlich steigst du
„hinauf, du winkst mir. Wolken ziehen
„sich zwischen uns; es brausen Wogen;
„ein Sturm erhebt sich."

Hier will der Dichter nicht einen Traum, welcher der wirklichen Lage des Träumenden ganz ähnlich ist, mahlen; er will ihn nur in der Form eines dunklen allegorischen Gleichnisses zeichnen. Dies gefällt uns, denn wir wissen, es ist der Natur gemäß.

Es scheint aus einem unten anzuführenden Grunde eine sehr gütige Anordnung der Vorsehung zu seyn, daß unsere Träume von unseren Ideen beym Wachen so sehr abweichen, und die Bekanntschaft mit dem Einfluße unserer Leidenschaften auf unsere allgemeine Denkart muß nothwendig der entfernten Analogie, mit der beyde dessenungeachtet aneinander geknüpft sind, durchaus allen Schein des Wunderbaren nehmen. Diese Mischung vom Aehnlichen und Verschiedenen ist es, die unsere Träume allegorisch

gorisch macht. Aber jeder aufmerksame, vorurtheilfreye Beobachter wird in diesem Falle finden, daß sie sich auf nichts Zukünftiges, aber wohl auf etwas Gegenwärtiges und Vergangenes beziehen; man zieht dessenungeachtet oft Folgerungen für die Zukunft daraus, und dann mag es zuweilen sich finden, daß unsere Träume mit unseren Muthmaßungen zusammentreffen. Sind unsere Vermuthungen richtig und ihnen unsere Träume ähnlich, so mag freylich auch zuweilen einige Aehnlichkeit zwischen einem Traum und einer zukünftigen Begebenheit eintreten. Aber hierin ist nichts Uebernatürlicheres, als in dem Umstande, daß ich von den Beschäftigungen und Arbeiten des Tages auch des Nachts träume, denn dies ist nichts weiter, als eine besondere Gedankenfolge, deren Eindruck wir im Schlafe von einer gewissen vorhergehenden Ideenreihe erhalten, die Vernunft und Erfahrung uns im wachenden Zustande zusammensetzte.

Wenn ich z. B. einen Mann sein Vermögen verschwenden sehe, so kann ich mit Grund annehmen: sein Loos wird bald Armuth seyn. Beunruhigt mich diese Vermuthung den Tag

über,

über, so kann sie im Schlafe, mit der Begleitung einiger visionarischen Umstände leicht wieder kommen, und der Mann wird im Elende und mit Lumpen bedeckt mir im Traume wieder erscheinen. Gesetzt dies träfe nicht lange nachher ein, was wäre dann der bedeutende Traum? gewiß wäre er gerade mit eben so viel Grunde für prophetisch zu halten, als die Vermuthung, die ihn entstehen machte, unter den Einfluß einer Inspiration zu setzen.

Einige unserer Träume haben mit Dingen, die immer vorher unseren Sinnen oder unserer Phantasie gegenwärtig waren, zuweilen gar keine oder eine nur geringe Aehnlichkeit; doch ist dies selten der Fall, wenn wir nicht krank sind. Ein mehr allgemein wahrer Satz scheint es zu seyn, daß Träume eine wiewohl zuweilen etwas ausschweifende Nachahmung wirklicher Vorgänge sind.

Einige Leute bemerken einen besonders merkwürdigen Traum zu mehrerenmahlen wiederkommen. Sokrates sagt im Phädon des Plato, daß er sein ganzes Leben hindurch von einer Erscheinung dieser Art beunruhigt sey, die ihn im-

mer, Musik zu studieren aufgemuntert habe. Wenn diese Wiederholung eines Traumes, wie es mir sehr wahrscheinlich vorkommt, nichts weiter, als Wirkung der Gewohnheit ist, und ich den nehmlichen Traum, weil ich von ihm sprach, als ich ihn zum erstenmahl gehabt hatte, zum zweyten oder drittenmahle wieder bekomme, so läßt sich daraus die Lehre folgern, unangenehme Träume möglichst schnell zu verbergen, und jede Wiedererinnerung aus unseren Gedanken eiligst zu verwischen. Denn es ist wahrlich eine allgemeine Bemerkung, daß die, welche nie von ihren Träumen sprechen, auch nie mit einer Wiederhohlung derselben sich belästigt finden.

Unmäßigkeit von jeder Art, Uebermaaß von Essen und Trinken, von Schlafen und Wachen, Ausschweifung in Ruhe und körperlicher Bewegung bildet uns beunruhigende Träume vor; und darum kann es ein Endzweck des Träumens seyn, uns Mäßigkeit und Mäßigung anzuempfehlen. Denn die Zeit, in der wir schlafen, beträgt wirklich einen ziemlich großen Theil des menschlichen Lebens; und ein Mittel, uns diesen Zeitraum angenehm vorübergehen zu

machen,

machen, ist wohl werth, es in der Ausübung nicht zu vergessen. Wer an Tugend und Nüchternheit sich gewöhnt, wer quälende Begierden entfernt hält, und frommen, liebevollen und heiteren Gedanken nachhängt, gewährt eben dadurch seinen Lebensgeistern die Munterkeit, und seinem Blute die ruhige Temperatur, und den leisen Gang, welche angenehme Gedanken den Tag über befördern, süßen Schlummer bringen, und angenehme Träume bey Nacht. —

Die Alten glaubten, die Ideen der Morgenträume näherten sich der Wahrheit mehr. Freylich wird ohne Zweifel Ausdünstung und Verdauung, welche die ganze Nacht hindurch unmerklich vor sich gehen, den Unterleib und den ganzen Körper leichter machen und mehr abkühlen, als vor dem Schlafengehen möglich war, und darum wird die Behauptung keine Abgeschmacktheit seyn, daß die Träume dann mehr Regelmäßigkeit und Züge von wirklichen Dingen annehmen; haben wir aber die Frühstunden schlaflos verbracht, und fallen wir noch nach der Zeit des gewöhnlichen Aufstehens in den leichten Morgenschlaf, so werden in unseren Träumen selten lachende Bilder auftreten, und

unser Schlaf wird die Geisteskräfte eher niederschlagen, als erheben; das führt uns auf ein wahrscheinliches Gesetz der Natur, daß man frühe und zu einer festgesetzten Stunde aufstehen solle.

4) Da angenehme Ideen immer im Gefolge frischer Gesundheit sind, da heftige Leidenschaften und der Wahnwitz ihren Ursprung von gewissen Krankheiten ableiten, da die Quelle des Stumpfsinns und der Gedankenverwirrung nicht selten in einem überladenen Magen liegt, und der Genuß geistiger Getränke eine Art von wirklicher Tollheit auf eine Zeitlang macht; — da also unsere Gedanken im Zustand des Wachens so sehr von der Beschaffenheit unsers Körpers abhängig sind, so liegt nichts Wunderbares in der Behauptung, daß sie eines solchen Einflusses im Schlafe noch ungleich empfänglicher seyn mögen. Daher sieht man auch manche Träume grösstentheils gewisse körperliche Dispositionen und Lagen begleiten. Wenn das Athemhohlen durch unsern herabgesunkenen Kopf, durch das Bedecken des Mundes und der Nase mit der Bettdecke, oder durch innerliche Fehler nur etwas sich erschwert findet, so sind

wir

wir sogleich geneigt, zu träumen, als giengen wir mit großer Unbequemlichkeit durch enge Gänge, wo wir in Gefahr zu ersticken kämen. Verursacht die Beschaffenheit unseres Magens und unserer Gedärme einen Kinnbackenkrampf, der sehr häufig ein stärkeres Zusammendrücken und Knirschen der Zähne erzeugt, so träumen wir leicht, daß unsere Zähne wanken und ausfallen, oder daß uns der Mund voll Nägel, oder sonst höchst unangenehmer Sachen, wäre. Wir träumen nackend zu gehen, wenn wir, besonders bey kaltem Wetter, die Decke verlohren haben; und es ist schon eine Bemerkung des Aristoteles, daß ein schwacher Eindruck auf ein Sinnorgan im Schlafe uns von einem starken und ein starker uns von einem schwachen träumen läßt *). "Eine bloße Wärme der Füße," sagt er, "die nur um ein Geringes die gewöhnliche „liche übersteigt, wird uns vom Gehen über „glühende Kohlen träumen lassen; und das „Krähen eines Hahnes wird uns im Schlafe „weit schwächer vorkommen, als wenn wir es „wachend in der nehmlichen Entfernung hörten."

Alle diese Thatsachen habe ich selbst erfahren. Und hier entdeckt sich eine reiche Quelle

*) Aristot. de Insomn.

der unendlichen Mannichfaltigkeit in den Träumen. Wären sie mögliche Gegenstände einer mehr anhaltenden Aufmerksamkeit, so würden die Quellen vieler besonders auffallenden Träume sich gleichmäßig begründet erweisen, das heißt: sie würden von Eindrücken auf unsere Sinnorgane im Schlafe, vorzüglich auf die Organe des Gefühls und des Gehöres, ganz natürlich sich herleiten lassen. Ein bloßer Wink von außen her oder auf sonst einem Wege uns zugeführt, reicht für die Phantasie hin, ein Gebäude darauf aufzuführen und eine zahllose Menge visionarischer Vorstellungen zu schaffen.

Man erlaube mir zur Bestätigung dieser Bemerkung eines Falles von einem Offiziere zu erwähnen, auf dessen Einbildungskraft sinnliche Eindrücke im Schlafe so lebhaft wirkten, daß seine Gesellschafter, wenn sie ihm ins Ohr flüsterten, jeden beliebigen Traum bey ihm zu erregen im Stande waren. Besonders ließen sie ihn einmahl den ganzen Vorgang bey einem Zweykampfe vom Anfangen mit einem Wortwechsel bis zum Abfeuern einer Pistole durchmachen, die man ihm zu diesem Endzweck in die Hand gab, und die ihn wieder erweckte.

Wir

Wir müssen daher bey einem auffallend sonderbaren Traume, den wir gehabt haben, nicht mit Ahndung eines bevorstehenden Unglücks vorwärts in die Zukunft blicken, sondern uns vielmehr rückwärts umsehen, ob wir in der Vergangenheit seine Ursachen nicht ergründen, und aus einer solchen Entdeckung nicht etwas Nützliches für uns schöpfen können. — Ich träume zum Beyspiel, daß meine Zähne mir ausfallen; "dies," sagt der gemeine Haufe, „bedeutet den Verlust geliebter Freunde." — Freylich muß ohne Zweifel die Zeit einmahl kommen, daß ich geliebte Freunde, wenn ich dergleichen habe, und sie überlebe, verlieren muß. Aber der Traum hat offenbahr weder mit der Erhaltung, noch dem Verlust derselben eigentlich das geringste zu thun, und richtet daher meinen Blick nicht auf die Zukunft hin; eher wünschte ich zu erfahren, aus welchem Zustande meines Körpers wohl dieser Traum sein Entstehen nahm, und ob mir nicht vielleicht diese Entdeckung einen nicht geringen Vortheil gewährte? — Meine Zähne schienen mir auszufallen. Vielleicht hatte zu der Zeit das Zahnfleisch unangenehme Gefühle, oder gerieth in konvulsivische Bewegungen. Kann dies nun

nicht aus einem zu schweren Abend oder einem übel-verdauten Mittagsessen entstanden seyn? Ich will einmal leichtere Speisen und im geringern Maaße genießen und dann doch einmahl darauf merken, ob die nehmlichen Vorstellungen wieder kommen. Ich mache den Versuch, und finde, daß mein Schlaf mehr Süßigkeit, und die Träume angenehmere Bilder haben. — So muß man die Träume benutzen, und auf diesem Wege können, wie ich fest überzeugt bin, Leute, die Aberglaube und Vorurtheil nicht blind macht, zu sehr beträchtlichen Entdeckungen in Rücksicht ihrer Gesundheit kommen. So dachte Plutarch lange vorher, wie sich aus seinen Dialogen, **Moschion und Zeurippus** ergiebt.

In gewissen Körperkonstitutionen gehen gewisse Träume einigen Krankheiten vorher, oder begleiten sie. Neigt unser Körper zum Fieber, so träumen wir dunkel gern von einem unbekannten mühsamen Unternehmen, worin wir nicht weiter kommen. Diese Erscheinung wird im Schlafe erscheinen, selbst ehe noch irgend eins der Symptome bemerklich wird, das uns auf den Verdacht, unsere Gesundheit sey in Gefahr, leiten könnte; indeß, trägt es sich zu, so

kann es uns zur Warnung dienen, im gewöhnlichen Verhalten eine Aenderung zu treffen, weniger, als sonst wohl, zu essen und zu trinken, oder zu einer von den anderen Methoden unsere Zuflucht zu nehmen, wodurch sich hitzige Krankheiten verhüten lassen. Wird überhaupt jemand mit bösen Träumen heimgesucht, so mag er es, däuchtet mir, immer für ein Zeichen halten, daß etwas in seinem Körperbaue verrückt sey, und daher Mäßigkeit üben, fasten oder Körperbewegung vornehmen, um die drohende Gefahr abzulenken. Dies sind die Mittel, wozu man seine Zuflucht nehmen kann, und in deren Rücksicht man einige Versuche anstellen mag. Angenehme Träume würde ich immer für Beweise meiner Gesundheit, und sie daher für gute und nicht für böse Zeichen halten.

Diese Theorie, die, wie ich glaube, auf keinem wankenden Grunde steht, kann denen, die sich damit beruhigen wollen, gegen den albernen Aberglauben zu einem guten Gegenmittel dienen, der in Rücksicht auf Träume herrschet und sich über alle Zeitalter erstreckt.

5) Würde es mir, nach diesen Winken, daß Träume allerdings ihren Nutzen in Rück-

ficht der physischen Erinnerungen haben mögen, wohl erlaubt seyn, einen Schritt weiter zu gehen, und sie Mittel zur moralischen Besserung zu nennen? Ich stimme nicht gerade mit der Behauptung anderer ein, daß sie unsere Bekanntschaft mit unserem Temperamente und unseren herrschenden Leidenschaften inniger machten, als jede Beobachtung des Vorganges in unserer Seele beym Wachen; denn im Schlafe sind wir sehr ungültige Richter über uns selbst, wie über jedes andere Ding, und man wird ohne sonderliche Gewissensbisse im Traume Verbrechen begehen, an die man wachend nie ohne den lebhaftesten Abscheu denken mag. Indeß da viele unserer Leidenschaften durch die Temperatur unsers Körpers erhitzt oder gemildert werden, so kann man, denke ich, mit Grund versichern, daß wir durch Aufmerksamkeit auf das, was im Schlafe vorgehet, oft unterscheiden mögen, welche von unseren Leidenschaften die herrschenden sind, und daß es uns Regeln, sie in Ordnung zu bringen, angeben könne.

Es träumt jemandem z. B. daß er im heftigsten Zorn eine Person mit einem Schlage niederstürzt und tödtet. Er erwacht mit Schrek-

ken über das begangene Verbrechen, und über die Bestrafung, die er mit Recht erwarten zu können glaubt. Während daß er nach einigen Augenblicken des Wiederbesinnens voll Freude wahrnimmt, es sey nur ein Traum, der ihn ängstigt, muß er sich aufgelegt finden, feste Entschlüsse gegen heftigen Zorn zu fassen, der ihn wachend einmal in ein ähnliches Vergehen stürzen könnte. — Ziehen wir nun immer solche Vortheile von Träumen, so werden wir sie auch unmöglich für unbrauchbar erklären können, und sollte uns auf diesem Wege nicht eine Erdichtung unserer Einbildungskraft denselben Nutzen gewähren können, als eine Erzählung oder eine äsopische Fabel?

Eine der besten moralischen Erzählungen, die ich jemahls gelesen habe, ist eine Nachricht von einem Traume im Tattler, der unter der Larve eines Traumes eine so erhabene und reizende Moral verbirgt, daß ich wirklich die Frage aufwerfe, ob ein Mann, der ihn mit Aufmerksamkeit liest, ihn jemahls vergessen könne, und ob ihn nicht jede Wiedererinnerung besser mache? Addison ist der Verfasser dieses Aufsatzes, und ich theile ihn mit seinen Worten mit.

„Ich

„Ich war einmahl im sprachlosesten Kummer „so sehr versunken, "sagt der Tattler", „und „meine Seele war so zerrüttet, daß ich es kaum „für möglich hielt, je mit einem lindernden Trop„fen Trostes mich zu erquicken. Die Veranlas„sung dazu war diese: da ich noch jung war, „und unter einem Theile der Armee diente, der „damals in Dover stand, gewann ich ein jun„ges reizendes Mädchen von guter Familie lieb, „und hatte das Vergnügen, meine Bemühungen „um sie gütig aufgenommen zu sehen; ein Um„stand, der mich in die Verlegenheit setzte, die „ich eben erzählen will. An einem heitern „Abend saßen wir auf der Spitze eines Hügels, „und vergnügten uns mit der Aussicht in die „See hin. Die Zeit verstrich uns unter den „kleinen Vertraulichkeiten, die für den Ge„schäftsmann so lächerlich sind und für den Lie„benden eine so unaussprechliche Süßigkeit ha„ben. Mitten unter diesen Ausdrücken gegen„seitiger Zärtlichkeit, und mitten unter dem in„nigen Gedankenwechsel riß sie mir ein Papier „mit Versen aus der Hand und lief damit hin„weg. Ich lief ihr nach, als auf einmahl der „Boden, doch in einer beträchtlichen Entfer„nung vom Rande des Abgrundes, unter ihren

„Füßen

„Füßen einsank und sie mit sich fortriß, sie von „einer so entsetzlichen Höhe auf eine solche Kette „von Felsen herabstürzte, daß ihr Körper, und „wäre er Demant gewesen, in tausend Stücken „hätte zerschellet werden müssen. Meine Leser „können sich hier mit größerer Ruhe die Lage „meiner Seele bey dieser Gelegenheit vorstellen, „als ich sie zu schildern vermag. — Eben drang „sich mir der Gedanke auf: der Himmel hat „nicht Allmacht genug, deine Qualen zu lin„dern — als ich erwachte, gleich voll von Ent„zücken und von Erstaunen, mich einem Unfall „entrissen zu sehen, der den Augenblick vorher „mich unvermeidlich zu treffen schien."

Ich wünschte die Schönheit dieser Erzählung ausführen zu können; aber izt kann es nur meine Absicht seyn, den ernsten Betrachtungen des Lesers die wichtigen Lehren, die sie verdeckt, dringend anzuempfehlen. Welche Fabel Aesops, ja welche Erdichtung Homers und Virgils hat eine so feine Moral? Viele Leute haben gewiß, so wie ich, eine solche Erlösung von einem Traum empfunden; und eine solche wird jeder rechtschaffene Mann finden, wenn er fern von den Unfällen des Lebens in den Ge-

filden

filden des ewigen Lichtes und der ewigen Ruhe wieder erwacht, wenn er auf die Welt zurückblickt, wenn er auf ihre Verwirrungen mit einem Erstaunen, mit einer Zufriedenheit niedersieht, die etwas (doch in einem unendlich höheren Grade) mit der ähnliches hat, die wir dann fühlen, wenn wir einem schrecklichen Traume entrinnen und unsere Augen der sanften Heiterkeit eines schönen Sommermorgens eröffnen. Man verachte keine Belehrung, so gering das auch seyn mag, was sie uns darbietet. Selbst aus einem Traume müssen wir Nutzen schöpfen lernen; denn wir sind im Schlafe und Wachen immer ein Gegenstand der schützenden Vorsehung, und weder ein Traum, noch ein Gedanke beym Wachen kann vor unserer Seele vorübergehen, ohne daß Er es zuläßt, in dem wir leben und weben und sind.

6) Die Einbildungskraft oder die Phantasie scheint die einzige unserer Seelenkräfte zu seyn, deren Wirksamkeit im Schlafe nicht aufhörte. Von den anderen Fähigkeiten sind einige mehr, andere weniger thätig, und einige scheinen die Zeit über ganz erloschen zu seyn. Daß das Gedächtniß im Schlafe oft völlig kraftlos sey, erhellet

erhellet daraus, daß jemanden vom Umgange mit verstorbenen Freunden träumen kann, ohne sich ihren Tod in den Sinn kommen zu lassen, so selten ihm auch diese Begebenheit im Wachen entfällt. Oft gehen wir im Traume in die Zeiten des Alterthums zurück, ohne daran zu denken, was wir wachend doch nie wohl vergessen können, daß diese Zeiten lange vor unserer Geburt schon völlig vergangen waren. So erinnere ich mich, sogar einmahl mit Hannibal und seinem Heere über die Alpen gegangen zu seyn.— Oft scheint unser Gedächtniß lebhafter, als unsere Beurtheilungskraft zu wirken; z. B. wenn wir träumen, mit einem verstorbenen Freunde umzugehen, ohne über den Umstand, eine solche Person zu sehen und mit ihr zu sprechen, erstaunt zu seyn. Ein andermahl ist wieder Beurtheilungskraft thätiger. Daher schließen Leute einer obigen Bemerkung nach (und ich habe Grund, anzunehmen, daß dasselbige sogar Kindern wiederfährt) von der Abgeschmacktheit der Szenen, die sich ihnen im Schlafe darstellen, daß diese nichts Wirkliches sind, sondern nur als Gesichte ihnen vorkommen. Es träumte mir einmahl, daß ich auf dem Geländer einer hohen Brücke ginge. Wie ich dahin gekommen

seyn

seyn mag, war nicht zu begreifen, allein da ich recht überlegte, daß ich nie zu dergleichen Streichen aufgelegt gewesen war, fing ich an zu glauben, es möchte wohl gar ein Traum seyn. Weil ich nun meine Lage sehr unbequem fand, und dieser quälenden Idee herzlich gern los seyn mochte, warf ich mich herab, in der Meynung, durch die Erschütterung des Falles meine Sinne wieder zu erhalten; etwas, das mir auch richtig gelang. Kurz, es scheint, daß der Schlaf alle diese Kräfte, die Phantasie allein ausgenommen, zu einer oder einer anderen Zeit beherrsche, und selbst die Phantasie scheint zu der Zeit, wenn wir schlafen, ohne zu träumen, (wenn dies je der Fall ist) erloschen zu seyn, sie lebt aber auch zuweilen zu einer Stärke und Wildheit auf, die alle Begriffe weit übersteigt.

Wer kann bestimmen, ob das Aufheben der Wirksamkeit dieser Kräfte auf einige Zeit in so fern nie von großem Nutzen begleitet sey, daß sie dadurch nachher einer regelmäßigeren Wirkung und größerer Kraft, als sonst, fähiger werden? — Oder dies mit anderen Worten auszudrücken: wer kann bestimmen, ob die Seele, wenn sie lange nach Einer Richtung gewirkt

gewirkt hat, von der Ermüdung davon sich nicht dadurch erholte und stärkte, daß sie ihren alten Weg auf eine Zeitlang ganz verläßt und einen neuen einschlägt? — Denn bey einem anhaltenden Nachdenken über einen Gegenstand finden wir nur zu gut, daß die Stärke unserer Verstandeskräfte ermatte, daß diese erfolglos zu wirken anfangen, und daß die Seele sowohl, als der Körper immer eines kleinen Zwischenraumes von Ruhe bedarf. — Sie mag hier nicht allein durch Ruhe, sondern auch, und wahrscheinlich ungleich wirksamer, dadurch ihre Kräfte wieder gewinnen, daß sie nach einer neuen Richtung hinwirkt. So machen uns die Freuden der Gesellschaft die Arbeiten des Verstandes vergessen, so ist Lesen eine Erholung nach der Ermüdung in Gesellschaften, so erheitert Musik meistens mit sanftern freundlichern Bildern als Stille; und so können die, welche sich mit metaphysischen Ungewißheiten entkräftet haben, in den Gewißheiten des Euklides ihre Kräfte wieder finden.

7) Man bemerkt, daß einige Leute mehr, und andere weniger, daß auch einige, deren es aber nur sehr wenige giebt, gar nicht träumen. Dies kann nicht blos auf Rechnung der

verschiedenen Grade von Gesundheit geschrieben werden, deren diese Leute genießen, noch allein von ihren verschiedenen Lebensarten abhängen, obgleich auch diese und andere ähnliche Eigenheiten etwas darauf zu vermögen scheinen. Man wird finden, daß die Leute, die viel denken und wenig Körperbewegung haben, die grösten Träumer sind, wenn nehmlich ihre Einbildungskraft thätig wirkt, und ihr Nervensystem zärtlich empfindet; welches letztere leider eine nur zu gemeine Krankheit aller Gelehrten ist. Der Schlaf eines Arbeiters ist sanft und tief, und er erinnert sich selten seiner Träume; denn seine Seelenkräfte sind wenig beschäftigt, seine Nerven sind stark, und der Umfang seiner Einbildungskraft in einem nur geringen Raume beschränkt.

Die Natur thut nichts umsonst; und wird es daher nicht wahrscheinlich, daß den Körpern mancher Leute Träumen ungleich nothwendiger als anderen sey? — Unaufhörlich an eben dieselben unangenehmen Gegenstände geheftet bleiben, ist der Gesundheit und dem Verstande gleich nachtheilig. Gegen Schwäche, Mattigkeit der Geisteskräfte, welche oft aus dieser Quelle fließt, empfiehlt der Arzt immer Vergnü-

gnügungen, Gesellschaften, körperliche Arbeiten, Seereisen, und andere Mittel, die Seele von ihrem alten melancholischen Wege abzuleiten und mit neuen Ideen zu erheitern, sie zu einer neuen Richtung zu zwingen, und sie zu einer ungewöhnten Thätigkeit zu reizen.

Geh! sanfter Schwärmer aus deinem Cypressenhayne nicht einsam zu dem mit weinenden Bache. Geh und suche das angenehme Getümmel der Menschen und mische dich in den geräuschvollen Haufen. Entwirf dir Plane zur Erwerbung von Reichthum, von Macht, von Ruhm, dem Wunsche geadelter Seelen, und verfolge sie den Tag und die Nacht hindurch. Oder reise und suche Szenen, die das Auge durch Neuheit und den beständigen Wechsel ergötzen, jenseits der Alpen, jenseits der Appeninen. Oder geh Kuhner ins Feld, wo der Krieg raset und durch die Lüfte tönend die majestätische Trompete die stürmende Seele erhebt. Vergiß im Heere und unter den Mühsalen des Krieges alle sanftere und unmännliche Sorgen. *)

So mögen die, welche mehr als andere denken, der Mannichfaltigkeit, die das Träu-

*) Armstrong

men hervorbringt, auch mehr als andere bedürfen.

Gewiß sind Träume oft für die eine Erholung, deren Ideen verwirrt sind, oder die über unangenehme Gegenstände, und über einen Haufen von Gedanken, deren sie sich nicht füglich wieder entledigen können, zu lange gebrütet haben. Selbst ist es nicht einmahl nöthig, daß Träume, um diese Wirkung hervorzubringen, immer angenehm seyn müssen. Schwierigkeiten, selbst Szenen der Gefahr, sind, wie wir gesehen haben, Kranken, die von Schwermuth litten, empfohlen, und der Traum mag einer solchen Person einen sehr wesentlichen Dienst leisten, wenn er der Seele, selbst auch nur auf eine kurze Zeit, einen neuen selbst unangenehmen Stoß giebt. Wahrlich, selten sind die in ihren Träumen glücklich, deren Seelenkräfte sich in zu vieles Nachdenken verwickeln.

8) Man hat uns durch unwidersprechliche Begebenheiten glauben machen wollen, daß Träume eine Anzeige der künftigen Schicksale enthalten hätten. Daher bildet sich nun das gemeine Volk ein, daß sie immer prophetisch wären,

wären, oder prophetisch seyn könnten. Aber was ist wohl abgeschmackter? Soll ich denn daraus, weil es in alten Zeiten Propheten und Heilige gab, schließen, daß ich auch ein Prophet und ein Heiliger bin? Soll ich mir darum, weil es der Gottheit einmahl gefiel, sich Leuten auf eine außerordentliche Art zur Erreichung sehr großer Endzwecke zu offenbahren, vorstellen, daß sie mir die unbedeutenden Vorfälle meines Lebens einige Tage vorher, ehe sie eintreffen, bekannt mache? — Sie hat sehr gütig die Zukunft unserm Blicke verschleyert, das wenige ausgenommen, was uns zu wissen nothwendig war, und was wir durch unsere Vernunft auszumachen vermögen; denn ein Mensch, dem die Zukunft enthüllt wäre, würde beydes, unnütz und höchst elend seyn; für ihn würde jede Neugierde, jede Unternehmung zu Ende seyn, und jede Hofnung erloschen; bevorstehendes Elend würde ihn quälen, ehe es käme; und künftiges Glück würde durch diesen Vorgenuß jeden Reitz verlieren, den Ueberraschung und Neuheit damit immer verbinden. Er würde sich bewegungslos dann hinsetzen, in Erwartung der Uebel, die er, wie er wüste, nicht vermeiden könnte, und in Erwartung des Glückes, das ihn weder zur Thätigkeit noch zur Begierde erweckte.

Eine Auster, ohne Auge und Ohr, ohne Selbstgefühl und ohne Vernunft, würde so elend nicht seyn, — Selbst wenn Gott das Zukünftige durch seine Propheten vorhersagen ließ, so waren diese Prophezeihungen in so dunkle Ausdrücke gehüllet, daß man sie nicht vor ihrer Erfüllung ganz enträthseln konnte: sonst würden sie den Grundtrieben der menschlichen Handlungen und dem gewöhnlichen Gange der menschlichen Schicksale zuwider gelaufen seyn.

Ist es nicht befremdend, daß wir, wenn Träume wirklich prophetisch wären, nach der Erfahrung so vieler Jahrhunderte noch kein Mittel haben ausfindig machen können, sie auszulegen? — Und wenn auch nicht alle, sondern nur einige prophetisch wären, muß es uns nicht auffallen, daß jede Art des Traumes guten und bösen Menschen gleich eigen ist; denn es giebt von jedem Charakter einige abergläubische Leute die an Träume glauben, und einige vernünftige, die sie verwerfen. Zu sagen, daß Träume göttlichen Ursprunges wären, führt, wie Aristoteles schon bemerkt hat, manche Abgeschmacktheit mit sich, und unter andern auch diese, daß nicht

blos die weiseſten beſten Menſchen, ſondern alle ohne Unterſchied Träume erhalten *).

Die Regeln, nach denen der gemeine Haufe die Träume auslegen will, ſind zu lächerlich, als daß ich ihrer hier erwähnen ſollte, und immer von der Art, daß ſie etwas Prophetiſches in einen Traum hineinbringen. Sind nun der Traum und ein ſich nachher ereignender Zufall nur in irgend einem Zuge mit einander verwandt, ſo hat es natürlich der Traum vorher geſagt; haben ſie gar keine Aehnlichkeit mit einander gemein, und widerſprechen ſie ſich wohl ſogar einander, ſo hat es der Traum doch vorhergeſagt.

Daß zuweilen ein zufälliges Zuſammentreffen einer Begebenheit mit einem vorhergehenden Traume ſtatt finden mag, iſt nichts, was man von dem Wechſel der Zufälle nicht erwarten könnte. Es würde wahrhaftig weit wunderbarer ſeyn, wenn ſich dies nicht ereignete, ſobald man nur einige Rückſicht auf die Verſchiedenheiten unſerer Ideen im Schlafe und ihre beſtändige Analogie mit den Begebenheiten un-

*) Ariſt. de Divinatione per ſomnum. Cap. 1.

seres Lebens nimmt. Es ist wahrlich nichts darin, was uns mehr wunder nehmen könnte, als daß ein Dummkopf zuweilen etwas Vernünftiges sagt, oder eine unregelmäßige Uhr ein oder zweimahl des Jahres die richtige Stunde anzeigt. Dasselbe Zusammentreffen wirklicher Begebenheiten mit einer vorhergegangenen Einbildung läßt sich ebenfalls im Zustande des Wachens bemerken; als wie, wenn wir einen Freund, den wir nicht erwarteten, in dem Augenblick zu Gesicht bekommen, wenn wir eben an ihn denken, oder von ihm sprechen; ein so gemeiner Fall, daß er im Lateinischen, Englischen und Deutschen zu einem Sprichworte geworden ist.

9) Noch bemerke ich, daß die Träume zum Theil von der Beschaffenheit der Luft abhängen. Da sie auf die Leidenschaften einen mächtigen Einfluß hat, so kann man auch diesen sicher auf die Gedanken der Menschen ausdehnen. Denn die Vorstellungen, welche eine Leidenschaft in der Seele aufregt, stimmen immer mit ihr zusammen und erhöhen sie selbst. Die meisten Menschen wissen aus Erfahrung, wie wirksam reiner Himmel und Sonnenschein sey, uns zur Heiterkeit und zu neuen Hofnungen zu beleben,

und

und daß lange anhaltendes trübes Wetter nur Traurigkeit und Schwermuth hervorbringe. Vorzüglich trifft dies bey Personen ein, deren Nervensystem durch anhaltendes Sitzen geschwächt ist, und bey denen, welche viel denken. Diese sind, wie ich schon oben bemerkt habe, den beunruhigendsten Träumen ausgesetzt. Wenn äussere Luft auf eine so schwere Masse, als auf das Queckfilber in der Barometerröhre wirken kann, so kann es uns unmöglich wunderbar vorkommen, wenn sie auf die feinen Flüssigkeiten einen Einfluß hat, die durch den menschlichen Körper sich in einem Kreislaufe bewegen. Und wenn unsere Leidenschaften und Gedanken im Zustande des Wachens verschiedentlich durch die Beschaffenheit, durch den Mangel und Ueberfluß dieser Flüssigkeit modifizirt werden, und durch den Zustand der Röhren, in denen sie umlaufen, können wir uns wundern, wenn das nehmliche im Schlaf sich ereignet, wenn unsere Ideen, von den Fesseln der Vernunft befreyet, mehr von dem Einflusse materieller Reize abhängen? Ist die Luft mit dicken Dünsten beladen, so sind mehrentheils die Träume bey Leuten von einer zärtlichern Körperbeschaffenheit höchst unangenehm.

Wenn

Wenn nun unsere Gedanken im Schlafe Gestalt und Kolorit von so mancherley Umständen erhalten; vom allgemeinen Zustande unserer Gesundheit, von der Beschaffenheit des Magens und der Flüssigkeiten zu der Zeit, von der Temperatur der Luft, von der Richtung unserer Ideen den Tag über, und der Stellung der äußeren Gegenstände gegen unsere Sinnorgane, kann uns dann wohl die Mannichfaltigkeit unserer Träume in Erstaunen setzen? Und wenn uns einer vorkäme, der sonderbar und unangenehm wäre, ist es nicht der Vernunft weit angemessener, ihn einer oder der andern Ursache zuzuschreiben, als sich mit jenen närrischen Einbildungen zu quälen: das ist übernatürlich: das bedeutet Unglück? Wie oft steigen den Tag über Gedanken in uns auf, deren Quelle wir nicht kennen, die vielleicht eben so außerordentlich sonderbar und unpassend sind, als die, woraus unsere Träume sich bilden.

Ich erinnere mich einmahl nach einer Reise zu Pferde von dreyßig Meilen in einem sehr heftigen Winde, die ganze Nacht unter den fürchterlichsten Träumen zugebracht zu haben, so, daß ich zuletzt dadurch meiner Qualen aller los

werden

werden zu können glaubte, wenn ich mich wachend zu erhalten suchte. Wäre ich abergläubisch gewesen, so würde ich ein drohendes Unglück geahndet haben; aber es fiel mir ein, das stürmische Wetter, welchem ich mich den Tag vorher hatte aussetzen müssen, möchte wohl die einzige Quelle aller dieser Schreckniße seyn, und nach der Zeit stießen mir in einem medicinischen Werke einige hiermit gänzlich übereinstimmende Ideen auf. Eine sehr unbedeutende Ursache kann die unmerkliche Ausdünstung stören, die zur Gesundheit so nothwendig ist, und wenn sich dies ereignet, so können wir unmöglich so ruhige Träume, als sonst erwarten. Man erschrecke daher nie über seltsame Träume; denn nichts ist wahrscheinlicher, als daß dies ein Symptom einer kleinen körperlichen Unordnung sey. Und verhält es sich so, so hat es mit der Zukunft nichts mehr zu thun, und ist um nichts übernatürlicher, als ein Schnitt in den Finger, oder Zahnschmerz.

Ueber die Meinung einiger, daß unsere Träume von unsichtbaren Wesen gebildet würden, will ich bloß die Anmerkung machen, daß sie mir sehr unwahrscheinlich vorkomme. Ich sehe zuerst nicht den mindesten Grund zu der Annahme mehrerer

rerer Millionen von geistigen Wesen, welche die Vorsehung zu einem solchen Geschäfte anwende, als das, uns ganz gewöhnliche Träume zu machen. Zweitens ist es mir unbegreiflich, wie auf diese Geschöpfe bey einer solchen Operation die äußere Luft oder der Gesundheitszustand Einfluß haben könne, welche bekanntlich sowohl im Schlafe, als im Wachen, auf unsere Ideen mächtige Wirkungen äussern. Und wir bedürfen drittens nach der Kenntniß, die wir von der hinreissenden Stärke unserer Phantasie beym Wachen haben, nicht erst der Annahme eines fremden Reizes, um die mannichfaltigen Erscheinungen in einem Traume zu erklären, sondern die Seele scheint hierzu selbst hinreichende Kräfte zu besitzen. Fieber, Schwermuth, und noch manche andere Krankheiten, geben den Gedanken des Menschen im Zustande des Wachens eine eben so große und oft noch größere Wildheit, als die, welche im Schlafe sich zeigt. Wenn man nicht die Wirksamkeit der unsichtbaren Wesen zur Erzäugung des erstern voraussetzt, warum sollten wir in Rücksicht ihres Einflusses auf das letztere unsere Zuflucht zu ihnen nehmen? — Aber es ist eine Sache gewisser Erfahrung, daß die Seele im Schlafe sich leidend verhält, daß sie oft durch

Ge-

Gesichte gemartert wird, von denen sie sich gewiß, wenn sie könnte, entledigen würde. — Man kann darauf mit der eben so gewissen Erfahrung antworten, daß die Seelen der Leute, welche Angst und Trübsinn quält, sich oft gegen diese Leidenschaften sehr leidend verhalten, wenn sie wachen; daß sie selbst von traurigen Gedanken gemartert werden, wovon sie die ganze Kraft ihrer Vernunft, alle Bestrebungen ihres Willens und alle Ermunterungen ihrer Freunde schlechterdings nicht zu befreyen vermögen.

Zum Schluß merke ich noch an: die Vorsehung wacht über alle Schicksale des Menschen, und oft, wir wissen nicht wie oft, mischt sie sich zu unserer Erhaltung in sie. Es wäre daher außerordentlich viel Stolz, wenn man versichern wollte, daß in Rücksicht der Zukunft nie in Träumen übernatürliche Warnungen enthalten gewesen wären. Ich habe daher hier nicht zur Absicht haben können, einer beglaubten Erfahrung, oder einer historisch erwiesenen Thatsache zu widersprechen, sondern nur zu erweisen: daß Träume von einer Menge Ursachen, die nichts weniger, als übernatürlich sind, entstehen, und daß wir, so fremd uns auch noch

die

die Natur dieser wunderbaren Empfindungsart ist, doch genug davon wissen, um zu begreifen, daß sie weder unnütz, noch überflüssig sind, sondern im Gegentheil Zwecke von großer Wichtigkeit sowohl für die Gesundheit unsers Körpers, als für das Wohl unserer Seele beabsichtigen mögen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beattie, James, 1735-1803

Jak. Beatties, LL. D. Professors der Moralphilosophie und Logik am Marschall-Collegio auf der Universität zu Aberdeen, und Mitglieds der Seelä ndischen Sozietät der Künste und Wissenschaften, Moralische und Kritische Abhandlungen
Bd.: Erster Theil

Göttingen 1789

Ph.u. 36-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045174-7
VD18 9062226